BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS





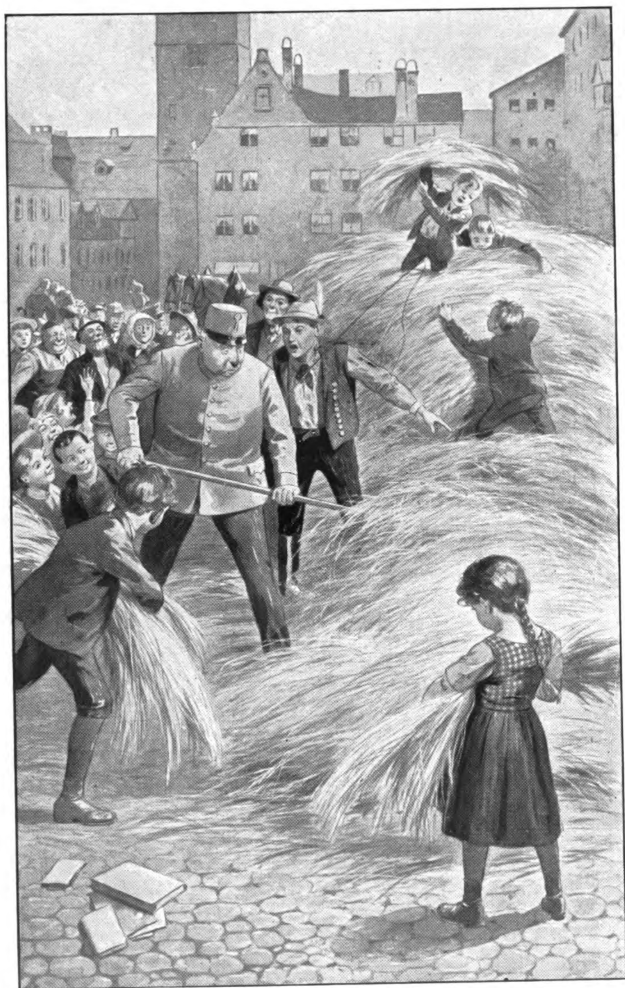



Bücher-Sammlung
von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Der Schweindlstecher“ von Artur Achleitner.
(S. 78)
Originalzeichnung von M. Flashar.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Zweiter Band



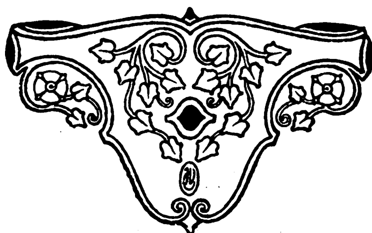
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

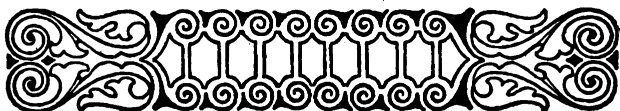
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Seite





Willst du dein Herz mir schenken —

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.) ▽ (Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Die Sonne brach ihr Licht in tausendfältigen Prismen längs der Buchtungen des Neuen Sees, aus welchem die kleinen winterdürren Inseln wie griesgrämige Gesichter hervorlugten. Da wimmelte es zur Mittagsstunde auf der spiegelblanken Bahn von flinken Läufern und eleganten Damen.

Voll Begeisterung für dieses herrliche Vergnügen hatte Liska ihre Schlittschuhe angeschnallt und sich mit Harda Hand in Hand in das gleitende Gewühl gestürzt, als sie plötzlich tief errötend das Bedürfnis fühlte, ihren kleinen Muff wie eine Maske vor das Gesicht zu drücken.

„Was soll denn das?“ fragte Harda unwillig. „Du wirst hinfallen. Sei doch nicht so albern.“

„Geplumpst wird auch, wenn's sein muß,“ sagte Liska, nach der Seite blinzelnd.

„Dann, bitte, lauf allein!“ Sie löste ihre Hand aus dem warmgefütterten Pelzhandschuh und schwebte in wiegender Eile davon.

Über ihr flimmerte der blaue Himmel, von silberigen

Wölkchen zart betupft, flatterte der Wind in neckischen Stößen von Ast zu Ast, alle Wangen streifend und mit Daseinsfreude färbend.

Es sah mancher ihrer schlanken Gestalt nach, einer besonders aufmerksam. Kaum hatte Hauptmann Hartleben sie erkannt, als er wie ein Pfeil durch die ihm gleichgültige Menge hindurch ihr nachfuhr.

„Das ist mehr, als ich mir hätte träumen lassen," sagte er verbindlich grüßend. „Ein ganz unverhofftes Glück, mich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen."

„Danke — tadellos!" sagte sie, um so angenehmer überrascht, als sie sein Äußeres heute vorteilhafter fand als auf dem Ball — kraftvoll, energisch, wie er vor ihr stand.

„Gnädiges Fräulein sind eine wahre Künstlerin auf dem Eise, wie ich bemerkte."

„Ach, es geht!" sagte sie geschmeichelt und abwehrend zugleich.

Die Freude, sie wiederzusehen, lag so deutlich in seinen Blicken, daß Harda dieses Frohgefühl plötzlich im Herzen mitempfand.

„Darf ich mir erlauben, mich als Begleiter anzubieten, vorausgesetzt, daß mein Können genügt?" fragte er.

Sie nickte.

Es waren wenige Offiziere auf dem Eise, der stattlichste darunter war Hartleben. So beglückte es ihre Eitelkeit, eine von den wenigen Damen zu sein, die eines solchen Ritters teilhaftig wurden.

Seite an Seite flogen sie dahin.

„Gnädiges Fräulein sagten neulich, Sie müßten sich erst an die hiesigen Verhältnisse gewöhnen. Also sagen Ihnen dieselben vorläufig nicht zu?"

„Nicht sehr," erwiderte sie und, da der Moment-

zauber schwand, mit einer beträchtlichen Dosis Selbstgefühl. „Andere Nationen verstehen es besser, sich zu unterhalten. Hier ist alles so schwerfällig."

„Etwas jedenfalls. Aber daneben ist eine nicht zu unterschätzende Solidität spürbar."

„Was verstehen Sie unter Solidität?" fragte sie in Kniebelschem Tone. „Große Mittel? Reichtum? Man liest ja in den neuen Lehrbüchern, Deutschland sei ein reiches Land. Aber das, was man davon im Berliner Straßenleben zu sehen bekommt, erinnert doch sehr an Wochenlohn und Sparbüchse —"

„Also ist die Hauptmasse doch solide," fiel er lächelnd ein.

Er wunderte sich im stillen, daß die Tochter eines verstorbenen Beamten, die Tochter einer in ihren Geldmitteln sichtlich beschränkten Mutter sich so voll Überhebung äußerte. Aber bekannt mit der üblichen Verwöhnung erwachsener Töchter führte er dies darauf zurück. „Gnädiges Fräulein sind also keine Verehrerin des Sparsystems?" fragte er scherzend. „Sie wollen dem Luxus und der Verschwendung nicht steuern helfen?"

„Sicher nicht!" Sie fühlte den Unterton leichter Ironie heraus, errötete und brach das Gespräch ab.

„Flattert man nicht auf diesen schmalen Eisen unter den Füßen wie auf Flügeln dahin?" fragte er leiser. „Hat man nicht das Gefühl, als entführten sie uns aus dem Alltäglichen? Leider nur für kurze Zeit! Aber man hat doch die Hoffnung gewonnen, sich ein nächstes Mal wieder dieser Flügel bedienen zu können."

„Frostwetter vorausgesetzt," fiel sie lächelnd ein.

„Und gütige Nachsicht mit meiner Geschicklichkeit und Unterhaltungsgabe."

„Vorläufig haben wir beide noch gar nicht gezeigt, was wir an Schlittschuhkünsten leisten können," sagte sie. „Ich denke, wir fangen jetzt einmal damit an." Sie reichte ihm die weißbehandschuhte Rechte, deren Wärme ihn glücklich durchstrahlte.

„Ich wartete nur auf Ihren Befehl."

Hand in Hand glitten sie dahin in Bogen, in Achtern, in Schleifen — flüchtig wie der Wind und biegsam wie das raunende Rohr.

In der Erregung, welches dieses Beisammensein in ihr auslöste, wie auch in dem ehrgeizigen Streben, sich ihrem Partner überlegen zu zeigen, hatte der Gedanke an Liska keinen Raum in ihr.

Diese, allein gelassen, hatte den Muff vom Gesicht genommen, schleunigst kehrt gemacht und die Richtung nach der entgegengesetzten Seite eingeschlagen.

Rund um die Insel sausend, spürte sie plötzlich einen dunklen Schatten neben sich, der mit gleicher Geschwindigkeit dahinglitt.

„War das nötig?" sprach eine gedämpfte Stimme. „Ich habe Sie ja doch gleich erkannt. Wollen Sie mir nicht erlauben, Ihnen guten Tag zu sagen?"

„Guten Tag!" rief sie hastig zurück im Andenken an die Schelte, welche ihr das Groschenabenteuer eingetragen. „Na also — guten Tag!"

„Sie sind heute so schlechter Laune?"

„Schlechter Laune? Nie!" sagte sie energisch. Im nächsten Augenblick lachte sie hell auf. „Ihren Groschen hat die alte Streichholztante an der Ecke bekommen. Sie hat sich sicher einen Kümmel dafür geleistet."

„Tadellos!" sagte er, ihr nunmehr die linke Seite abgewinnend. „Aber vielleicht wäre es besser gewesen, Sie hätten ihr Bonbons dafür geschenkt."

„Nein," sagte sie mit schelmischem Zwinkern. „Die

hätte ich höchst wahrscheinlich selbst gegessen. Was dann?“

„Das wäre geradezu ein ideales Groschenschicksal gewesen. — Wie ist es doch nett,“ fuhr er heiter fort, „wenn man eine kleine Beziehung hat! Sonst wäre ich nie dazu gekommen, mich Ihnen hier aufzunötigen. Was macht denn die Schule?“

„Danke, sie befindet sich. — Wissen Sie was Neues?“ wandte sie sich ihm plötzlich mit drolligem Ernst zu. „Ich werde Schulmeisterin.“

„Ach, die armen Würmer!“

„Nanu?“

„Ich meine, die glücklichen Kinder,“ verbesserte er sich. „Aber warum denn auf einmal? Es wäre ja zweifellos ein unendlicher Gewinn für die Pädagogik, aber —“

„Uzen Sie nicht!“ fiel sie ihm lachend ins Wort.

„Sie glauben doch selbst nicht, daß ich das wagen würde,“ sagte er, die schweren blonden Zöpfe bewundernd. „Aber sagen Sie, fühlen Sie denn den Beruf dazu in sich?“

„Mächtig!“ rief sie schelmisch. „Sehe ich nicht so aus?“

„Und dann?“

„Dann wird drauf losgepaukt,“ sagte sie, den Muff schwenkend. „Wer nichts lernt, kriegt Wichse.“

„Und dann?“

„Ich habe schon einen Platz im Altjungfernstift in Aussicht.“

Es klang so unbeschreiblich komisch, daß ihr Begleiter in lautes Lachen ausbrach. „Das ist ja reizend! Wann fängt denn diese Würde an?“

„Ach, erst muß ich doch eingesegnet sein! Ostern — dann habe ich meine sechzehn Jahre voll, dann geht's

los mit dem Seminar!“ Wieder schwenkte sie den Muff energisch durch die Luft.

„Wissen Sie, wo ich dann bin?“

„Am Nordpol?“

„Nein, etwas südlicher. In Konstantinopel.“

„Was wollen Sie denn bei den Türken?“ fragte Liska voll Staunen die Augen weit öffnend.

„Den Diplomaten spielen.“

„Haben Sie denn auch das studiert?“ fragte sie höchst erstaunt.

„Ja, denken Sie: demnächst wird das große Staatsexamen durch meine Weisheit in Erstaunen versetzt werden. Ganz unglaublich — was?“

„Das hätte ich nicht gedacht,“ sagte sie, ihn bewundernd anstarrend.

Er lachte, daß ihm die Tränen aus den Augen kamen. „Sieht man mir nicht an — wie? Mein alter Herr hat mich kräftig vorwärts geschoben. Hoffentlich sinke ich nun nicht in Ihrer Achtung.“

„Haben Sie nicht Angst, daß Sie durchplumpsen könnten?“ fragte sie.

„Dieses weniger. Aber der Plumps kann deshalb doch kommen. Vielleicht sind Sie so gütig und halten für mich den Daumen? Sie geben doch auch viel auf dieses Mittel?“

„Sie etwa nicht?“ fragte Liska.

„Wenn ich den Tag wüßte, an dem Sie ins Feuer gehen, sollten meine Daumen —“

„In Konstantinopel!“ sagte sie. „Unsinn! — Jetzt aber los!“

Er streckte ihr die Hand entgegen, sie schlug tapfer ein — und fort sausten sie. Es fiel ihnen gar nicht ein, sich ihre Namen gegenseitig abzufragen. Für ihr fröhliches Beisammensein genügte es, daß sie neben-

einander hinschwebten, an den anderen vorüber, denen die Daseinsfreude nicht so herzerquickend vom Antlitz strahlte.

— — — — — — — — — — — — —

„Ich hoffe," sagte Hartleben, als Harda sich nach dem Ufer zurückwandte, indem er stehen blieb, um sich von ihr zu verabschieden, „ich hoffe sehr, daß der Winter ein Einsehen haben wird und uns noch weiter so herrliche Frosttage beschert. Ich komme ja nicht oft dazu, dies Vergnügen zu genießen, aber es würde mir eine besondere Freude sein, falls ich noch einmal den Vorzug haben sollte, gnädiges Fräulein hier zu begrüßen."

„Das könnte wohl möglich sein," sagte Harda.

„Dann also nehme ich die Hoffnung mit."

Sie nickte. „Vielleicht — auf Wiedersehen!"

Er grüßte noch einmal verbindlich und eilte davon.

Während sie Umschau nach Liska hielt, kam diese allein im Fluge heran. „Es ist schon mörderlich spät — weißt du?"

Das verschönernde Rot verschwand schon aus Hardas Zügen. „Mit wem bist du denn gelaufen?"

„Mit meinem Groschenmann," sagte Liska, ihre Schlittschuhe hastig abschnallend.

„Mit wem? Sprich doch nicht immer solchen Unsinn."

„Was?" rief sie lachend. „Erst wollt ihr mir alle Haare seinetwegen ausreißen, und nun weißt du gar nichts mehr davon?"

„Ach so — der! Da hättest du auch etwas Besseres tun können." —

Als sie nach Hause kamen, sagte die Rätin bedrückt: „Die Einladung von der Familie Grottfuß zum Ball ist schon da. Wenn ich es doch nicht versprochen hätte!"

„Hurra! Mutterchen geht zu Ball!“ rief Liska, ihren Muff in die Höhe werfend.

„Wann ist's, Mama?“ fragte Harda.

„In vier Wochen. Ich denke, mein Grauseidenes genügt wieder. Ein neues Spitzenfichu wird's tun.“

„Du darfst doch nur bestimmen, Mama,“ sagte Harda hastig, mehr in dem Gedanken, die Erscheinung ihrer Mutter könnte unangenehm auffallen, als aus kindlicher Fürsorge, „was du für dich anschaffen willst.“

„Ich danke, Kind. Es wird ja den Leuten gleichgültig sein, was ich anziehe. Ich lege das Geld, das ich daran wenden könnte, lieber für Liska zurück. Sie wird's gebrauchen können.“

Liska fiel ihr um den Hals. „Mutter, wenn ich's hätte, ich wickelte dich in Samt und Seide.“

„Habt ihr Bekannte getroffen?“ fragte die Rätin ablenkend.

„Ich!“ rief Liska lachend.

„Den Menschen hat sie gesehen, der ihr den Groschen neulich lieh,“ sagte Harda kurz.

Liskas Absicht, mit einer schmetternden Ehrenrettung herauszurücken und Konstantinopel und Staatsexamen aufglänzen zu lassen, erhielt einen Riegel durch den Zweifel, ob er denn überhaupt als ein Mann der guten Gesellschaft aufzufassen sei oder nicht. Sie schwieg also.

„Hauptmann Hartleben war auch da,“ fuhr Harda leiser fort. „Wir sind zusammen gelaufen.“

Die Rätin sah ihre Tochter prüfend an. Dann sagte sie freundlich: „Mir hat er sehr gefallen. Ich sehe gern so offene, kluge Gesichter.“

„Mir gefällt er auch,“ sagte Harda noch leiser und ging aus dem Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — —

Hartleben lief, nachdem er die schlanke Gestalt mit

dem wehenden Federhut hatte verschwinden sehen, noch etliche Male über die glitzernde Fläche mit dem Gefühl im Herzen, daß das lockende Bild um ihn an Glanz und Reiz ersichtlich verlor. Er schnallte die Schlittschuhe ab und ging über die Lichtensteinbrücke am Kanal entlang zurück.

Unwillkürlich sah er nach rechts und nach links, ob sich der weiße Hut nicht wieder zeigen wollte, und lachte sich selber aus, wenn der Sonnenschein ihm eine Täuschung vorspiegelte, die ihn zu rascherem Schritte antrieb. Begriff er doch selbst nicht, was sich Unruhiges in ihm einnistete und seine Gedanken aus der gewohnten Bahn trieb.

Oft war er in der Lage gewesen, einer neuen Erscheinung Interesse zuzuwenden, um es ebenso schnell wieder zu verlieren, sobald der Reiz der Neuheit sich verlor. Warum nicht jetzt auch?

Und wieder dachte er dem ihm rätselhaften Wesen dieses Mädchens nach, das eine Haltung bewahrte, als ständen ihr Equipagen und Dienerschaft zu Gebote, obwohl er sie mit ihrer Mutter wie andere gewöhnliche Sterbliche in einer Droschke hatte fortfahren sehen. Wieder sah er ihre rätselhaften Augen vor sich in der Unfaßbarkeit des wechselnden Ausdrucks. Er konnte den Schleier nicht vergessen, der sich seinen Blicken gegenüber wieder und wieder über den kalten Glanz der braunen Iris gelegt, den Schleier, welcher auch das bezaubernde Rot auf ihre Wangen gehoben. Wenn er das alles auf die Wagschale seiner eigenen Empfindung legte, dann fühlte Hartleben, daß sich zwischen ihnen beiden ein Band wob. Ob es klug war, an diesem Bande fortzuweben?

In seiner Wohnung angelangt, griff er zu seinem alten Mittel gegen grübelnde Unlust — zur

Arbeit. Sie war es ja, zu der er sich bisher ausschließlich hingezogen fühlte, die ihn auf seinen jetzigen Posten geführt und ihm einen erfreulichen Ausblick auf eine erfolgreiche Zukunft eröffnete.

Aber er warf die Feder bald wieder fort, um sich aufs neue seinen Gedanken hinzugeben.

Wenn er Herr seiner Neigung werden wollte, brauchte er nur jede weitere Begegnung zu vermeiden. Nichts leichter als das — es lag ganz in seiner Hand. Wenn er es aber nicht wollte, dann gab ihm sein kleines Erbe die Möglichkeit, das vorgeschriebene Vermögen für einen Hauptmann zweiter Klasse aufzuweisen.

Das waren die Schwierigkeiten nicht, die er fürchtete. Frau Müllbrich machte jedenfalls eine bescheidene Aussteuer möglich. Die ersten Jahre der Ehe, wo alles neu beschafft ist, stellten keine sonderlichen Forderungen. Es würde gehen, gut gehen sogar, ein freudiges Sichfügen ihrerseits vorausgesetzt — aus Liebe.

Ihre Liebe! Das war die Angel, um welches sich dieses Zukunftsbild in immer schönerem Licht drehte. So schön, daß Erich Hartleben, mochte er sonst noch so vorsichtig und abwartend gehandelt haben, die Vorstellung, Harda fortan aus dem Wege zu gehen, als widersinnig und unausführbar von sich wies. —

Als er Harda wieder auf dem Eise traf und die Erkennungsröte auf ihren Wangen gewahrte, eilte er frohbewegt an ihre Seite. „Wenn Sie wüßten, wie ich mich auf dieses Wiedersehen gefreut habe!“

„Der Winter tut Ihnen den Gefallen und ist standhaft,“ sagte sie lächelnd.

„Darf ich Ihnen sagen, daß mein Herz deshalb voll Dank ist?“ fragte er leise.

Es ward ihr eigen zumute wie nie zuvor. Über den Flirt hinaus hatte sie dieses Beisammensein nicht

bewertet. Das Aufblitzen einer tieferen Absicht machte ihr Blut schneller fließen, verlieh ihr einen Schimmer reizvoller Befangenheit, der Hartlebens Hoffnungen hoch und höher steigen ließ. „Soll ich das Wort hier ins Eis ritzen?“ fragte sie mit einem Versuch, sich das wunderliche Gefühl aus der Seele zu scherzen.

„Nur daran glauben sollen Sie,“ sagte er rasch.

„Wie aber, wenn ich ein ungläubiger Thomas wäre?“

Er sah ihr einen Moment forschend in die dunklen Augen, dann sagte er: „In diesem Fall könnte ich nur bitten, Beweise anzunehmen.“

Das Blut stieg ihr wieder in die Wangen, als sie scherzend erwiderte: „Frauen sind nicht so leicht zu überzeugen, wie Sie wissen sollten.“

„Was ich weiß, ist, daß ich nie so froh gestimmt war als in dieser letzten Zeit, nie so unaufmerksam gearbeitet habe wie gerade jetzt, und doch nicht unzufrieden war mit mir. Das ist das merkwürdigste.“

„Sind Sie so streng gegen sich selbst?“

„Mitleidlos,“ sagte er ernst. „Und damit glaube ich im Recht zu sein. Vielleicht bin ich darin etwas zu sehr Pedant. Aber ich habe es als das richtige erkannt, um im Leben vorwärts zu kommen und dabei an Selbstachtung nichts einzubüßen.“

„Haben Sie Verbindungen, die Ihnen das Vorwärtskommen erleichtern?“

„Nicht daß ich wüßte,“ sagte er lächelnd, „abgesehen von dem guten Ruf meines verstorbenen Vaters als Schriftsteller und Kanzelredner. Aber ich glaube nicht, in meinem Beruf davon Vorteil zu haben.“

Sie konnte sich nicht verhehlen, daß seine Stimme eine gewisse Macht über sie auszuüben begann, daß

sie ihr angenehm im Ohre klang und den Wunsch erweckte, ihm weiter zuzuhören.

„Von diesen schönen Talenten ist nun gar nichts auf mich übergegangen,“ fuhr er scherzend fort. „Ich habe noch nie ein Gedicht fertiggebracht —“

Sie lachte. „Ich auch nicht. Das Pensionsalbum war mir immer ein Greuel.“

„Das wundert mich. Bei jungen Damen könnte ich mir's eigentlich ganz hübsch denken.“

„Was denken?“ fragte sie, in den Kniebelschen Ton verfallend.

„Enthusiasmus, Romantik, Idealismus — all das Rankenwerk der Jugend. Dem späteren Leben kann's schon recht sein, wenn dieser Vorrat möglichst langsam aufgezehrt wird. Die Frauen werden dadurch gewiß nicht geschädigt.“

„Aber auch nicht befriedigt,“ sagte sie hastig.

„Wahr!“ sagte er, ihr Auge verlangend suchend. „Das wird das Herz nur durch eines!“

Da schoß wieder und verstärkter das Blut zu ihrem Herzen. Es kam wie ein Angstgefühl über sie, daß sie die Antwort nicht fand.

Hartleben reichte ihr die Hand. „Auf Wiedersehen!“

Was sie vordem als Anmaßung empfunden haben würde, zwang sich ihr jetzt als Notwendigkeit auf. Sie legte ihre Rechte in die seine. „Vielleicht!“

„Gewiß!“ sagte er, ihre Finger einen Moment fest in den seinen haltend. „Ganz gewiß! Und bald!“

— — — — — — — — — — — — —

Die Rätin bekam keinen kleinen Schreck, als ihr das Mädchen am übernächsten Tage zur Besuchszeit die Karte des Hauptmanns Hartleben überreichte. Nicht sowohl das Ungewohnte eines solchen Besuchs, als die

ins Auge springende Ursache desselben benahm ihr für einen Moment die Sprache.

„Ich lasse bitten," sagte sie endlich leise und ging in die Nebenstube, um ihre Hausschürze abzulegen und womöglich ihrer mütterlichen Erregung Herr zu werden.

Als sie zurückkam, stand Hartleben mitten im Zimmer, den Helm in der Hand, ruhig und sicher in der Haltung, die kein Zweifel mehr erschütterte.

„Ich nehme mir die Freiheit, gnädige Frau, mich persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Danke — danke sehr!" sagte sie, ihm den Sessel zu ihrer Rechten anbietend. „Es ist sehr liebenswürdig. — Wollen Sie nicht ablegen?"

Er setzte den Helm neben sich auf den Teppich. „Ich hatte das Glück, zweimal mit Ihrer Fräulein Tochter auf dem Eise zusammenzutreffen."

„Ich weiß," sagte die Rätin, völlig benommen von der Vorstellung, in diesem Mann den Gatten ihres Kindes, ihren zukünftigen Schwiegersohn zu sehen. „Harda erzählte davon. Sie laufen sehr gut Schlittschuh," fügte sie freundlich hinzu.

Er verneigte sich dankend.

In diesem Moment ging die Tür auf, und Harda trat ins Zimmer. Als sie Hartleben erblickte, blieb sie, bis ins Herz von rieselndem Erschauern erfaßt, errötend stehen.

Der Flirt ward Ernst. Der Mann stand hier, mit dem ihre Gedanken nicht aufhören wollten sich zu beschäftigen. Er war gekommen, sie an sich zu fesseln, ihr alles zu werden. Und wieder rieselte der ahnende Schauer durch ihre Glieder.

Hartleben war aufgestanden und ihr entgegengetreten. „Ich höre soeben zu meiner Beschämung,

gnädiges Fräulein, daß Sie meiner geringen Künste auf dem Eise Ihrer Frau Mutter gegenüber Erwähnung getan."

Ihre Wimpern zuckten. Sie konnte seinen fragenden Blick nicht erwidern. Er und sie! Ihr Leben, ihr Lieben restlos in dem seinen aufgehend! Und das alles, weil dieses unbotmäßige Gefühl immer wieder in ihr Herz schlich, sich wie ein Traum über sie senkte, sie von ihrem innersten Wollen und Wünschen loslöste.

„Ich bin so großer Güte kaum würdig," fuhr er fort, das Gedankenspiel in ihren Mienen mit Entzücken betrachtend.

„Doch!" sagte sie mit einem raschen Blick auf Frau Müllbrich. „Sie laufen in der Tat ausgezeichnet."

Die Rätin hörte es nicht. Sie sah auf die lebensfrohen, jungen Menschenkinder, die das Glück über sich schweben glaubten, wie sie es einstens neben ihrem zweiten Gatten gefühlt hatte, wo eine Blüte ohnegleichen sich weit, weit auseinander tat und doch, von eisiger Hand berührt, tot zu ihren Füßen sank.

Hartlebens Stimme zerstörte den Bann. Er saß wieder neben ihr, Harda gegenüber. „Gnädige Frau wohnen noch nicht lange in Berlin?"

„Bald nach meines Mannes plötzlichem Tode," sagte sie, betroffen, wie sich diese Frage ihren letzten Gedanken anschloß, „zogen wir von Freistadt hierher."

„Von Freistadt?" fragte er aufhorchend. „Also nicht weit von meiner Heimat."

„Von Ihrer Heimat?"

„Etwa drei Meilen von Freistadt liegt die Ortschaft Barnekow —"

Die Rätin fuhr zusammen. „Ja — aber dort war ein Herr v. Warnulf!"

„Der Besitzer des Gutes heißt so. Mein Vater war dort Pastor, gnädige Frau.“

„Ach so,“ sagte sie leise — „Pastor. Ihre Eltern leben noch dort?“

„Beide sind tot. Aber ich bin ein Barnekower Kind. Kennen gnädige Frau den Herrn v. Warnulf persönlich?“

„O nein!“ sagte sie hastig. „Es kam nicht dazu. — Kommen Sie noch öfter nach Barnekow?“

„Selten jetzt. Ich habe da noch eine betagte entfernte Verwandte, die treu meinen Eltern zur Seite stand und sie pflegte. Zum Lohn hat Herr v. Warnulf, der ein sehr guter, vornehm denkender Mann ist, ihr ein Häuschen eingeräumt und ausgebaut. Ich schätze Herrn v. Warnulf sehr. Er war ein Freund meiner Eltern.“

Bei dieser Klarlegung seiner Familienverhältnisse, denen die Rätin mit größter Spannung lauschte, kam Harda die geringschätzige Abneigung, welche sie gegen kleinbürgerliche Existenzen hegte, so lebhaft in Erinnerung, daß sie, wie aus einem schönen Traum erwachend, Hartleben erschreckt ansah.

„Herr v. Warnulf,“ sagte die Rätin, sich immer mehr zu Hartleben hingezogen fühlend durch die Erinnerungen, die er in ihr erweckte, „war meines Mannes bester Freund. Ich will gern glauben, daß der unglückliche Zufall, welcher meines Mannes Tod herbeiführte —“

Jetzt stand ihm das traurige Ereignis, welches er damals durch Hörensagen erfuhr, klar vor Augen. „Das war Ihr Herr Gemahl?“ fragte er mit schonungsvoller Teilnahme.

„Mein Mann,“ sagte sie leise.

„Und der des Mordes verdächtigt wurde, war einst mein Bursche — Riedel aus Barnekow.“

Die Rätin sah mit sprechender Bewegung auf ihre Tochter.

„Wie ist das wunderbar!“ sagte Harda. Aber ihr Denken und Fühlen lag im Kampf mit sich selber. Was kümmerte sie diese längst vergessene Sache, über die der Efeu schon seine Ranken spann. Sie sah nur den Mann, zu dem sie ein innerstes Sehnen zog, und dem sie doch ihre stolzen Zukunftspläne nicht opfern mochte.

„Ihr Bursche?“ fragte die Rätin erschüttert. „Ein entsetzlicher Mensch!“

„Er war ursprünglich nicht schlecht,“ sagte Hartleben. „Verhältnisse, in die er später geriet, müssen ihn verwildert haben. Eine gewisse Roheit gegen seine Kameraden, derenthalben er während seiner Dienstzeit zweimal bestraft wurde, muß in ihm stark fortgewuchert sein.“

„Ich will es gern glauben, daß er nicht die Absicht hatte, diesen Mord auf sich zu laden,“ sagte die Rätin.

„Die Welt ist doch recht klein,“ lächelte Hartleben, die ernste Stimmung verscheuchend. „Überall knüpfen sich Beziehungen wieder an, selbst in diesem unheimlich ausgedehnten Berlin.“

„Es ist wunderbar,“ sagte die Rätin mit herzgewinnender Freundlichkeit, „daß Sie als Pastorsohn gerade die militärische Laufbahn ergriffen haben, die Ihnen doch eigentlich am fernsten liegen mußte.“

„Ich habe mich immer sehr gern herumgeprügelt,“ erwiderte er lachend, „vielleicht ist das der Ursprung meines späteren Entschlusses, Soldat zu werden. Von dem bedeutenden Rednertalent meines Vaters ist außerdem nichts auf mich gekommen. Und dann kam noch etwas dazu,“ fuhr er schneller fort, Hardas lauschendes Antlitz mit hellem Blick streifend. „Eine Großtante setzte mich zu ihrem alleinigen Erben ein,

so daß den Eltern keine sonderlichen Kosten durch meine Berufswahl erwuchsen. Ich bin in materiell unabhängiger Lage, hoffe auch, es im Dienst noch weiter zu bringen."

Die Rätin nickte immer beistimmender. Es kam ihr ein Hauch jener Stunde zurück, da ein geliebter Mann sie mit gleich schlichter Aufrichtigkeit in seine Vergangenheit und hoffnungsvolle Zukunft sehen ließ. „Wenn meine Wünsche etwas dazu vermöchten," sagte sie warm, „sollte Ihre Laufbahn sehr glänzend sein."

Er nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

Ganz im Flusse ihrer Empfindungsart sagte sie, als er sich erhob: „Ich lebe von der Geselligkeit zurückgezogen, Herr Hauptmann. Wenn Sie uns aber einen Abend im Familienkreise schenken wollen, wird es mich erfreuen."

„Ich danke Ihnen von Herzen für diese gütige Erlaubnis, gnädige Frau. Ich werde nicht verfehlen, davon Gebrauch zu machen."

Er trat einen Schritt auf Harda zu — da schrak sie auf.

Die Worte, die ihm auf der Zunge schwebten, unterdrückend, verneigte er sich stumm vor ihr und ging aus dem Zimmer.

Als die Korridortür hinter ihm ins Schloß fiel, faßte die Rätin, noch ganz dem Augenblickseindruck hingegeben, Hardas Hände. „Kind, wie gut hast du gewählt! Du ahnst nicht, wie glücklich es mich macht für deine Zukunft! Ich konnte die Sorge nicht loswerden, du möchtest dich durch Äußerlichkeiten blenden lassen. Ich habe dir unrecht getan — das will ich dir gern abbitten. Wenn du nur glücklich wirst!" Sie zog ihre Tochter an die Brust. „Nur das, mein Kind — nur das!"

„Ich bitte dich, Mama," flüsterte Harda, sich hastig befreiend, „so weit sollte es doch nicht und so rasch nicht kommen. Wie kann ich denn jetzt schon mit mir einig sein!"

„Du liebst ihn, das sah ich!" rief die Rätin lächelnd. „Dazu brauche ich doch dein Eingeständnis nicht."

„Ich liebe ihn?" flüsterte Harda, unter rieselnden Schauern die Hände gegen das Antlitz drückend. „Das weiß ich doch nicht — jetzt nicht. Vielleicht einmal — du hättest ihn nicht gleich auffordern sollen. Wenn er nun kommt —"

Sie sah ihn wieder eintreten, ruhig, ernst, unausgesprochene Liebe in den Augen, eintreten, um bei ihr zu sein, um ihre Stimme zu hören, ihre Hand zu nehmen. Und sie konnte nicht widerstreben, das fühlte sie.

„Wenn er kommt," sagte die Rätin liebevoll, „wirst du dich etwa nicht freuen? Das sage mir doch nicht, die ich so klar in deinem Gesicht las, was dich in seiner Nähe bewegt."

„Und wenn du dich irrtest?" murmelte Harda, die Hände sinken lassend.

„Ich irre mich nicht," lächelte die Rätin. „Wir wollen es abwarten, bis er kommt. Und wenn er wieder gegangen ist, dann will ich dich noch einmal fragen, ob du nun an deine Liebe zu ihm glaubst."

Es wehte etwas durch ihr Herz wie ein Lenzhauch. „Ich muß allein sein, Mama. Sage Liska noch nichts."

Drüben in ihrem Heim, wo die Winterblumen an den Fenstern und die frischen Rosen in den Schalen blühten, ging sie rastlos auf und nieder. Mit ihr gingen die ehrgeizigen Ideen der allerjüngsten Vergangenheit. Sie glänzten auf, sie stachelten sie an.

Was durfte ein Mann von ihr verlangen, der ein paar tausend Mark schon Unabhängigkeit nannte? Ob er Uniform trug oder nicht, es blieb bei Hartleben, einfach Hartleben.

Weshalb trug er nicht wenigstens einen adeligen Namen? Das war ihr Traum gewesen, als sie hierher zurückkehrte. Weshalb sich überhaupt schon binden? Wie kam er dazu? Mit welchem Recht? Und doch, wenn sie an den Moment dachte, da er sie an seine Brust ziehen würde — wo blieben da alle Zweifel?

Immer hastiger schritt sie auf und nieder, und immer heißer stieg ihr die Glut ins Antlitz.

Aber mit ihrem Vermögen und dem der Geschwister Kniebel — weit über eine Million dereinst — konnte sie doch andere Ansprüche machen, als die Ehe mit einem bürgerlichen Hauptmann ihr bieten konnte. Unter ihren Bekannten mit hochklingenden Namen sollte sie allein wieder dastehen als simple Frau Hartleben, sollte irgendeine verschollene Persönlichkeit in einem ausgebauten Bauernhause als Tante begrüßen. Und wenn der Befehl kam, mußte sie sich nach irgendeinem entlegenen Ort versetzen lassen, sie, die nach der großen Welt und ihren Genüssen schmachtete!

Über alle diese Fragen jedoch stürmte immer wieder wie ein Lenzwind die gewaltige Forderung der Natur, die sich nicht abschütteln läßt vom Herzen.

Harda drückte die Hände gegen die Stirn. „Wenn er kommt!" flüsterte sie erschauernd. „Wenn er kommt!"

Fünftes Kapitel.

Um ihr Gewissen zu beruhigen und die Sachlage bekannt zu geben, eilte die Rätin zur Nachmittagszeit in die Wohnung der Geschwister Kniebel. Diese erste

selbständige Entscheidung brannte ihr förmlich auf der Seele, als sie das Zimmer betrat, in welchem der Kaffeeduft noch aromatisch in der Luft verschwebte.

„Findest du wirklich noch den Weg zu uns?“ fragte Fräulein Lilla spitz, während Herr Sebaldus sich zu einem korrekten Händedruck bereit finden ließ und Fräulein Rosa kopfschüttelnd ihre Serviette zusammenfaltete.

„Ach, Lilla,“ sagte die Rätin, „lasse das jetzt! Laßt mich euch erzählen — ich bin selbst noch so ergriffen vor freudiger Überraschung. — Es wirbt jemand um Hardas Hand — oder er steht im Begriff, es zu tun.“

„Um Hardas Hand? So plötzlich? Und wir wissen nichts davon?“

„Euer Staunen,“ sagte die Rätin mit anmutiger Hast, „kann nicht lebhafter sein, als das meine heute vormittag war. Er kam zu uns —“

„Er kam?“ rief Fräulein Rosa, dicht heranrückend. „Wer kam?“

„Und er war so bewegt,“ sagte die Rätin leise, „so offen, so voller Liebe für Harda! Ich weiß schon ganz gut Bescheid mit seinen Verhältnissen. Pastorsohn ist er und hat so viel Vermögen, daß er heiraten kann.“

„Pastorsohn!“ warf Fräulein Lilla sich räuspernd hin. „Aber —!“

„Wie sieht er denn aus?“ fragte Fräulein Rosa interessiert.

„Schön,“ sagte die Rätin frohbewegt, „schön und stattlich! Ein echter Germane! Und wenn seine Augen nicht trügen, ist er von offener, ernster Gesinnung, männlichem Charakter.“

„Ich bitte euch, meine Lieben,“ fiel Herr Kniebel mit ablehnender und zerteilender Handbewegung ein, „erst zur Hauptsache zu kommen.“

„Gewiß, lieber Schwager,“ sagte die Rätin herzlich. „Ich glaubte es nicht erst betonen zu müssen — Harda liebt ihn. Es geht ihrer stolzen, verschlossenen Natur ja nicht leicht ein, sich überwunden zu erklären, aber —“

Herrn Kniebels Hand zerteilte und zerschnitt abermals. „Bitte, mich die Frage stellen zu lassen. Von wem ist überhaupt die Rede? Wer bewirbt sich um unsere Harda?“

„Hartleben,“ sagte die Rätin lebhaft. „Hauptmann Hartleben.“

„Hartleben?“ wiederholte Fräulein Lilla gedehnt. „Und da bist du so aus dem Häuschen?“

„Ich dachte allerdings auch —“ flüsterte Fräulein Rosa bedeutsam.

„Was dachtest du?“ fragte die Rätin rasch.

„Wir dachten alle dasselbe,“ sagte Lilla Kniebel, die Lippen verziehend, „und wundern uns darüber, daß du es nicht auch dachtest.“

„Ich verstehe nicht,“ sagte die Rätin verwirrt.

„Nun, das solltest du doch wohl verstehen, daß Harda eine solche Partie jeden Tag dreimal haben kann. Deswegen brauchtest du dich nicht aufzuregen.“

Frau Müllbrich sah ihren Schwager erschreckt an. „Wenn Harda ihn liebt —“

„Ach was!“ rief Fräulein Lilla, deren Wangen allmählich die Kniebelschen roten Flecken aufwiesen. „Wozu warst du denn da, meine liebe Thilde?“

„Ich?“ fragte die Rätin hastig. „Ich freute mich. — Was sagst denn du, Sebaldus?“

„Ich versuche zunächst meines Erstaunens Herr zu werden,“ sagte Herr Kniebel, der Rätin Hand mit stummer und zugleich sprechender Kritik aus der seinen gleiten lassend.

„Sebaldus, ich bewundere dich und deine Selbst-

beherrschung!“ rief Fräulein Lilla. „Mir quillt das Herz über, wenn ich solche Torheit höre. — Aber sage, liebe Thilde, glaubst du ernsthaft, daß wir uns deshalb das höchste Ziel in Hardas Erziehung gesetzt haben, in die Ausbildung aller ihrer Talente, daß wir aus ihr die Weltdame gemacht haben, die sie ist, bloß damit jetzt, wo sie erst eben ins Leben hineinsieht, sofort irgendeiner —“

„Aber was habt ihr denn an seiner Stellung auszusetzen?“ fragte die Rätin betroffen.

„Es laufen Tausende in dieser Stellung herum,“ fiel Fräulein Lilla mit überwältigendem Nachdruck ein, „die alle nach einem Goldfisch angeln. Anderthalb Millionen, liebe Thilde, sind doch kein Butterbrot!“

„Er sprach von einem kleinen Vermögen —“

„Natürlich fällt er nicht mit der Tür ins Haus.“

„Unsere liebe Thilde,“ sagte Herr Kniebel mit milder Unumstößlichkeit, „hat sich da etwas vergaloppiert. Mütter, sagt man, können ja nie den Schwiegersohn abwarten.“

„Ich? Nicht abwarten, daß mein Kind glücklich wird?“ rief die Rätin mit zitternder Stimme.

„Wir wollen doch für unsere herrliche Harda nicht Schlagwörter ins Gefecht führen, die jedes sentimentale Gretchen auf ihr Lebensprogramm schreibt,“ sagte Fräulein Lilla wegwerfend. „Hat sie denn schon die Wahl gehabt in ihren jungen Jahren?“

„Nein,“ stammelte die Rätin außer Fassung. „Allerdings nicht. Aber —“

„Aber das Recht muß ihr jedenfalls zugestanden werden. Eine solche Partie läuft ihr niemals weg. Du kannst es doch überhaupt nicht vor deinem Gewissen verantworten, mit Ja und Amen mir nichts dir nichts bei der Hand zu sein.“

„Ja, Thilde. — Höre auf Lilla!“ bat Fräulein Rosa erregt. „Höre auf Sebaldus!“

„Nach Geld müssen diese Herren alle heiraten,“ sagte Fräulein Lilla mit positiver Bestimmtheit, die auf Frau Müllbrich nahezu überwältigend wirkte. „Hat dir Harda denn erklärt, daß sie diesen Mann wirklich liebt?“

„Es ist eine zarte Blüte in ihr, die sich allmählich erst erschließt, die ihr not tut, die sie vertieft.“

„Wir haben ja oft das Gefühl gehabt, daß du Harda, deine eigene Tochter, nicht verstehst,“ sagte Fräulein Rosa, ihre Stirnlöckchen betrübt der erschütterten Rätin zuwendend, „aber diese Hetzjagd in die erste beste Ehe hinein ist der Höhepunkt dessen, was wir fürchteten.“

„Was wollt ihr denn, wenn sie ihn liebt! Was hat sie davon, auf jemand zu warten, der vielleicht nicht kommt, und darüber das sichere Glück aus der Hand zu lassen? Alle eure Sorge um sie kann sie doch vor Reue nicht bewahren, wenn es einmal anders kommt, als ihr jetzt denkt.“

„Allerdings,“ sagte Fräulein Lilla mit erregter Stimme, „sind wir keine Propheten. Aber so viel Verstand kannst du uns schon zutrauen, daß wir über den nächsten Zaun sehen können — trotz der ja sehr kleidsamen karmesinroten Streifen an seinen Beinen.“

„Du meinst Hartlebens Hosen, meine Liebe,“ warf Herr Kniebel gütig ein. „Jedenfalls haben meine Vormundschaftspflichten und unsere große Liebe zu Bruder Arturs Tochter die Berechtigung, in dieser Sache ein Wort mitsprechen zu dürfen. Und da will ich unserer guten Thilde den Rat geben, die zarte Blüte, von der sie sprach, nicht mit Dampf zur Ent-

beherrschung!“ rief Fräulein Lilla. „Mir quillt das Herz über, wenn ich solche Torheit höre. — Aber sage, liebe Thilde, glaubst du ernsthaft, daß wir uns deshalb das höchste Ziel in Hardas Erziehung gesetzt haben, in die Ausbildung aller ihrer Talente, daß wir aus ihr die Weltdame gemacht haben, die sie ist, bloß damit jetzt, wo sie erst eben ins Leben hineinsieht, sofort irgendeiner —“

„Aber was habt ihr denn an seiner Stellung auszusetzen?“ fragte die Rätin betroffen.

„Es laufen Tausende in dieser Stellung herum,“ fiel Fräulein Lilla mit überwältigendem Nachdruck ein, „die alle nach einem Goldfisch angeln. Anderthalb Millionen, liebe Thilde, sind doch kein Butterbrot!“

„Er sprach von einem kleinen Vermögen —“

„Natürlich fällt er nicht mit der Tür ins Haus.“

„Unsere liebe Thilde,“ sagte Herr Kniebel mit milder Unumstößlichkeit, „hat sich da etwas vergaloppiert. Mütter, sagt man, können ja nie den Schwiegersohn abwarten.“

„Ich? Nicht abwarten, daß mein Kind glücklich wird?“ rief die Rätin mit zitternder Stimme.

„Wir wollen doch für unsere herrliche Harda nicht Schlagwörter ins Gefecht führen, die jedes sentimentale Gretchen auf ihr Lebensprogramm schreibt,“ sagte Fräulein Lilla wegwerfend. „Hat sie denn schon die Wahl gehabt in ihren jungen Jahren?“

„Nein,“ stammelte die Rätin außer Fassung. „Allerdings nicht. Aber —“

„Aber das Recht muß ihr jedenfalls zugestanden werden. Eine solche Partie läuft ihr niemals weg. Du kannst es doch überhaupt nicht vor deinem Gewissen verantworten, mit Ja und Amen mir nichts dir nichts bei der Hand zu sein.“

„Ja, Thilde. — Höre auf Lilla!“ bat Fräulein Rosa erregt. „Höre auf Sebaldus!“

„Nach Geld müssen diese Herren alle heiraten,“ sagte Fräulein Lilla mit positiver Bestimmtheit, die auf Frau Müllbrich nahezu überwältigend wirkte. „Hat dir Harda denn erklärt, daß sie diesen Mann wirklich liebt?“

„Es ist eine zarte Blüte in ihr, die sich allmählich erst erschließt, die ihr not tut, die sie vertieft.“

„Wir haben ja oft das Gefühl gehabt, daß du Harda, deine eigene Tochter, nicht verstehst,“ sagte Fräulein Rosa, ihre Stirnlöckchen betrübt der erschütterten Rätin zuwendend, „aber diese Hetzjagd in die erste beste Ehe hinein ist der Höhepunkt dessen, was wir fürchteten.“

„Was wollt ihr denn, wenn sie ihn liebt! Was hat sie davon, auf jemand zu warten, der vielleicht nicht kommt, und darüber das sichere Glück aus der Hand zu lassen? Alle eure Sorge um sie kann sie doch vor Reue nicht bewahren, wenn es einmal anders kommt, als ihr jetzt denkt.“

„Allerdings,“ sagte Fräulein Lilla mit erregter Stimme, „sind wir keine Propheten. Aber so viel Verstand kannst du uns schon zutrauen, daß wir über den nächsten Zaun sehen können — trotz der ja sehr kleidsamen karmesinroten Streifen an seinen Beinen.“

„Du meinst Hartlebens Hosen, meine Liebe,“ warf Herr Kniebel gütig ein. „Jedenfalls haben meine Vormundschaftspflichten und unsere große Liebe zu Bruder Arturs Tochter die Berechtigung, in dieser Sache ein Wort mitsprechen zu dürfen. Und da will ich unserer guten Thilde den Rat geben, die zarte Blüte, von der sie sprach, nicht mit Dampf zur Ent-

wicklung zu bringen, sondern die ganze Angelegenheit vorläufig zurückzulegen."

„Und wenn er auf Erfüllung seiner Wünsche dringt?" fragte die Rätin, welcher ihre Einladung plötzlich wie eine glühende Kohle ins Gedächtnis fiel.

„Er hat gar nicht zu drängen," sagte Fräulein Lilla scharf. „Er hat abzuwarten, ob Harda sich nach reiflicher Überlegung zu dem Entschluß durcharbeitet, unsere Wünsche zu berücksichtigen. Wer sagt dir denn, ob er noch vorwärts kommt?"

„Er selbst," flüsterte die Rätin.

„Ja, das glauben wir," lachte Fräulein Lilla. „Aber ich kann dir sagen, daß er über Nacht mißliebig geworden sein kann und dann nach irgendeinem Grenznest verschickt wird. Und dann kann er mit Hardas Vermögen in der Tasche in der Ochsentour weiter dienen oder als Bezirkskommandeur kaltgestellt werden. Solche Möglichkeit scheint dir ganz fernzuliegen?"

„Aber was soll ich denn tun?" rief Frau Müllbrich aufs tiefste erregt.

„Gar nichts. Die Dinge stehen lassen, wie sie jetzt stehen."

„Und dann?"

„Werden wir Harda bei Gelegenheit verständnisvollen Zuspruch bringen. — Rosa, wie viele Männer haben dir denn den Hof gemacht, bevor du dich entschlossest, dich zu verloben? Damit Thilde einen Begriff bekommt, wie vorsichtig reiche Mädchen sein müssen."

„Viele, o viele —" seufzte Fräulein Rosa. „Bitte, sprich nicht davon."

Herr Kniebel reichte ihr wirkungsvoll die Hand, indem er sich zu der erschütterten Rätin wandte. „Also, liebe Schwägerin, ist die Sache auf einen toten Strang geschoben."

„Lieber Sebaldus,“ sagte die Rätin beklommen, „du weißt, ich bin nicht in der Lage, Gesellschaften zu geben. Aber da es doch allgemein Sitte ist, daß man einen Besuch wenigstens einmal zu sich einladet, so sagte ich Hauptmann Hartleben, daß er uns, wenn es ihm Vergnügen machte, einen Abend schenken könnte.“

„Aber Thilde!“ rief Fräulein Lilla stirnrunzelnd. „Ich bitte dich! Wie spielst du mit dem Feuer!“

„Meine Lieben,“ sagte Herr Sebaldus, beruhigend nach allen Seiten blickend. „Das ist ja sehr schön. Diese Einladung wird unsere gute Thilde nie ergehen lassen. Er wird es verstehen und — fertig ist's. Ich gebe dir zum Trost die Versicherung, daß unsere verständige Harda in einigen Wochen von dieser ersten Schwärmerei gänzlich geheilt sein wird, es sei denn, daß von mütterlicher Seite dagegen gearbeitet wird, was ich aber von Thilde nicht glauben will.“

So von allen Seiten überstimmt, fast irregemacht an ihrem eigenen Gefühl und mit Verantwortung überladen, ging die Rätin in ihr Heim zurück.

So tiefinnige persönliche Wünsche hatten sich mit dem Gedanken verknüpft, Hartleben als Schwiegersohn zu begrüßen, Wünsche, die nur in seiner Eigenschaft als Familienmitglied erfüllbar waren, dann, wenn sie Harda zu jener alten Verwandten nach Barnekow begleitete und die ihr heilige Stätte im Walde betrat, wo das geliebte Leben ihres Gatten so jäh verlosch! Sie hatte das Schicksalsschiff ihres Kindes glatt und eben den Lebensstrom hinuntergleiten sehen, eine starke, treue, liebende Hand am Steuer, die es führte, wendete und vor Stürmen bewahrte — und jetzt sollten wieder überall Klippen aufstarren.

Mit Selbstüberwindung sah sie Hardas versonnenes

Schweigen, ihren zerstreuten Blick, ihr Verlangen nach Alleinsein, ohne ein Wort der Frage oder der Teilnahme.

Aber unbeschreiblich war ihr Schreck, als sie einige Tage später, von einem Nachmittagsausgange heimkehrend, eine Karte auf ihrem Tische vorfand, auf der Hartleben ihr schrieb: „Gnädige Frau gestatten, daß ich von der mir gütigst erteilten Erlaubnis Gebrauch mache mit der ergebenen Anfrage, ob mein Erscheinen heute abend statthaft ist. Keine Antwort erlaube ich mir in bejahendem Sinn zu deuten."

Die Rätin stand einen Moment wie gebannt. Ihr Blick flog vom Blatt zur Uhr. Schon fünf vorbei. Wie jetzt noch absagen? Und geschah es nicht, dann kam er. Mit den Töchtern davonzulaufen und ihn an der leeren Wohnung klingeln zu lassen, kam ihrem weiblichen Zartgefühl gar nicht in den Sinn.

Sie rang noch mit ihren Gedanken, als sie in Hardas Zimmer trat. „Mein gutes Kind — lies!"

Harda überflog die Zeilen, und eine flammende Röte glitt über ihr Gesicht. „So schnell!" sagte sie, das Blatt zurückgebend.

Die Rätin nickte. „So schnell! Jetzt —" Das Herz schlug ihr höher bei diesem rettenden Einfall, der sie vor neuen Vorwürfen sicherstellte. „Die Tanten — Onkel Sebaldus hat heute seinen Kegelabend — haben gewiß Interesse, Hartleben auch kennen zu lernen. Soll ich's ihnen noch schnell sagen lassen? Was meinst du?"

„Ganz wie du willst, Mama." Harda sagte es ruhig, aber die Erregung leuchtete von ihrer Stirn. Er kam also. Wieder ein Schritt näher. Diesmal würde er ihr die Hand reichen, das wußte sie. Sie fühlte es bis in die Schläfen hinein.

„Nun,“ sagte die Rätin erleichtert, „dann soll das Mädchen noch schnell mit der Elektrischen hinunterfahren, während ich mich mit Liska um den Teetisch kümmere.“

„Ich helfe dir gern.“

Die Rätin, zuletzt doch machtlos gegen das Gebot der Mutterliebe, drückte Harda an sich. „Bleibe du nur ruhig hier. Liska und ich machen das ganz schnell.“

Beflügelt, wenn auch im Hinblick auf die Kniebelschen Damen nicht sorgenfrei, eilte die Rätin ins Eßzimmer, wo Liska unter der Hängelampe die Tugenden der Stuarts einer laut gemurmelten Kritik unterwarf.

„Liska, wir bekommen Besuch!“

Die Stuarts flogen in die Ecke und Liska vom Stuhl auf. „Wen?“

„Hauptmann Hartleben und — die Tanten.“

Frau Müllbrich hegte noch stille Hoffnung auf einen Theater- oder Konzertbesuch seitens der beiden Damen, als sie sich mit Liskas Hilfe an die Herstellung des Abendessens machte.

„Mutterchen,“ sagte Liska hin und her fliegend, daß die blonden Zöpfe im Vorüberhuschen auf und ab tanzten, „ich bin so entsetzlich neugierig. Glaubst du, daß der Herr Hauptmann Hardas wegen kommt? Das wäre ja bezaubernd. Die Schwester meiner Freundin wird auch einen Offizier heiraten, aber bloß einen Leutnant. Mutterchen, Hauptmann ist doch ganz was anderes! Glaubst du, daß Harda ihn gern mag? Das ist furchtbar interessant. Morgen ist zum ewigen Glück Sonntag, da kann ich aufbleiben — ach ja, Mutterchen!“

„Stelle die Hyazinthe noch in die Mitte,“ sagte die Rätin, ihr Werk prüfend betrachtend. „Meinst du nicht, daß es nett aussieht?“

„Himmlisch!“ rief Liska begeistert. „Mutterchen, daß ich bloß keine Dummheiten mache, wenn er mir

guten Tag sagt. Ich bin zu entsetzlich neugierig, wie er aussieht. — Ist er schön?"

Die Rätin lächelte trotz ihrer Erregung über den Enthusiasmus der Jugend. „Schön, Kindchen, ist wohl zu viel gesagt. Aber er sieht sehr gut aus."

„Das genügt!" rief Liska sie umarmend. „Ach, Mutterchen — sag mir bloß, wie Harda wohl zumute ist? Muß sie sich nicht ein bißchen sehr fein machen für heute abend?"

„Kümmere dich nicht um sie," sagte die Rätin beklommen, da eben jetzt die Taube mit dem ausgesandten Ölzweig zurückkam.

„Empfehlung — und die Damen kämen."

„Beide!" flüsterte Frau Müllbrich, deren Hoffen, die zwei Gedecke als überflüssig wieder vom Tisch nehmen zu können, auf den Nullpunkt sank. —

Wie eine Eidechse flink und gewandt, huschte Liska hinter die Mutter, als der erste Klingelton erschallte, während Harda, ihr Herzklopfen mühsam bezwingend, äußerlich kein Merkmal innerer Unruhe sichtbar werden ließ.

Hartleben trat ein.

Er hatte die letzten Tage in beständiger Unrast verlebt und in selbstanklagendem Vorwurf, nicht kurz und bündig auf das ersehnte Ziel losgegangen zu sein, da sein Lieben und Werben ja doch kein Geheimnis mehr geblieben war und das Sehnen und Verlangen seines Herzens von seiten der Rätin stillschweigende Aufmunterung erfahren. Also kam er zu dem Entschluß, der Familie mit diesem intimen Besuch schnellstens näher zu treten.

„Sie verzeihen meine Anfrage, gnädige Frau?" sagte er, der Rätin die Hand küssend, ein Moment, der Liska als einer der erhabensten erschien.

Ihr liebes Lächeln antwortete besser als Worte.

Ihr persönliches Empfinden war ja, von allem Zwang befreit, aufrichtige Freude, ihn wiederzusehen.

Er hatte Harda schweigend begrüßt, und schweigend hatte sie seinen Blick erwidert, als die Rätin beiseite trat und Liska sichtbar werden ließ.

„Meine jüngste Tochter Liska, Herr Hauptmann.“

Die verehrungsvollen Augen der angehenden Pädagogin in dem über und über erröteten Gesichtchen leuchteten auf, als er ihr die Hand reichte. Wirklich, sie fand ihn über die Maßen herrlich.

„Hoffentlich hatten gnädige Frau heute abend sonst nichts vor?“ fragte er verbindlich.

„Gar nichts. Wir sind sehr häuslich.“

„Ich wollte, ich könnte es auch sein,“ sagte er, immer wieder das bleiche Antlitz mit seinen Blicken suchend, das ihm so viel Lebens- und Liebesglück spenden sollte in hoffendem und gewährendem Lächeln. „Aber bei uns heißt es, die Geselligkeit mit auf den Dienst nehmen.“

„Das ist doch weniger schlimm als angenehm,“ sagte Harda, und eine Reihe erleuchteter Salons und Säle mit rauschenden Schleppen und funkelndem Gestein tat sich vor ihren Geistesaugen auf.

„Wenn man allein ist — doch,“ erwiderte er mit sprechender Wärme des Tones. „Wenn man das Glück hat, nicht mehr allein zu sein, vielleicht nicht.“

„Warum vielleicht?“ fragte sie kopfschüttelnd.

„Ich könnte mir ein stilles Beisammensein schöner denken.“

Sie fühlte, was sich für sie in diesen Worten barg, und drückte die Hände fester ineinander.

Es klingelte draußen.

„Meine Schwägerinnen kommen,“ sagte die Rätin, welcher bei dieser Gesprächswendung doch bange ward.

So störend solche Zugabe seinem Gefühl auch sein

mochte, im Grunde konnte er sie nur natürlich und wünschenswert finden. Die Verwandten seiner zukünftigen Gattin kamen, um Fühlung mit ihm zu gewinnen. So war es ein Schritt näher zum Tempel häuslichen Glücks, den er mit ihrer Bekanntschaft tat.

Er fand es so anmutend, so traulich in dem blumendurchdufteten, mit hübscher Einfachheit ausgestatteten und überall Spuren weiblicher Kunstfertigkeit verratenden Gemach, so friedlich unter dem umschirmten Licht der Hängelampe, und seine Sympathie für den neuen Familienkreis verstärkte sich daran.

Aus seiner Jugendzeit im elterlichen Pfarrhause stiegen vergleichbare Bilder auf und erwärmten seine Empfindungen aufs angenehmste. Jetzt gleich hätte er vor Harda, die mehr denn je Geliebte, hintreten mögen mit dem Verlangen: „Sei mein! Gib dich mir, wie ich mich dir fürs Leben gebe!"

Durch die geöffnete Tür kam jetzt ein Rauschen daher. Die Damen Kniebel erschienen.

Ihr Groll über die „Unverfrorenheit" Hartlebens hatte durch die Neugier zu wenig Einbuße erlitten, um die Kampfesstimmung zu ersticken, mit der sie seiner Anmaßung entgegeneilten. Nicht eine Spur Terrain sollte er mehr gewinnen, nicht einen grünen Hoffnungssproß mit nach Hause nehmen.

Frau Müllbrich hatte sich hastig erhoben, um die Kommenden zu begrüßen. „Liebe Lilla, liebe Rosa," sagte sie, ihnen die Hände drückend, „Herr Hauptmann Hartleben! — Meine Schwägerinnen, Fräulein Kniebel!"

Fräulein Lilla neigte kaum merklich das Haupt, während sie auf Harda zutrat, um sie gewissermaßen schützend in die Arme zu schließen. „Du unser Einziges! Unser Herzensgoldkind!"

Fräulein Rosa, deren sentimentale Veranlagung sie der äußeren Erscheinung Hartlèbens wenigstens gerecht werden ließ, erwiderte seine Verbeugung sanftmütig.

„Na, und du, Liska?“ fragte Fräulein Lilla, ihrer Stiefnichte zunickend, deren gespannte Aufmerksamkeit den gesammelten Groll in ihr nur vermehrte. „Wie steht's mit den Wissenschaften?“

„Danke, sie befinden sich,“ sagte Liska, in ihrer angehenden Würde verletzt.

„Wollt ihr nicht Platz nehmen?“ fragte die Rätin. „Bitte — das Sofa ist für euch!“

„Ich bin ganz erstaunt,“ sagte Fräulein Lilla, ihre scharfen Augen auf Hartleben richtend, „daß die Herren vom Militär in dem Berliner Gesellschaftstrubel noch Zeit für Familienabende finden. Ich glaubte immer, daß dieser stille Reiz ihnen gänzlich verloren ginge.“

„Nicht immer, wie ich mit meiner Person beweisen kann,“ erwiderte er, unangenehm berührt, aber unvermindert zuvorkommend.

„Ja, das sehen wir. — Mein Hardachen, wir haben fünf Tage nichts von dir gehabt! Willst du dich nicht an unsere Seite setzen? Es plaudert sich besser so.“

Wenn sie sitzen blieb, wo sie augenblicklich saß, konnte sie bei jedem Augenaufschlag Hartlebens Blick auf sich gerichtet sehen, konnte lesen und mit Herzklopfen verstehen, was dieser ernst-forschende Blick zu ihr allein sprach. Wenn sie fortrückte, mit ihm in eine Reihe, ging dieser beglückende Zauber verloren.

„Ich sitze hier bequemer,“ sagte sie lächelnd. „Nachher komme ich zu euch.“

Ein heißes Zucken ging ihm durch die Schläfe. Ihre Hand nehmen und küssen und wieder und immer wieder küssen für dieses stumme Zugeständnis —

Die Gefahr war also größer, als Fräulein Lilla

gedacht hatte. Sie drückte ihr Spitzentuch hüstelnd gegen die Lippen. „Bist du denn schon ganz vorbereitet für den Ball, mein Herzblatt?“ fragte sie zärtlich. „Ein solches Fest eröffnet der Jugend ja immer einen weiten Ausblick in die Zukunft, so daß sie nicht am Engen und Alltäglichen haftet. — Ich an deiner Stelle, meine gute Thilde, würde unsere liebe Harda, die ja wie geschaffen ist für die große Welt, gerade jetzt recht oft auf solche Feste führen und mein möglichstes tun, daß sie sich dabei, wie es ihrer Jugend und ihrer Erscheinung zukommt, frank und frei amüsiert. Ich meine, ohne hindernde Rücksichten, für die sie ja kein Verständnis zu haben braucht in ihrem Alter.“

Die Rätin saß während dieser Ansprache wie auf Kohlen, während Fräulein Rosa beifällig mit den Stirnlöckchen nickte.

„Wir gehen demnächst zu Grottfuß,“ sagte Frau Müllbrich, mit einem Versuch zu scherzen. „Ich werde sogar selbst wieder Ballschuhe anziehen, da ich es nun einmal versprach.“

Hartlebens Stirn hatte sich bei dieser durchsichtigen Raterteilung umwölkt. Er sah auf Harda. Sie saß zurückgelehnt, den Kopf gegen die Polster gedrückt, und sah durch das rot umflimmernde Licht träumend in die Ferne.

„Beim Kommerzienrat v. Grottfuß?“ fragte er rasch.

„Ja,“ sagte die Rätin. „Werden wir Sie auch dort sehen?“

„Ich denke wohl.“

Er dachte daran, daß wenn dieser Tag und diese Stunde kam, er unbelauscht seine Sehnsucht sprechen lassen konnte. Hätte er nicht gestern die Tochter eines Vorgesetzten voreilig zum Kotillon aufgefordert, wie glücklich wäre er jetzt gewesen.

„Darf ich um den ersten Walzer bitten, gnädiges Fräulein?“ fragte er zum unaussprechlichen Verdruß der Tanten.

Sie nickte. Es war ihr lieb, eine gewisse Sicherheit in betreff der Tanzkarte zu haben. Aber daneben kam der Gedanke wie ein Rausch über sie, von diesen Armen umschlungen und unbemerkt ans Herz gedrückt zu werden.

Sie wußte ja das alles — hundertfach hatte sie es in Romanen gelesen und ohne sonderliches Interesse. Aber jetzt, da diese Liebeszeichen an ihr selbst Wahrheit und Empfindung werden sollten, sie mit hineingezogen ward in das wundersame Geheimnis erweckter und erwiderter Liebe — jetzt sah sie dem Unausbleiblichen mit harrender Scheu entgegen.

„Ich hatte nicht gerade den Ball beim Kommerzienrat Grottfuß im Auge,“ sagte Fräulein Lilla mißfällig. „Emporkömmlinge sind nie mein Geschmack gewesen. Du erinnerst dich, Rosa, von unserem Vater gehört zu haben, daß noch der Großvater Grottfuß ein kleines Nagelgeschäft irgendwo betrieb. Irgendein Patent hat sie so heraufgebracht und nebenbei die Suche nach reichen Frauen, die ja heute in mehr oder minder unverblümter Weise überall betrieben wird.“

Seine Unkenntnis der Abstammung Hardas bewirkte, daß dieser Hieb unbeachtet an Hartleben vorbeisauste. „Im ersteren Falle wäre doch ehrliche Arbeit der Hebel zum Reichtum gewesen,“ sagte er mit ruhiger Bestimmtheit, „meines Erachtens ein allergünstigstes Zeugnis. Was die Mitgiftsuche anbelangt, so weiß ich nicht, weshalb der Mann, im Falle er die Betreffende nicht liebt, tadelnswerter wäre als das Mädchen, das sich ohne Neigung zur Ehe entschließt.“

Fräulein Lilla, die Unfehlbarkeit der Familie

gedacht hatte. Sie drückte ihr Spitzentuch hüstelnd gegen die Lippen. „Bist du denn schon ganz vorbereitet für den Ball, mein Herzblatt?“ fragte sie zärtlich. „Ein solches Fest eröffnet der Jugend ja immer einen weiten Ausblick in die Zukunft, so daß sie nicht am Engen und Alltäglichen haftet. — Ich an deiner Stelle, meine gute Thilde, würde unsere liebe Harda, die ja wie geschaffen ist für die große Welt, gerade jetzt recht oft auf solche Feste führen und mein möglichstes tun, daß sie sich dabei, wie es ihrer Jugend und ihrer Erscheinung zukommt, frank und frei amüsiert. Ich meine, ohne hindernde Rücksichten, für die sie ja kein Verständnis zu haben braucht in ihrem Alter.“

Die Rätin saß während dieser Ansprache wie auf Kohlen, während Fräulein Rosa beifällig mit den Stirnlöckchen nickte.

„Wir gehen demnächst zu Grottfuß,“ sagte Frau Müllbrich, mit einem Versuch zu scherzen. „Ich werde sogar selbst wieder Ballschuhe anziehen, da ich es nun einmal versprach.“

Hartlebens Stirn hatte sich bei dieser durchsichtigen Raterteilung umwölkt. Er sah auf Harda. Sie saß zurückgelehnt, den Kopf gegen die Polster gedrückt, und sah durch das rot umflimmernde Licht träumend in die Ferne.

„Beim Kommerzienrat v. Grottfuß?“ fragte er rasch.

„Ja,“ sagte die Rätin. „Werden wir Sie auch dort sehen?“

„Ich denke wohl.“

Er dachte daran, daß wenn dieser Tag und diese Stunde kam, er unbelauscht seine Sehnsucht sprechen lassen konnte. Hätte er nicht gestern die Tochter eines Vorgesetzten voreilig zum Kotillon aufgefordert, wie glücklich wäre er jetzt gewesen.

„Darf ich um den ersten Walzer bitten, gnädiges Fräulein?“ fragte er zum unaussprechlichen Verdruß der Tanten.

Sie nickte. Es war ihr lieb, eine gewisse Sicherheit in betreff der Tanzkarte zu haben. Aber daneben kam der Gedanke wie ein Rausch über sie, von diesen Armen umschlungen und unbemerkt ans Herz gedrückt zu werden.

Sie wußte ja das alles — hundertfach hatte sie es in Romanen gelesen und ohne sonderliches Interesse. Aber jetzt, da diese Liebeszeichen an ihr selbst Wahrheit und Empfindung werden sollten, sie mit hineingezogen ward in das wundersame Geheimnis erweckter und erwiderter Liebe — jetzt sah sie dem Unausbleiblichen mit harrender Scheu entgegen.

„Ich hatte nicht gerade den Ball beim Kommerzienrat Grottfuß im Auge,“ sagte Fräulein Lilla mißfällig. „Emporkömmlinge sind nie mein Geschmack gewesen. Du erinnerst dich, Rosa, von unserem Vater gehört zu haben, daß noch der Großvater Grottfuß ein kleines Nagelgeschäft irgendwo betrieb. Irgendein Patent hat sie so heraufgebracht und nebenbei die Suche nach reichen Frauen, die ja heute in mehr oder minder unverblümter Weise überall betrieben wird.“

Seine Unkenntnis der Abstammung Hardas bewirkte, daß dieser Hieb unbeachtet an Hartleben vorbeisauste. „Im ersteren Falle wäre doch ehrliche Arbeit der Hebel zum Reichtum gewesen,“ sagte er mit ruhiger Bestimmtheit, „meines Erachtens ein allergünstigstes Zeugnis. Was die Mitgiftsuche anbelangt, so weiß ich nicht, weshalb der Mann, im Falle er die Betreffende nicht liebt, tadelnswerter wäre als das Mädchen, das sich ohne Neigung zur Ehe entschließt.“

Fräulein Lilla, die Unfehlbarkeit der Familie,

richtete sich höher auf. „Wenn die Betreffende nicht geliebt wird, so wird es ihr wenigstens eingeredet. Unser Geschlecht hat die Schwäche, an Treue und Ehrlichkeit zu glauben.“

„Unser Geschlecht hat die Stärke, Treue und Ehrlichkeit zu fordern,“ erwiderte er lächelnd.

„Reizend liebenswürdig von Ihrem Geschlecht,“ sagte Fräulein Lilla mit scharfem Scherz. „Fordern kann ein jeder, was er will. Es fragt sich nur, ob man es ihm gibt.“

„Der Tee ist fertig,“ fiel die Rätin aufatmend ein. „Wenn ich bitten dürfte.“

Hartleben sprang auf und reichte ihr den Arm, während die Tanten Harda in die Mitte nahmen und Liska wie ein Schwänzlein sich hinterdrein bewegte.

Nach Tisch trat ein Ereignis ein, welches einen teilweisen Rückzug aus dem Wohnzimmer ins Schlafgemach der Rätin veranlaßte.

Fräulein Rosa ward, infolge seelischer Erregung, von heftigem Nasenbluten befallen und erheischte den Beistand der Schwester und Schwägerin, von welchen beiden Damen Liska mit Herbeischaffen von Wasser, Tüchern, Essig und sonstigen Stopfmitteln atemlos hin und her gejagt ward.

So kam es, daß Hartleben und Harda sich plötzlich allein gegenüberstanden.

„Ich werde Sie wiedersehen, bald wiedersehen,“ sagte er, wie erlöst von dem stacheligen Zwange in ihr bleiches Antlitz sehend. „Wenn Sie wüßten, wie ich mich darauf freue! — Oder,“ fügte er leiser hinzu, „darf ich hoffen, daß Sie es wissen?“

Sie nickte.

„Und Sie?“ fragte er noch leiser.

Es quoll ihm überheiß vom Herzen auf die Lippen.

Aber nebenan bei halboffener Tür räumte das Mädchen den Tisch ab, und hin und wieder huschte Liska an dieser Tür vorüber.

„Die Äußerung Ihrer Fräulein Tante vorhin," sagte er abbrechend, „hat darauf hingewiesen, daß über Ihre Zukunft mit Wünschen gewacht wird, die höher gehen als —"

„Meine Tanten treiben eine Art Sport mit mir," unterbrach sie ihn lächelnd und mit dem allerseltsamsten Vorgefühl, an seiner Brust zu ruhen.

„Ich könnte ja wohl begreifen, daß sie ihr Eigentumsrecht nicht gern abtreten möchten, aber höher als selbstsüchtige Bedenken steht die Freiheit, sein Glück zu suchen und zu finden."

Sie nickte, ohne aufzusehen.

„Und wenn man es gefunden hat, wenn man weiß, daß es das wahre, einzige Glück ist, und die beseligende Gewißheit haben darf, sich verstanden zu fühlen, mehr noch, die Gewißheit —"

Das Mädchen kam mit einer zweiten Lampe herein und setzte sie, neugierig Umschau haltend, auf den Ecktisch.

Er biß sich auf die Lippe und ging hastig durchs Zimmer. Vor dem Klavier blieb er stehen.

Sie war ihm gefolgt, als er den Deckel zurückschlug. In dem Moment, da ihre Hand hilfreich sein wollte, nahm er diese Hand und preßte seine Lippen darauf.

Es durchrieselte sie wie ein Schauer. So wonnig und so traumhaft war dies Gefühl, daß sie nicht ein Glied zu rühren vermochte.

Während seine Linke leise über die Tasten glitt, küßte er noch einmal ihre Hand mit einem so glücklichen Lächeln, daß sie sich selbstvergessen über ihn beugte.

„Man kommt," flüsterte er, ihre Rechte hastig freigebend.

Sie trat, über sich selbst erschreckt, schnell zurück.

Die Damen erschienen wieder.

„Hauptmann Hartleben ist musikalisch," sagte Harda mit sicherer Haltung. „Er will etwas spielen."

Fräulein Lillas scharfes Auge konnte nichts Außergewöhnliches entdecken, also nahm sie beruhigt Platz.

Er aber schwelgte in dem, was soeben geschah, und mehr noch in dem, was einen Pulsschlag später hätte geschehen müssen, so wahr er die Kraft besaß, die Arme auszustrecken und die Geliebte ans Herz zu ziehen.

Einem bittenden Wink der Tanten folgend, rückte Harda ihren Sessel jetzt zwischen die beiden Damen. Schweigend wie zuvor lehnte sie das Haupt zurück und blickte sinnend in die Ferne.

Es schwebte ihm nichts Bestimmtes vor, als er die ersten Töne anschlug, die, lose aneinander gereiht, klangen und verklangen. Die Stimmung, die ihn beherrschte, ließ sich in keine vorgeschriebenen Noten und Takte bringen, sie breitete ihre Schwingen über Gedanken und Hände und hielt ihn fest in ihrem Bann.

Das, was als süßes Geheimnis, als Werdendes zwischen ihm und Harda schwebte, das Unausgesprochene und Hervordrängende im Schutz der Verborgenheit, löste ein altes, liebes Erinnern in ihm aus, wehte ihm ein halbvergessenes Lied ins Gedächtnis zurück.

„Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an,
Daß unser beider Denken
Niemand erraten kann —"

So schlicht die Melodie hinfloß, sie füllte mit ihrem Zauber den ganzen Raum. Das Haupt tief gebeugt, die Hände im Schoß gefaltet, saß die Rätin, lauschend und doch fernab von aller Gegenwart. Ein anderer

Mund sang einst in glücklichen Stunden dieses Lied, sang es in froher Erwartung des kommenden Jagdtages noch am Vorabend seines Todes. Jetzt klang es ihrer Tochter entgegen. O, daß es sie weit, weit abführte von allem, was ihr selbst durchzukämpfen und zu leiden beschieden war! Daß sie es niemals mit bitterem Schmerz zu hören gezwungen war, mit verzehrender Sehnsucht und Reue!

Die einzige, welche ihre Gedanken nicht gefangen gab, war Fräulein Lilla. Sie kam über die Dreistigkeit und Verführungskunst des für sie erledigten Freiers nicht hinweg. Immer wieder versuchten ihre Augen die Wirkung dieser Kunst auf dem bleichen Antlitz abzulesen, das nichts zu hören, nichts zu sehen schien, nichts von dem verriet, was sich wie Traumgespinste hinter den gesenkten Lidern entfaltete und verkettete — Leben und Lieben.

Als der letzte Ton verhallte, fühlte die Rätin ihre Wangen sanft berührt. Liska wischte ihr mit dem Zopfende schnell die Tränen ab und drückte noch flinker ihre Lippen auf die benetzten Stellen.

Da war es ihr, als sei es der Heimgegangene selbst gewesen, der Gram und Tränen aus ihrer Seele fortküßte.

Hartleben erhob sich. Er mußte sich aus der Stimmung, in die er sich tiefer und tiefer hineingespielt, erst wieder herausarbeiten, bevor er den scharfen Kniebelschen Blick in Fräulein Lillas Augen gleichmütig ertragen konnte. Ihm kam die Ruhe in Hardas Zügen befremdend vor, da doch sein ganzes Sein nur in der Wonne jenes ersten Sichfindens fortlebte.

„Mein bißchen Stümpern —“

„Es war so wunderschön,“ sagte die Rätin mit bewegter Stimme, „viel schöner als der Vortrag eines

weit schwierigeren Stückes. Es läßt sich so vieles dabei denken.“

„Nur nicht zu viel!“ sagte Fräulein Lilla aufstehend. „Man läuft sonst Gefahr, durch seine Gedanken enttäuscht zu werden.“

„Ihr wollt doch nicht schon gehen?“ fragte die Rätin, als nun auch Fräulein Rosa ihren Platz verließ. „Noch ein Gläschen Bier, Liska, schnell!“

„Für uns ist es spät genug,“ sagte Fräulein Lilla, Harda umarmend. „Und hier sehe ich bleiche Wangen.“

„Dann will ich auch nicht länger stören.“ Etwas wie Haß gegen diese feindselige Stimme und deren Trägerin keimte in Hartleben ununterdrückbar auf, als er sich der Rätin verabschiedend näherte. „Meinen besten Dank, gnädige Frau, für diesen schönen Abend.“

Sie drückte ihm herzlich die Hand. Aber ihre Einladung zu wiederholen, wagte sie nicht mehr.

„Gute Nacht!“ sagte er zu Liska gewandt, die immer noch in höheren Regionen schwebte und jetzt vor lauter Entzücken ihre Tanzstundenverbeugung machte. „Bei Ihnen sehe ich noch keine müden Augen.“

„Nein!“ versicherte Liska, strahlenden Gesichtes zu ihm aufschauend.

„Und hier?“

Er war zu Harda getreten mit der drückenden Gewißheit, daß acht Augen auf ihnen beiden ruhten.

„Ich wüßte nicht,“ sagte sie lächelnd. „Mir kann es nie spät genug werden.“

„Und — der erste Walzer ist mein?“

Sie nickte.

Da sah er das flimmernde Leuchten in ihren dunklen Augen, bevor sie sich vor seinem Blick verschleierten, jenes Leuchten und Verschleiern, das ihm so heiße Liebesglut ins Herz strömte.

„Auf Wiedersehen!“ sagte er hastig, verneigte sich stumm vor den Tanten und ging aus dem Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Vor der Tiergartenvilla des Geheimen Kommerzienrats v. Grottfuß begann zur achten Abendstunde eine Wagenauffahrt, die kein Ende nehmen zu wollen schien.

Die mächtigen Kandelaber in dem säulengetragenen Vestibül verbreiteten helles Licht, und dieser Lichtglanz pflanzte sich durch Treppenhaus, Aufstieg und alle geöffneten Räume fort bis in den Tanzsaal hinein, wo hinter dem vergoldeten Gitter der Musikloge das Stimmen der Instrumente den Beginn des Festes für die nächsten Minuten verkündigte.

Auf dem blanken Parkett schwirrte schon alles durcheinander — Schönheit und Anmut, Jugend und Alter. Die Familie Grottfuß gab die glänzendsten Feste, und niemand, selbst die Vertreter der höchsten Aristokratie nicht, dachte daran, daß der Großvater des reichdekorierten Gastgebers ein „jämmerlicher Nagelschmied“ gewesen war.

Dem wohlbeleibten, jovialen Herrn, der im Vorsaal ordenstarrenden Exzellenzen verbindlich die Hand drückte, den Inhaberinnen neunzackiger Kronen in der Taschentuchecke lächelnd den Arm reichte, um sie in den angrenzenden Salon seiner Frau zuzuführen, der einer Schar Gardeoffiziere vertraulich im Vorüberschreiten zuwinkte, sah allerdings niemand die großväterliche Herkunft aus einer feuchten, dunklen Hofwohnung an, niemand merkte es ihm an, daß sein Großvater als Schlosserlehrling für seinen Meister die Stiefel wichste und von der Frau Meisterin gelegentlich

Maulschellen bekam, wenn er beim Kinderwiegen eingeschlafen war.

Die Großmacht Geld hatte dem Kommerzienrat eine liebenswürdige Frau aus einer reich mit Stammbaumästen, aber dürftig mit Barmitteln versehenen Familie erwerben helfen, in deren vornehmer Einfachheit er sich das abstoßende Protzentum vollkommen abgewöhnte, ja sogar so weit ging, es in seiner einzigen Tochter trotz französischer und englischer Gouvernanten, Ponyequipage und sonstigem Überfluß im ersten Keime schon zu ersticken.

Diesem Anschauungswechsel entsprang seine Teilnahme an dem Geschick der Rätin Müllbrich, die mit ihren Töchtern bei einem Sommeraufenthalt in derselben Pension wie die Familie Grottfuß wohnte und durch ihr schüchtern-sympathisches Wesen das Herz der Kommerzienrätin schnell gewann, während die gleichalterigen Töchter eine Jugendbekanntschaft schlossen, welche von Harda trotz des bitteren Beigeschmacks des schmucklosen väterlichen Namens Kniebel bis zur Stunde aufrecht erhalten ward, und zwar auf dem unerschütterlichen Bewußtsein ihres schon ererbten und noch zu ererbenden Vermögens.

Die Rätin, welche nur aus Mutterliebe sich in dieses unbekannte Getümmel wagte, schritt neben Harda befangen die Stufen hinan.

Wenn auch, wie die Tanten beim Ankleiden einmütig prophezeit hatten, Hardas Erscheinung in diesem glänzenden Kreise weder allgemeines Aufsehen erregte noch alle anderen in den Schatten stellte, so folgte doch manches Auge dieser schlanken Mädchengestalt, deren kostbare Spitzentoilette über weißem Seidengrund durch taufunkelnde Rosenzweige reizvolles Leben erhielt.

Die gesucht einfache Scheitelung des Haares und seine nackenverschönernde Verschlingung zu reichem Knoten hob den kühnen Schnitt ihrer Züge allerwirksamst hervor, und aus der erwartungsvollen Blässe dieser Züge sprachen die dunklen Augen jene wohlbekannte Familiensprache, welche dem jugendlichen Antlitz allezeit den Abglanz unbefangenen Frohsinns und harmlosen Genusses geraubt.

Ihr Kärtchen in der Hand betrachtete sie die blauen, roten und weißen Uniformen, deren Träger in dichtem Kranz die glückliche Tochter des Hauses umstanden, um einen Tanz zu erbitten, sah sie wieder davoneilen, ihr Glück bei anderen Damen zu versuchen. Nur zu ihr, dem Fräulein Kniebel, kam keiner.

Da schoß der glühende Wunsch in ihr auf, als sie endlich Hartleben auf sich zuschreiten sah, daß auch er Gardekavallerist und von Adel sein möchte. Die Mittel dazu brachte sie ihm ja zu.

„Endlich konnte ich mich freimachen," sagte er, ihre Erscheinung entzückt in sich aufnehmend. „Ich stand wie auf Kohlen, seit ich Sie im Saal auftauchen sah. Wie ich diesen Abend, diese Stunde herbeigesehnt habe! Nie ist mir die Zeit so unerträglich langsam vergangen."

Er nahm ihr die Tanzkarte aus der Hand, kritzelte ein H. neben den ersten Walzer und reichte sie wieder zurück.

„Sie waren neulich so ruhig beim Scheiden," sagte er leiser, „als wüßten Sie gar nicht mehr —"

Sie lächelte. „Trauen Sie mir ein so kurzes Gedächtnis zu?"

Wie sie es sagte, durchzitterte sie wieder das überwältigende Gefühl, an dieser Brust, in diesen Armen das Glück des Weibes zu finden.

Es war, als läse er diese Gedanken aus ihrem Blick, der dem seinen nicht mehr standhielt. „Alles, was schön und gut und beglückend ist, traue ich Ihnen zu," sagte er mit unsicherer Stimme. „Und indem ich es tue, frage ich mich, ob Sie das gleiche Zutrauen haben zu dem, was Ihnen dafür zu geben ich mich so unbeschreiblich sehne."

Der Vortänzer kam, Harda einige Herren vorzustellen, die sich ihrer Tanzkarte bemächtigten — Herren vom Zivil und ein junger Infanterieoffizier, Erzieher am Kadettenkorps, mit der Familie Grottfuß weitläufig verwandt und auf diese Verwandtschaft hin mit einer Einladung bedacht.

Als sie wieder allein standen, sagte Hartleben hastig: „Wenn doch dieser Trubel um uns verschwände! Es ist eine Herzenspein ohne Ende. Ich war neulich abends so unglücklich über Ihre Tanten —"

„Darum keine Sorge," sagte sie, das Haupt bewußt zurücklehnend. „Mein Wille gehört mir."

„Und Ihr Herz?" fragte er innig, als jetzt die Musik droben den „Walzertraum" entschweben ließ. Er legte den Arm um sie, als er noch einmal die Frage flüsterte. „Ihr Herz — gehört es mir?"

Sie fühlte ihre Hand mit heißem Druck umspannt. Da durchzuckte es ohne ihren Willen ihre Finger. Sie erwiderte den Druck rasch und hastig.

Er führte sie leicht und sicher durch die wogenden Paare. Der Duft ihres Haares umwehte sein Antlitz, der Hauch frischester Jugendschöne.

„Ich liebe Sie," flüsterte er. „Das wissen Sie ja längst —"

Ihr Herzschlag stockte. Es mußte ja so kommen. Aber sie erschrak doch bis ins Mark hinein. Er und sie — unverbrüchlich und für immer!

Er hielt sie noch umschlungen, als ein Paar versehentlich gegen sie antanzte.

„Pardon, Herr Hauptmann! — Verzeihen Sie, Gnädigste!“

„Graf Brankowan,“ sagte Hartleben, den Davontanzenden nachschauend.

Harda sah auf. Brankowan! Den Namen kannte sie ja und das Gesicht auch, dem die schwarze Stirnlocke jenen düsteren Ausdruck verlieh, welcher ihr damals in der Erinnerung haftete. Die überschlanke Gestalt, die geschmeidige Grazie und Lässigkeit — alles erkannte sie wieder.

„Hat Ihre Toilette Schaden genommen?“ fragte Hartleben lächelnd und mit dem glücklichen Bewußtsein berechtigter Vertraulichkeit.

„Nicht im mindesten.“

„Hin und wieder eine Extratour, das ist alles, was mir heute noch werden kann,“ sagte er, sich nur mit Mühe von ihr trennend. „Ihr Herz — dein Herz,“ setzte er beseligt hinzu, „nehme ich mit mir.“ —

Graf Brankowan, dessen Persönlichkeit äußerst beliebt in diesen Kreisen war, begrüßte im Vorbeischreiten einen älteren Herrn, der ihm schon von weitem die Hand entgegenstreckte.

„Guten Abend, Herr Graf! Je später der Abend, desto schöner die Leute.“

„Danke für die gute Meinung, Herr v. Warnulf. Ist Ihr Herr Sohn auch hier?“

„Tanzt wie toll. Übt sich wahrscheinlich auf die jungtürkischen Damen ein.“

„Also geht er tatsächlich nach Konstantinopel?“

„Wenn er nicht durchrasselt — sicher. Sehen Sie, was bleibt mir anderes übrig? Bevor ich mich nicht aufs Altenteil zurückziehe — was soll da der Junge in

Barnekow? Mag er sich erst draußen den Wind um die Nase streichen lassen, dann heiraten und sich einspinnen. Übrigens wer ist denn das hübsche Mädchen, dem Sie vorhin beinahe verderblich wurden?“

„Kann leider nicht damit dienen. Auf Wiedersehen!“

Da Hartleben jetzt in seine Nähe kam, rief Warnulf diesen an. „Wie heißt denn die hübsche Brünette, mit der Sie soeben getanzt haben?“

„Fräulein Müllbrich.“

„Hören Sie, liebster Hauptmann!“ rief Warnulf hastig, Hartleben am Ärmel festhaltend. „Was sagten Sie eben? Müllbrich? Haben Sie eine Ahnung, ob der Vater etwa Amtsgerichtsrat war?“

„Jawohl. Derselbe, der damals bei Ihnen auf der Jagd —“

„Ist's die Möglichkeit!“ fiel Warnulf erregt ein. „Sagen Sie, ist die Rätin Müllbrich vielleicht auch hier — die Witwe?“

„Dort drüben sitzt sie. Ich kann Sie vorstellen, wenn Sie es wünschen. Ich verkehre seit kurzem in der Familie.“

„Ah so! Ja, ja — ich verstehe, Sie Schäker! Nicht übel!“ scherzte der alte Herr mit erhobenem Zeigfinger. „Aber mein lieber Freund Müllbrich, erlauben Sie mir diese Bemerkung, war, was den Geldpunkt anbelangt, etwas zu knapp bestellt, um —“

Es war ein glückliches Lächeln, welches diese Andeutung beantwortete. „Ich weiß es wohl.“

„Na, dann kommen Sie!“ Plötzlich blieb er wieder stehen. „Eigentlich widerstrebt es mir. Wissen Sie, lieber Hartleben, ich bin damals zu miserabel behandelt worden, so ungefähr, als wenn ich der Hauptschuldige an dem Unglücksfall wäre. Die Witwe ließ mich durchaus nicht vor, obwohl ich alles tun wollte,

was ein anständiger Mensch nur tun konnte in meiner und ihrer Lage."

„Als neulich das Gespräch auf diese Angelegenheit, also auch auf Ihre Person kam, Herr v. Warnulf, äußerte die Rätin ihr lebhaftes Bedauern, Sie nicht kennen gelernt zu haben."

„Na, mag sein. Ich konnte ja auch nur aus dem Betragen ihrer Verwandten einen Schluß auf sie selbst ziehen. Da war ein Schwager, Kniebel hieß er, der fatalste Mensch, der mir je vorgekommen ist, von einer Anmaßung und Rücksichtslosigkeit — na, Schwamm drüber! Ich will also Frau Müllbrich jetzt begrüßen."

Etwas entfernt von der zurückgeschobenen Tür des Tanzsaals saß die Rätin, von Frau v. Grottfuß persönlich dahin geleitet, befriedigt und mit ihrem Hiersein völlig ausgesöhnt. Das graue Seidenkleid zu dem noch vollen Blondhaar stand ihr bei ihren frischen Farben sehr gut. Ihre hübschen, sanften Züge, über die schon so viele Tränen geflossen, hatten einen jugendlichen Ausdruck, nun sie das heitere Treiben wiedersah, dem Artur Kniebels Werbung sie einst so schnell entführte.

Mit ganzer Seele verfolgte sie jede Bewegung ihrer Tochter, belächelte den Unterschied zwischen einst und jetzt. Damals, zu ihrem ersten Ball, hatte der ganze Ballstaat zwanzig Mark gekostet. Eine alte Hausnäherin und die Mutter nähten um die Wette an dem weißen Tarlatankleide, und ihr selbst war dabei zumute, als täten sich Paradiesespforten für sie auf. Und wie reizend hatte sie sich, die Siebzehnjährige, in dem halbblinden Kinderstubenspiegel gefunden!

„Gnädigste Frau gestatten —"

Hartleben stand mit einem fremden Herrn neben ihrem Sessel.

So plötzlich aus lieben Erinnerungen geschreckt, sah sie fragend auf.

„Herr v. Warnulf bittet um den Vorzug —"

Die Geigen schwirrten in diesem Moment lauter auf. Sie konnte den Namen nicht verstehen.

Warnulfs Blick haftete, bevor er sich zu ihr niederbeugte, lange und mit regstem Interesse an der Frau, welche sein Freund über alles liebgehabt. „Ich konnte es mir doch nicht versagen —"

Was versagen? Sie wurde verlegen und errötete.

Diese Röte bewirkte, daß er sich einen Stuhl herbeitrug und sich, auch ohne Erlaubnis, neben sie setzte.

„Ist Ihnen mein Name so ganz unbekannt?" fragte er schonungsvoll.

„Offen gesagt, ich habe ihn vorhin nicht verstanden. Die Musik war so laut —"

„Das hätte ich wissen können," sagte er. „Warnulf heiße ich — Warnulf auf Barnekow," setzte er langsam hinzu.

Sie zuckte so heftig zusammen, daß er begütigend nach ihrer Hand griff.

„Nicht erschrecken! Das war mein Zweck sicher nicht, als es mich drängte, meines lieben Müllbrichs Gattin endlich nach vielem vergeblichen Bemühen kennen zu lernen. Ich hatte damals kein Glück damit."

„Ich war so elend," sagte sie leise. „Sehr elend."

„Jawohl," sagte er, ihre Hand herzlich drückend. „Und ich war ein großer Narr, bei Ihnen an Rachegefühl und ungerechten Haß zu glauben. Wenn Sie mir dieses Unrecht jetzt noch verzeihen können —"

Sie sah tief bewegt in sein fragendes Auge. „Es hat mir später oft leid getan —"

„Na, das lassen wir also nun!" sagte er, ihre Hand an seine Lippen ziehend. „Das ist gewesen. Die

unverhoffte Freude, jetzt an Ihrer Seite sitzen und mit Ihnen plaudern zu können, läßt alles andere weit hinter sich."

Sie nickte. Seine Stimme tat ihrem Herzen wohl. Rechtlichkeit und Ehrlichkeit sprachen aus ihr und ein tiefes, warmes Gefühl für ihr Geschick. „Leopold hielt so viel von Ihnen," sagte sie, ihr bisher geneigtes Antlitz immer freier zu ihm erhebend.

„Weil das der Fall war," fiel er ein, „müssen Sie mir nun gestatten, mich Ihnen zu allen Diensten anzubieten, die ein alter Einsiedler wie ich leisten kann."

„Sehr gütig," sagte sie freundlich. „Aber wohnen Sie denn nicht mehr in Barnekow?"

„Doch. Aber ich habe einen Sprößling hier, dem zuliebe ich mich ein paar Wochen in der großen Welt herumstoßen lasse. Ich werde ihn gleich nachher einfangen und Ihnen vorführen. Er ist ein ganz guter Kerl, bloß noch keine Spur von Landwirt."

„Ich bin mit meiner Tochter hier," sagte die Rätin, völlig zutraulich geworden, indem sie auf Harda zeigte.

„Gratuliere aufrichtig. Da läßt sich schon Ballmutter spielen. Fräulein Müllbrich sieht stark nach Festkönigin aus."

„Sie heißt nicht Müllbrich," fiel die Rätin lächelnd ein. „Sie stammt aus meiner ersten Ehe mit Artur Kniebel."

„So—o!" Warnulf dehnte das Wort zu bezeichnender Länge aus. „Der Herr Kniebel damals —"

„War sein Bruder," sagte die Rätin rasch. „Es sind weder meine noch Leopolds Verwandte."

„Das freut mich aber herzlich!" rief er mit so ungeheuchelter Befriedigung, daß Frau Müllbrich gleichfalls eine Erleichterung in dieser Tatsache empfand. „Mein guter Leopold hatte also keine eigenen Kinder?"

„Doch!“ sagte die Rätin voll Mutterstolz und Mutterglück. „Eine Tochter — meine Liska!“

„Die muß ich kennen lernen!“ Warnulf schlug bekräftigend auf die Sessellehne. „Leopolds Tochter muß ich kennen lernen, wenn Sie mir gestatten, zu Ihnen zu kommen?“

„O gern — sehr gern!“ sagte die Rätin erfreut. „Nur,“ fuhr sie befangen fort, „leben wir sehr einfach und zurückgezogen.“

„Was denken Sie vom alten Warnulf?“ fiel er herzlich ein, abermals ihre Hand nehmend und küssend. „Ich bin froh wie ein Schneekönig, wenn ich überhaupt zu Ihnen kommen kann. — He, Junge!“ rief er plötzlich laut. „Gerd! — Sieht ganz gut aus, der Bengel — wie?“

Der junge Mann kam verwundert näher.

„Frau Amtsgerichtsrat Müllbrich ist nicht abgeneigt, dich kennen zu lernen. Müllbrich — verstehst du?“

Gerd v. Warnulf verneigte sich überrascht. Er hätte darauf schwören mögen, ähnliche Augen schon gesehen zu haben, daneben das gleiche Gesichtsoval.

„Ich freue mich aufrichtig,“ sagte die Rätin, ihm freundlich die Hand entgegenstreckend, „nun auch den Sohn des Freundes meines verewigten Mannes kennen zu lernen. Sie wohnen schon lange in Berlin?“

„Nicht gar zu lange und werde auch nicht mehr allzulange hier verschönernd wirken, da mein Vater mich gleich nach dem Examen ins Joch spannen und nach Konstantinopel verschicken will.“

„So weit wollen Sie fortgehen?“

„Wollen? — Wollen wohl nicht,“ erwiderte er scherzend, „aber müssen, wenn man einen solchen Tyrannen zum Vater hat.“

Warnulf lachte herzlich. „Mach dich fort! Frage aber erst bei Frau Müllbrich an, ob sie dir auch einen Besuch erlaubt, wie sie ihn mir soeben gestattet hat.“

„Darf ich?“ fragte er, sich über ihre Hand neigend.

Sie sah voller Sympathie in sein junges, frisches Gesicht. „Gewiß. Wir werden uns sehr freuen.“

Er verneigte sich eilig und verschwand. —

Die Festesfreude stieg höher und höher. Die „Lustige Witwe“ zog ihre lockenden Kreise unwiderstehlich. Alles schwirrte, wirbelte, wogte durcheinander.

Für Hardas Ehrgeiz war nur eines noch nicht in Erfüllung gegangen: die Gardekavalleristen hielten sich ausschließlich zu den ihnen bekannten Damen. Diese Tatsache stachelte ihre Ungeduld von Minute zu Minute heftiger an. Was hätte sie darum gegeben, diese Ausschließlichkeit mit ihrer Person zu sprengen!

Als ihr Tänzer sich für einen Moment zu einer Extratour beurlaubte, schlängelte sich quer durch den Saal der junge Kadettenoffizier zu ihr hin.

Angesichts ihrer Wünsche fand sie ihn minderwertig und beachtete ihn kaum.

Er dagegen hielt sich für sehr wertvoll und begehrungswürdig, was sich in Haltung und Sprache ausgiebig kennzeichnete.

„Darf ich bitten?“

„Ich danke,“ sagte sie kurz. „Die Hitze im Saal ist unerträglich.“

Er verbeugte sich und trat zurück.

In demselben Augenblick kam von der anderen Seite ein Dragoneroffizier heran, den die Erscheinung Hardas endlich doch anlockte, und blieb auffordernd vor ihr stehen. „Brandenfels!“ stellte er sich vor.

Ein Triumphgefühl durchzuckte ihr Herz. Ohne weiteres, ohne zu beachten, daß der eben Abgewiesene

noch in ihrer Nähe stand, legte sie ihren Arm auf den blauen Tuchärmel und tanzte hochbefriedigt davon.

Staunend und empfindlichst gekränkt, sah Leutnant Schneider diese Beleidigung sich vollziehen. Er schluckte ein paarmal daran, bevor er sich hastig zurückwandte und geradeswegs auf den ältesten der tanzenden Offiziere zuschritt.

„Gestatten, Herr Hauptmann?“ sprach er Hartleben an und erzählte, was sich soeben zugetragen.

„Welche Dame meinen Sie, Herr Kamerad?“ fragte Hartleben, gleichfalls entrüstet.

„Hier — diese, die eben vorüberkommt.“

„Diese?“

„Jawohl!“ sagte Leutnant Schneider, noch ganz Feuer und Flamme. „Es war einfach empörend. Ich bitte gehorsamst, die Angelegenheit in die Hand nehmen zu wollen.“

Hartleben war die Angelegenheit überaus fatal. Harda eine solche Taktlosigkeit und Herausforderung zuzutrauen, schien ihm fast unmöglich. Oder war es nur Unerfahrenheit und Vergeßlichkeit gewesen?

„Die Dame hat keinen männlichen Begleiter hier, soviel ich weiß,“ sagte Leutnant Schneider. „Aber auch falls ein solcher anwesend wäre, müßte ich doch Herrn Hauptmann mit dieser Angelegenheit bemühen.“

„Gewiß — gewiß! Sie sind in Ihrem Recht. Ich werde sogleich mit der Dame sprechen. Es liegt zweifellos ein Versehen vor, eine bewußte Kränkung gewiß nicht. Ich kenne die Dame und weiß, daß Absichtlichkeit ihr durchaus fernliegt. Wollen Sie sich gedulden!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

Der Freiherr v. Brandenfels hatte die Extratour

mit einer so guten Tänzerin tunlichst lange ausgedehnt. Er verabschiedete sich im selben Moment, als Hartleben die Stelle erreichte, wo Harda leuchtenden Blickes ihren Triumph auskostete.

Seine Augen entzückten sich trotz des Verdrusses, den sie ihm bereitete, an der wärmeren Färbung ihres Gesichts, die er so liebte als ein Zeichen glücklicher Beseelung.

„Ich habe ein paar Worte —"

„Bitte!" Sie nickte lächelnd. „Die Pause vor dem Kotillon ist sehr geeignet dazu. Ich bin ganz Ohr."

Er war dicht zu ihr getreten. „Wenn jemand es bedauert, Ihnen einen Verdruß zu machen, so bin ich es. Denn Sie wissen ja — du weißt ja," setzte er innig hinzu, „daß ich eher alles andere täte —"

„Verdruß?" unterbrach sie ihn überrascht. „Wieso?"

„Nach dieser Frage wird alles bald wieder in Ordnung sein," sagte er rasch. „Um so mehr, als ich mich bereits dafür verbürgt habe, daß von Ihrer Seite an keine kränkende Absicht zu denken sei. Ein paar Worte — und die ganze Sache ist erledigt."

„Welche Sache denn nur?" fragte sie lächelnd. „Ich fasse heute abend, wie es scheint, etwas schwer."

„Das gewiß nicht," sagte er mit zärtlichem Widerspruch. „Aber eine flüchtige Zerstreutheit könnte vielleicht angenommen werden in betreff des Leutnants Schneider."

„Schneider? Wer ist das?" fragte sie, gleichmütig ihren Fächer in Bewegung setzend.

„Der soeben um einen Tanz bat und —"

„Ach, der!" fiel sie gedehnt ein.

„Er fühlt sich durch die Zurückweisung in seiner Ehre verletzt. Weiter brauche ich wohl nichts hinzuzufügen," unterbrach er sich selbst mit herzlichem Nachdruck.

„Weiter! Was weiter?“ fragte sie mit erwachender Ungeduld. „Hat er etwa die Absicht, mich zur Rede zu stellen? Oder was will er sonst?“

„Eine Entschuldigung — nichts weiter,“ sagte Hartleben überredend. „Die ist doch so leicht gegeben. Ein paar höfliche Worte — fertig. Ich brauche ihm nur ein Zeichen zu geben, so —“

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ fiel Harda mit gerunzelten Brauen ein. „Kinder bitten ab. Was geht mich dieser Leutnant Schneider an, und ob er zufrieden oder unzufrieden mit mir ist?“

„Die Sache liegt doch anders,“ sagte er beunruhigt. „Eine unverdiente und noch dazu öffentliche Zurückweisung ist das Persönlichste, was es geben kann — und von diesem Standpunkt muß die Sache betrachtet werden. Sie schließt aber auch noch eine andere Folge in sich. Ich bitte Sie, Harda, ich bitte Sie inständigst, die paar Worte, wenn auch mit Überwindung, zu sprechen. Ich will ja gern glauben, ja ich fühle es gerade Ihrem Wesen nach, daß es Ihnen schwer fällt, in diesem Falle entgegenzukommen, aber das Bewußtsein, im Unrecht zu sein —“

„Über mein Bewußtsein entscheide ich allein,“ unterbrach sie ihn, den Kniebelschen Familienton bedenklich streifend.

„Wollen Sie mir,“ fragte er mit inniger Betonung — „mir, Harda — kein Recht darin zuweisen?“

Sie fächelte sich heftiger Kühlung zu. „Was mich bei dieser Läpperei einzig wundert, ist, daß Sie, gerade und ausgerechnet Sie, mir diese Szene machen.“

„Es hat mich Überwindung genug gekostet, dessen dürfen Sie versichert sein, aber ich konnte mich dem Auftrag nicht entziehen.“

„Solche Aufträge würde ich ablehnen,“ sagte sie achselzuckend.

„Wenn Sie dürfen,“ fiel er mit nachdrücklichem Ernst ein. „Sie dürfen es aber nicht. — Harda,“ sagte er leiser und voll überzeugender Wärme, „Sie müssen ja doch unsere Sitten und Anschauungen zu den Ihrigen machen. Tun Sie es jetzt. Was macht es denn, wenn Sie Ihr Bedauern aussprechen?“

„Was es macht?“ fragte sie dagegen. „Es wäre das erste Mal in meinem Leben, daß ich Abbitte leistete, und noch dazu genötigt durch jemand, der mir diesen Verdruß hätte fernhalten sollen, statt mir damit die ganze Festfreude zu verderben. Ich habe diesen Leutnant Schneider nicht herbeigerufen und —“

„Das pflegt ja doch nur beim Prinzessinnenengagement der Fall zu sein,“ unterbrach er ihren Unwillen besänftigend.

„Wenn ich die Wahl habe,“ fuhr sie mit erhobenem Haupte fort, „so tanze ich, mit wem ich will.“

„Das durften Sie in diesem Falle nicht. Was Sie dem einen soeben verweigert, durften Sie eine Sekunde später einem anderen nicht gewähren. Ich bitte Sie, Harda, ich bitte Sie inständigst, schaffen Sie die Sache aus der Welt.“

„Und wenn ich es nicht tue?“ fragte sie hochfahrend. „Wenn ich das fürchterliche Verbrechen auf mich nehme, dem Leutnant Schneider mißliebig geworden zu sein?“

Er fühlte sich durch die Geringschätzung dieser Frage stark verletzt. „Sie beleidigen in diesem Falle nicht einen unter uns, Sie beleidigen uns alle. Das wissen Sie noch nicht. Ich deutete es schon an.“

„Alle?“ fragte sie erstaunt und mit erhöhtem Groll. „Sie etwa auch?“

„Darin gibt es keine Ausnahme,“ sagte er langsam

und mit gedämpfter Stimme, welcher die zunehmende Erregung merklich anzuhören war. „Darum bin ich es als Beauftragter sowohl —“

„Diese Vielseitigkeit oder Einseitigkeit,“ unterbrach sie ihn, in ihrer Selbstherrlichkeit aufs tiefste verletzt, „ist mir zu hoch. Ich begreife nur das eine, daß ich nach dem ersten Walzer heute eine andere Fortsetzung erwarten durfte als diese.“

„Ich bitte Sie, Harda, ich beschwöre Sie, Ihrem Stolze und Ihrem Unmut nicht Raum über sich zu geben,“ sagte er leidenschaftlich bewegt.

„Sie haben vorhin von Folgen gesprochen,“ unterbrach sie ihn abermals mit hochfahrender Kälte, obwohl eine innere Stimme sie anders beriet. „Was für Folgen?“

„Wenn Sie wüßten, wie unsäglich mich diese Unterredung martert,“ sagte er über seine Stirn streichend, als käme ihm damit Erleichterung, „wie peinvoll mir Ihr Zorn ist, wie schmerzlich —“

„Die Folgen!“ sagte sie heftig. „Bitte! Ich kenne Ihre liebenswürdigen Gepflogenheiten noch nicht —“

„Die Sie mir nicht zum Vorwurf machen dürfen.“ Er schwieg einen Moment, dann sagte er gedämpft: „Es würde kein Offizier mehr mit Ihnen tanzen können. Leutnant Schneider würde den Baron Brandenfels in Kenntnis setzen, und es könnte zu Unannehmlichkeiten zwischen beiden kommen.“

Sie erschrak heftig trotz Zorn und Selbstgefühl. Die lebhaftere Farbe ihrer Wangen erblich. Aber weit entfernt, sich selbst und allein schuldig zu bekennen, warf sie die Ursache beiseite und hielt sich allein an die Wirkung, an das, was Hartleben angedroht — und an die Tatsache, daß er es war, der es gewagt hatte,

sie zu dieser Demütigung zu zwingen. Ein spöttisches Lächeln glitt über ihre Züge. Das war Liebe! Das war der Dank für alles, was sie ihm sein und schenken wollte! Närrin genug wäre sie fast gewesen. — Aber ein Entschluß mußte gefaßt und der Skandal vermieden werden, wie hart es ihr auch ankam.

„Harda," bat er, den Fächer, den sie achtlos aus der Hand gleiten ließ, aufhebend und ihr überreichend, wobei er mahnend, zärtlich überredend ihre Finger umschloß, „trennen Sie meine Person, mein Empfinden für Sie von dem störenden Vorkommnis. Ich tue meine Pflicht gewiß und wahrhaftig schweren Herzens. Ein verständnisvoller Blick von Ihnen, ein Lächeln würde sie mir unsäglich erleichtern. Sie dürfen mir nicht zürnen, Harda!"

Die Geigen begannen zu stimmen, der Dirigent erschien in der Loge. Da ward sie sich klar. „Ich wünsche also Ihren Leutnant Schneider zu sprechen. Oder befiehlt er, daß ich zu ihm komme?" fragte sie mit scharfem Spott. „Befehlen auch Sie es?"

Er sah sie mit langem und traurigem Blick an.

Wie oft, wie oft stand ihr dieser Blick noch vor der Seele!

„Ich werde ihn holen."

Sie sah ihm entrüstet, aber entschlossen nach, wie er durch den Saal ging, um ein paar Worte mit dem jungen Offizier zu wechseln. Dieser drückte ihm dankend die Hand und kam eiligen Schrittes herbei, um sein Recht in Empfang zu nehmen.

In tadelloser Haltung, nichts verratend von der Abneigung, die sie erfüllte, sah Harda ihn an. „Ich habe mit Bedauern gehört, daß ich zerstreut gewesen bin. Eine Absicht war es nicht von mir. Wollen Sie also diesen Irrtum meinerseits entschuldigen?"

Er verneigte sich tief. „Kein Zweifel daran, gnädiges Fräulein," sagte er und entfernte sich befriedigt.

Ihr war zumute, als sei jedes Wort, das sie ihm gegönnt, ein Nadelstich gewesen, den sie sich selbst versetzte. Aber stachelnder als alles war das Gefühl, diese Demütigung aus Hartlebens Machtvollkommenheit empfangen zu haben — sie, der jeder Widerspruch, wenn überhaupt gewagt, mit Schmeichelei verbrämt entgegentrat, sie, der Kniebelsche Abgott, die reiche Erbin. Das hatte er gewagt nach dem, was er ihr an jenem Abend und heute beim ersten Walzer gesagt! Sie wandte sich tief aufatmend ab. —

In der Mitte des angrenzenden Salons, wo Frau v. Grottfuß sich aufhielt, entstand in diesem Augenblick eine vorübergehende Störung in der Unterhaltung durch eine Depesche, die einen jungen Mann an das Krankenbett seines Vaters berief.

„Sie gestatten, gnädigste Frau, daß ich mich sogleich empfehle. Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß eine Verschlimmerung eintreten könnte —"

Die Hausherrin drückte ihm herzlich die Hand. „Wir wollen das Beste hoffen, Herr Assessor."

„Wollen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl —"

„Alles, alles! Versäumen Sie nur keine Minute mehr."

Er stand schon an der Tür, als er sich noch einmal hastig umwandte und zu dem Vortänzer trat. „Eines noch. Ich war zum Kotillon engagiert. Wollen Sie mich bei der Dame entschuldigen? Sie steht im Saal — dort am Fenster. — Ja, die mit den Rosenzweigen."

„Hm — was machen wir denn da? Es ist alles in festen Händen."

„Tut mir leid, aber verzeihen Sie meine Eile. Ich kann mich persönlich nicht mehr hinbemühen. Es

wird sich schon noch jemand finden für mich. Leben Sie wohl!"

Herr v. Bensdorf sah dem Davoneilenden einen Moment unschlüssig nach. Wo war jetzt noch ein nicht engagierter Tänzer zu finden? Die Paare saßen nahezu vollzählig im Kreise. Endlich kam ihm ein rettender Gedanke. Er eilte ins Herrenzimmer, wo der Gastgeber eine gemütliche Tafelrunde um sich versammelt hatte, und wie ein Stoßvogel auf Brankowan zu. „Herr Graf, wir sind um einen Kotillontänzer in peinlicher Verlegenheit —"

„Bedaure." Brankowan wandte ihm flüchtig sein Profil zu. „Sie wissen, ich gehöre zu den älteren Semestern."

Bensdorf erzählte im Fluge, was geschehen war. „Tun Sie mir also den einzigen Gefallen und kommen Sie mit! Die Dame kann doch nicht sitzen bleiben! Opfern Sie sich für die gute Sache. Nicht wahr, Sie kommen?"

„Na, lieber Graf," lachte Grottfuß, „dann lassen Sie Ihr Salvatorbräu nur im Stich. Sonst muß ich am Ende selbst noch dran glauben."

„Aber hören Sie," sagte Brankowan aufstehend, „das ist ja doch die reinste Erpressung. Ich habe seit Jahren keine Ahnung mehr vom Süßholzraspeln. Wer ist denn diejenige welche? Diese verlassene Ariadne?"

„Ein Fräulein Kniebel. Famose Erscheinung."

„Kniebel? So so! Wo sitzt denn die Dame, wenn ich fragen darf?"

„Bitte, mir nur zu folgen. Und besten Dank im voraus!"

Der Kapellmeister erhob sich eben, als Harda die beiden Herren im Eilschritt auf sich zukommen sah.

„Assessor Barkhausen ist soeben telegraphisch ab-

berufen worden," sagte Bensdorf mit ausgesuchter Höflichkeit. „Graf Brankowan rechnet es sich zum besonderen Vorzug, seinen Platz einnehmen zu dürfen."

Sprach's und verschwand.

Harda, immer noch voll Erbitterung und Zorn, sah einen Moment betroffen in das ihr fremde und doch so wohlbekannte Gesicht, dessen liebenswürdiges Lächeln nichts von Widerstreben und Unlust verriet. Aber dann brachen alle Schleusen ihrer Eitelkeit auf. Ihr Stolz feierte einen alle Demütigung überragenden Sieg.

„Ich hatte vorhin schon das glückliche Mißgeschick, mich bemerklich machen zu können," sagte er, die im Vollbewußtsein ihrer Persönlichkeit und ihres Tänzers hochaufgerichtete Gestalt des jungen Mädchens kritisch betrachtend. Zweifellos war sie keine Dutzenderscheinung. Die Eierschalen beschränkter Erziehung hafteten ihr sicher nicht an, auch nicht der Schmelz unfertiger Reife. Mit Kennerblick drang sein Auge in ihr ursprünglichstes Empfinden, und somit wußte er, wie hoch sie diesen Zwischenfall bewertete, was ihm übrigens an sich höchst gleichgültig war.

„Ich bedaure nur," fuhr er verbindlich fort, „daß der Wechsel lediglich zu meinen Gunsten ausschlägt. Gnädiges Fräulein tauschen einen vorzüglichen Tänzer gegen einen nur sehr mangelhaften ein."

„Das glaube ich nicht," lächelte sie, was ihren Zügen stets einen eigenen Reiz verlieh. „Ich habe vorhin eher das Gegenteil bemerkt. Sie tanzen außerordentlich flott."

„Das sind alte, alte Reminiszenzen aus jugendlicheren Zeiten."

„Nennen Sie sich etwa alt, Herr Graf?"

„Einen Methusalem im Vergleich zu Ihrem Frühlingsalter, das die Rosenknospen so reizvoll umranken,"

sagte er, auf den Blumenschmuck ihres Kleides zeigend. „Man könnte schwermütig darüber werden.“

„Wer's glaubt!“ sagte sie, das kränkende Intermezzo immer mehr aus dem Gedächtnis verlierend und somit auch das bittere Gefühl verdorbener Festfreude. „Meines Erachtens wäre eher an etwas Verwöhnung und — etwas Bequemlichkeit zu denken.“

„Wirklich? Dann gestatten Sie mir, mich Ihnen in meinem trüben Glanze zu zeigen.“

Er legte den Arm um sie. Da war's ihrem jugendheißen Körper, als ginge von seiner Brust ein Kältegefühl aus — wie der Hauch des feinen Parfüms, das seiner Kleidung entströmte.

Es widerstand ihr beides flüchtig. Aber das sichtliche Staunen der Umstehenden und nicht zum wenigsten der Trotz gegen zwei Augen, die, wie sie wußte, ihr unablässig folgten, lösten das schnell vergessene Mißbehagen in um so lebhafter empfundene Genugtuung auf.

Jetzt hatte von all den Hochgeborenen und Exzellenzentöchtern keine mehr etwas vor ihr voraus. Die Grafen waren dünn gesät im Saal, und der eleganteste unter ihnen, der interessanteste war ihr Tänzer.

Dieses Bewußtsein ließ sie das Haupt noch höher erheben als gewöhnlich und gleichgültigen Blicks an der Stelle vorübertanzen, wo Hartleben sich in Unruhe und Ungeduld fast verzehrte.

„Wollen Gnädigste, was ja im Leben nicht häufig passiert, einen Glücklichen sehen?“ fragte Brankowan, irgend einen Gesprächsstoff erhaschend und für den Momentgebrauch zurechtstutzend. „Der kleine Husar dort —“

„Was ist mit ihm?“ fragte Harda neugierig.

„Er hat in voriger Woche hundertfünfzigtausend Mark geerbt — ganz unvermutet.“

Mit dem Kniebelschen Unterton und im Drange, sich auf eine möglichst glänzende Stufe diesem Manne gegenüberzustellen, sagte sie nachlässig: „Halten Sie das für ein Vermögen?“

Sein Blick streifte gedankenschnell ihr Antlitz, in dem sich nichts regte als ein spöttisches Lippenzucken. „Ich nicht, aber er,“ sagte er lächelnd. „Im übrigen gewinnt oder erbt man solche Summe nicht alle Tage. Gnädiges Fräulein sind darin etwas verwöhnt, wie mir scheint.“

„Vielleicht,“ warf sie gleichgültig hin, obwohl diese Gelegenheit, dem simplen Namen Kniebel durch Vergoldung aufzuhelfen, ihr wohltuende Befriedigung gewährte.

Da in diesem Moment die Blumentour begann, sah sie Hartleben mit einem Strauß dunkler Rosen auf sich zuschreiten.

Ihr halbvergessener Zorn flammte von neuem verderblich auf. Was kümmerte sie die mühsam bewahrte Ruhe in diesen Zügen, die ihr vor kurzem noch so süße Schauer erweckt, was die Hast, mit der er ihre Hand in die seine zog, als wollte er sie nie wieder freigeben!

„Harda,“ flüsterte er, als es niemand hören und gewahren konnte im Schlußfeuer des Tanzes, „ist es Ihnen denn nicht möglich, in meinem Innern zu lesen? Oder halten Sie es nicht für nötig, mich vor einer qualvollen Nacht zu bewahren? Wie kann ich ein Auge schließen, solange Sie mir so bitteres Unrecht zufügen! Was will ein bißchen verletzter Stolz gegen das sagen, was Sie mich grundlos leiden lassen!“

Er drückte, während er sprach, ihre Finger immer

fester, zuletzt hielt er sie so fest umschlossen, daß es ihr fast wehtat.

Sie erwiderte keine Silbe, noch regte sich ihre Hand. Schwer lag sie in der seinen, als wäre nie ein wonniges Beben aus dieser Berührung in sie hinübergeflossen.

„Wir haben uns doch lieb!“ sagte er innig. „Du hast mich doch lieb! Daran denke, wie ich auch nur daran denke. Sonst könnte ich, sonst müßte ich mich ja noch unglücklicher fühlen, als ich es schon bin.“

Sie sagte kein Wort. Ihr Gesicht war nur um eine Schattierung bleicher geworden — das war alles.

Er führte sie an ihren Platz zurück. Ihm war elend zumute, todtraurig.

„Gnädiges Fräulein tanzen feenhaft — nicht wahr?“ sagte Brankowan verbindlich.

„Vortrefflich — gewiß!“ Hartleben suchte noch einmal ihr Auge.

Gerade deshalb sah sie nicht auf.

„Ich habe die Ehre, mich jetzt gleich für später zu empfehlen,“ fuhr er fort, dieser Situation kaum noch gewachsen. „Das Programm wird sogleich erledigt sein.“

Sie neigte leicht das Haupt. „Gute Nacht, Herr Hauptmann!“

Er trat zurück.

Wie von einer Last befreit, wandte sie sich sofort Brankowan zu. „Was für ein Landsmann sind Sie eigentlich, Herr Graf? Ich kann es aus Ihrem Dialekt nicht heraushören.“

„Rumäne. Sehr weit hinten in der Walachei stand meine Wiege,“ sagte er scherzend. „Da, wo auch die gelehrteste junge Dame sich mit ihrer Vorstellung nicht mehr zurechtfinden kann.“

„Sind Sie noch dort ansässig?“ fragte Harda interessiert.

„Ich nicht. Ich bin abgefunden und Globetrotter. Da ist noch ein kleines Gut, das ein Vetter meiniges zugrunde wirtschaftet. Dann sind die Brankowans ohne Ar und Halm. Es war einstmals ein famoser Güterkomplex. Aber wir Brankowans sind nur gute Wirte für unsere Gäste, aber keine guten Wirte für die Landwirtschaft. Wir nehmen lieber den Stab in die Hand und wandern, wie Sie an mir sehen.“

Sie fand das Gesprochene und die leichte Art, wie es gesprochen ward, außerordentlich vornehm. Alles an diesem Mann imponierte ihr. „Und das ist gut,“ sagte sie, reizvoll lächelnd. „Sonst wären Sie ja nicht hier, Herr Graf.“

Er verneigte sich. „Zu gütig! Hoffentlich liegt nicht die Absicht vor, mich zu beschämen —“

Sehr zu ihrem Verdruß taten die Geigen den letzten Strich.

„Darf ich Sie zu einem Kaffeeplätzchen geleiten?“ fragte er, froh seiner Pflicht enthoben zu sein.

„Mama kommt dort schon. Wer mag der Herr sein, der sie führt?“

„Herr v. Warnulf.“

„Ach!“ sagte sie überrascht. Nicht sehr schwer fiel ihr der Name samt dem dazugehörigen Ereignis ins Gedächtnis. Wieviel Gras war darüber bereits gewachsen und verdorrt! —

Wenn je seit dem Tode ihres Gatten, feierte die Rätin heute einen glücklichen Tag. Sie segnete den Entschluß, ihre Scheu vor diesem Fest überwunden zu haben. Was ihr in Berlin niemals vergönnt worden war, insbesondere von seiten der Familie Kniebel, Gutes und Liebes von dem Verstorbenen zu hören

und zu sprechen, heute ward es ihr in reichem Maße zuteil. Sie konnte sich gar nicht genug freuen, so recht von Herzen der Liebeszeit ihres Lebens gedenken zu dürfen, ohne mißbilligende und vorwurfsvolle Mienen und Worte fürchten zu müssen. Und daneben Leopolds Freund nun auch als den ihrigen gefunden zu haben, der ihr einen so schönen Nelkenstrauß für Liska gebracht, damit er bei seinem Besuch auch von dieser ein freundliches Gesicht zu sehen bekäme.

Ganz erblüht in Hochbefriedigung kam sie jetzt, ihre Tochter aufzusuchen, deren Verbindung mit Hartleben sie in dieser gehobenen Stimmung trotz des Widerspruchs der Kniebels noch durchzusetzen hoffte. Von ganzem Herzen und von ganzer Seele hoffte sie darauf als auf das Glück ihres Kindes.

„Gestatte, Mama,“ sagte Harda im Moment, da Brankowan sich verabschieden wollte, „dir Graf Brankowan vorzustellen!“

Die Rätin sah bei dem Worte „Graf“, welches auszusprechen Harda unsäglich wohltat, erstaunt in das fremde Antlitz.

„Ich habe die Ehre, mich den Damen zu empfehlen. Wünsche, daß das Fest allerseits gut bekommen möge.“

Brankowan entfernte sich, um sofort wieder im Herrenzimmer zu verschwinden.

„Verehrter Graf,“ sagte Bensdorf, an ihm vorübereilend, „meinen besten, allerbesten Dank, daß Sie so freundlich einsprangen.“

„O, bitte — gern geschehen!“ Er schloß die Tür hinter sich.

— — — — — — — — — — — — —

In ihrem lichten Abendmantel schritt Harda neben Frau Müllbrich zur Droschke, deren unschönes Innere ihr in diesem Augenblick aufs äußerste widerstrebte.

Wundersame Bilder zogen wie im Traum an ihr vorüber, als sie die Tiergartenstraße langsam hinabrollten, wo der Nebel jede einzelne Laterne mit einem roten Schleier zu umhängen schien.

Dieses schweigsame Hinträumen ließ keine Unterhaltung aufkommen, so sehr es die Rätin auch nach einer Mitteilung ihres Kindes verlangte.

Droben in der Wohnung, als die Hängelampe ihr trauliches Licht wieder spendete, fragte die Rätin leise: „Kam dir Hauptmann Hartleben heute abend nicht etwas verwunderlich vor? Als er sich von mir verabschiedete, war er so komisch —“

„Komisch?“ Harda zog die Handschuhe ab und warf sie auf den Tisch. „Auch nicht eine Spur von Komik war in ihm, versichere ich dich. Weder in ihm noch in mir.“

„Wo ist denn dein Rosenstrauß geblieben?“ fragte die Rätin, Umschau haltend.

„In der Droschke vermutlich — oder herausgefallen.“

„Harda!“ rief Frau Müllbrich betroffen.

Sie mußte wider Willen die Stelle am Klavier ansehen, wo seine Lippen heiß und heißer auf ihrer Hand gebrannt, die Stelle, wo sie sich, von süßem Drange übermannt, zu ihm niederneigte. Aber wie sie die Augen schloß, verzerrte sich das Bild. „Mama,“ sagte sie, Mantel und Handschuhe zusammenraffend und über den Arm legend, „ich fürchte deine Sentimentalität, sonst würde ich dir sagen, daß zwischen mir und Hartleben alles aus ist, und dir auch sagen warum.“

Die Rätin stand sprachlos.

Hinter ihr wurde die Tür geöffnet. Liska, zum Schutz gegen die Kälte in eine rote Bettdecke gehüllt, sprang ins Zimmer und fiel Frau Müllbrich von hinten um den Hals.

„Ich weiß, ich weiß — Harda hat sich heute verlobt.“

„Du hältst den Mund von solchen albernen Dingen!“ sagte Harda schroff. „Wenn es so weit ist, spricht man davon — eher nicht.“

Die Rätin streichelte begütigend Liskas Wangen. „Warum schläfst du nicht, Kind?“

„Warum ist sie denn nur so wütend, Mutter?“

„Das geht dich nichts an,“ sagte Harda aus der Tür gehend. — „Gute Nacht, Mama! Morgen das Nähere.“

Die Augen ihrer liebreizenden Jüngsten hafteten verdutzt auf Frau Müllbrichs Lippen. „Du, Mutter, hat sie vielleicht oft gesessen?“

„Bewahre! Den Kotillon tanzte sie mit einem Grafen,“ sagte die Rätin.

„Mit einem Gra—fen?“ rief Liska staunend. „Donnerchen ja!“

„Mir gefiel er nicht,“ sagte die Rätin mehr zu sich selbst als zu ihrer übereifrigen Hörerin. „Neben Hartleben —“ fügte sie kopfschüttelnd hinzu.

„Aber ein Graf, Mutter! Denke doch! Ich hab' überhaupt noch keinen gesehen.“

„Ich auch nicht. Aber — ich habe dir was mitgebracht,“ fuhr sie lächelnd fort, ein Lastgefühl von sich abdrängend. „Da, Herr v. Warnulf schickt dir diesen Nelkenstrauß!“ Sie legte ihr die rote Decke fester um die Schultern. „Ein lieber Mann —“

Liska sperrte vor Staunen den Mund weiter auf, als nötig war, um fortzufahren: „Aber Warnulf — Barnekow —“

„Es ist ja meine Schuld damals gewesen,“ sagte die Rätin bewegt. „Jetzt wird er kommen. Dich will er auch sehen. Für mich war es ein schöner, schöner Abend. — Da, nimm! Aber drücke sie nicht so heftig an die Nase, die armen Nelken!“

„Sind Sie noch dort ansässig?“ fragte Harda interessiert.

„Ich nicht. Ich bin abgefunden und Globetrotter. Da ist noch ein kleines Gut, das ein Vetter meiniges zugrunde wirtschaftet. Dann sind die Brankowans ohne Ar und Halm. Es war einstmals ein famoser Güterkomplex. Aber wir Brankowans sind nur gute Wirte für unsere Gäste, aber keine guten Wirte für die Landwirtschaft. Wir nehmen lieber den Stab in die Hand und wandern, wie Sie an mir sehen.“

Sie fand das Gesprochene und die leichte Art, wie es gesprochen ward, außerordentlich vornehm. Alles an diesem Mann imponierte ihr. „Und das ist gut,“ sagte sie, reizvoll lächelnd. „Sonst wären Sie ja nicht hier, Herr Graf.“

Er verneigte sich. „Zu gütig! Hoffentlich liegt nicht die Absicht vor, mich zu beschämen —“

Sehr zu ihrem Verdruß taten die Geigen den letzten Strich.

„Darf ich Sie zu einem Kaffeeplätzchen geleiten?“ fragte er, froh seiner Pflicht enthoben zu sein.

„Mama kommt dort schon. Wer mag der Herr sein, der sie führt?“

„Herr v. Warnulf.“

„Ach!“ sagte sie überrascht. Nicht sehr schwer fiel ihr der Name samt dem dazugehörigen Ereignis ins Gedächtnis. Wieviel Gras war darüber bereits gewachsen und verdorrt! —

Wenn je seit dem Tode ihres Gatten, feierte die Rätin heute einen glücklichen Tag. Sie segnete den Entschluß, ihre Scheu vor diesem Fest überwunden zu haben. Was ihr in Berlin niemals vergönnt worden war, insbesondere von seiten der Familie Kniebel, Gutes und Liebes von dem Verstorbenen zu hören

und zu sprechen, heute ward es ihr in reichem Maße zuteil. Sie konnte sich gar nicht genug freuen, so recht von Herzen der Liebeszeit ihres Lebens gedenken zu dürfen, ohne mißbilligende und vorwurfsvolle Mienen und Worte fürchten zu müssen. Und daneben Leopolds Freund nun auch als den ihrigen gefunden zu haben, der ihr einen so schönen Nelkenstrauß für Liska gebracht, damit er bei seinem Besuch auch von dieser ein freundliches Gesicht zu sehen bekäme.

Ganz erblüht in Hochbefriedigung kam sie jetzt, ihre Tochter aufzusuchen, deren Verbindung mit Hartleben sie in dieser gehobenen Stimmung trotz des Widerspruchs der Kniebels noch durchzusetzen hoffte. Von ganzem Herzen und von ganzer Seele hoffte sie darauf als auf das Glück ihres Kindes.

„Gestatte, Mama,“ sagte Harda im Moment, da Brankowan sich verabschieden wollte, „dir Graf Brankowan vorzustellen!“

Die Rätin sah bei dem Worte „Graf“, welches auszusprechen Harda unsäglich wohltat, erstaunt in das fremde Antlitz.

„Ich habe die Ehre, mich den Damen zu empfehlen. Wünsche, daß das Fest allerseits gut bekommen möge.“

Brankowan entfernte sich, um sofort wieder im Herrenzimmer zu verschwinden.

„Verehrter Graf,“ sagte Bensdorf, an ihm vorübereilend, „meinen besten, allerbesten Dank, daß Sie so freundlich einsprangen.“

„O, bitte — gern geschehen!“ Er schloß die Tür hinter sich.

— — — — — — — — — — — —

In ihrem lichten Abendmantel schritt Harda neben Frau Müllbrich zur Droschke, deren unschönes Innere ihr in diesem Augenblick aufs äußerste widerstrebte.

Wundersame Bilder zogen wie im Traum an ihr vorüber, als sie die Tiergartenstraße langsam hinabrollten, wo der Nebel jede einzelne Laterne mit einem roten Schleier zu umhängen schien.

Dieses schweigsame Hinträumen ließ keine Unterhaltung aufkommen, so sehr es die Rätin auch nach einer Mitteilung ihres Kindes verlangte.

Droben in der Wohnung, als die Hängelampe ihr trauliches Licht wieder spendete, fragte die Rätin leise: „Kam dir Hauptmann Hartleben heute abend nicht etwas verwunderlich vor? Als er sich von mir verabschiedete, war er so komisch —“

„Komisch?“ Harda zog die Handschuhe ab und warf sie auf den Tisch. „Auch nicht eine Spur von Komik war in ihm, versichere ich dich. Weder in ihm noch in mir.“

„Wo ist denn dein Rosenstrauß geblieben?“ fragte die Rätin, Umschau haltend.

„In der Droschke vermutlich — oder herausgefallen.“

„Harda!“ rief Frau Müllbrich betroffen.

Sie mußte wider Willen die Stelle am Klavier ansehen, wo seine Lippen heiß und heißer auf ihrer Hand gebrannt, die Stelle, wo sie sich, von süßem Drange übermannt, zu ihm niederneigte. Aber wie sie die Augen schloß, verzerrte sich das Bild. „Mama,“ sagte sie, Mantel und Handschuhe zusammenraffend und über den Arm legend, „ich fürchte deine Sentimentalität, sonst würde ich dir sagen, daß zwischen mir und Hartleben alles aus ist, und dir auch sagen warum.“

Die Rätin stand sprachlos.

Hinter ihr wurde die Tür geöffnet. Liska, zum Schutz gegen die Kälte in eine rote Bettdecke gehüllt, sprang ins Zimmer und fiel Frau Müllbrich von hinten um den Hals.

„Ich weiß, ich weiß — Harda hat sich heute verlobt.“

„Du hältst den Mund von solchen albernen Dingen!“ sagte Harda schroff. „Wenn es so weit ist, spricht man davon — eher nicht.“

Die Rätin streichelte begütigend Liskas Wangen. „Warum schläfst du nicht, Kind?“

„Warum ist sie denn nur so wütend, Mutter?“

„Das geht dich nichts an,“ sagte Harda aus der Tür gehend. — „Gute Nacht, Mama! Morgen das Nähere.“

Die Augen ihrer liebreizenden Jüngsten hafteten verdutzt auf Frau Müllbrichs Lippen. „Du, Mutter, hat sie vielleicht oft gesessen?“

„Bewahre! Den Kotillon tanzte sie mit einem Grafen,“ sagte die Rätin.

„Mit einem Gra—fen?“ rief Liska staunend. „Donnerchen ja!“

„Mir gefiel er nicht,“ sagte die Rätin mehr zu sich selbst als zu ihrer übereifrigen Hörerin. „Neben Hartleben —“ fügte sie kopfschüttelnd hinzu.

„Aber ein Graf, Mutter! Denke doch! Ich hab' überhaupt noch keinen gesehen.“

„Ich auch nicht. Aber — ich habe dir was mitgebracht,“ fuhr sie lächelnd fort, ein Lastgefühl von sich abdrängend. „Da, Herr v. Warnulf schickt dir diesen Nelkenstrauß!“ Sie legte ihr die rote Decke fester um die Schultern. „Ein lieber Mann —“

Liska sperrte vor Staunen den Mund weiter auf, als nötig war, um fortzufahren: „Aber Warnulf — Barnekow —“

„Es ist ja meine Schuld damals gewesen,“ sagte die Rätin bewegt. „Jetzt wird er kommen. Dich will er auch sehen. Für mich war es ein schöner, schöner Abend. — Da, nimm! Aber drücke sie nicht so heftig an die Nase, die armen Nelken!“

Liska hatte, teils aus Rührung, teils vor Freude, die Blumen schwer in Gefahr gebracht. „Ach, Mutter!“ rief sie und fiel der Rätin, diesmal von vorn, um den Hals. „Ich will ja gut zu ihm sein, wenn er so lieb zu dir war — schrecklich gut!“ Und sie wischte ein paar Tränen mit den Nelken von den Wangen.

„Ja — und einen Sohn hat er auch,“ sagte Frau Müllbrich freundlich nickend. „Ein allerliebster junger Mann! Er geht jetzt bald zur Botschaft nach Konstantinopel.“

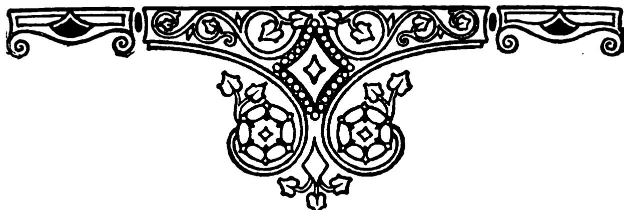
„Der auch?“ rief Liska die Hände zusammenschlagend.

„Was — der auch?“ fragte die Rätin scherzend. „Wer denn noch?“

„Ach, ich meinte nur so!“ flüsterte Liska. „Es reisen jetzt so fürchterlich viele nach Konstantinopel.“

„Das ist mir ganz neu, Schäfchen,“ lächelte Frau Müllbrich. „Du träumst wohl noch? — Jetzt aber ins Bett! Du bist schon ganz kalt geworden, und morgen mußt du früh heraus.“

(Fortsetzung folgt.)





Der Schweindlstecher.

Eine heitere Zollgeschichte von Artur Achleitner.

Mit Bildern von M. Flashar.

(Nachdruck verboten.)

Heiß und grell brannte die sommerliche Sonne auf das stille österreichische Grenzstädtchen herab. Wie ausgestorben waren die wenigen Gassen, menschenleer der Hauptplatz, auf dem nur etliche leere Frachtwagen standen. Jeder Verkehr hatte aufgehört; auf der langen eisernen Brücke, die Österreich mit Bayern verband, war kein Mensch zu sehen. Still war es im k. k. Nebenzollamte, das alt und verwittert am Brückenkopfe stand, beschirmt von einem übergroßen Doppeladler. In der Amtskanzlei war der k. k. Zolleinnehmer beim Zeitungslesen sanft eingenickt, kurz es herrschte wonnige Ruhe im Hause wie draußen auf dem sogenannten k. k. Amtsplatze, wo sich die verstaubte Wage für Fuhrwerke und etliche Dienstgegenstände befanden.

Gegen drei Uhr nachmittags beendete das Knarren mehrerer Wagen das süße Nichtstun und den Schlummer des k. k. Einnehmers. Herr Krautschneider rumpelte auf wie ein angeschossener Hirsch, sah überrascht auf die Wagen, die vor dem Zollhause hielten, und eilte hinaus, um seines Amtes zu walten.

Höflich, fast demütig verbeugte sich vor dem Gestrengen der Schaubudenbesitzer Fichtelberger aus

Bayern, der hoch und heilig beteuerte, keinerlei zollpflichtige Waren mitzuführen, weder im Wachsfigurenkabinett noch in der Schießbude und auch nicht im Wohnwagen. Der Herr Einnehmer möge sich überzeugen und die Einfuhr in Gnaden gestatten, auf daß noch heute abend im Städtchen die erste Vorstellung stattfinden könne.

So einfach, wie der Schaubudenbesitzer meinte, war die zollamtliche Abfertigung der Künstlerkarawane nun nicht, denn es mußten nach Vorschrift verschiedene Formalitäten erfüllt werden; auch verursachte die Mitführung von Waffen, Gewehren, Zimmerstutzen und so weiter Schwierigkeiten.

Auf die Kontrolle des Wohnwagens, aus dem lautes Kindergeschrei ertönte, verzichtete Herr Krautschneider bereitwillig; es war ja in der Tat kein Vergnügen, im Sonnenbrande zu stehen und mit dem nervös gewordenen Künstler zu unterhandeln, der bereits über „Schikane“ klagte und mit Beschwerden wegen unnötiger „Sekkaturen“ drohte.

Der Einnehmer ließ sich jedoch nicht einschüchtern, stellte es vielmehr dem Schaubudenbesitzer durchaus frei, sich beim Finanzminister oder auch beim Kaiser selbst zu beschweren, aber den Dienstvorschriften müsse er entsprechen unter allen Umständen. Anderenfalls werde die Einfuhr nach Österreich überhaupt verweigert, und Herr Fichtelberger müsse seine Wagen wieder zurück nach Bayern bringen.

So wurde hin und her gestritten, Frau Fichtelberger zeterte an einem mit Windeln geschmückten Fenster des Wohnwagens, und das dürre Fräulein der Schießbude trieb wegen des unleidlichen Sonnenbrandes zur Eile an und leistete sich in schrillen Diskanttönen eine Äußerung über österreichische „Schlamperei“.

Darauf reagierte natürlich der Einnehmer, der bei aller Gutmütigkeit scharf erklärte, sich eine Amtsehrenbeleidigung im Dienste nicht gefallen lassen zu können.



Jetzt hielt es Meister Fichtelberger für geraten, um gut Wetter zu bitten und die beleidigende Äußerung seines Schießfräuleins feierlich zurückzunehmen. „Ich unterwerfe mich bereitwilligst allen Ihren Anordnungen,

bitte nur inständig um baldige Abfertigung, damit wir noch heute abend Vorstellung geben können. Ich bin nämlich auf die Einnahme stark angewiesen, die Kasse ist leer!“

„Ah — so wohl! Dös is a anderne Wurscht! Weil Sö schön bitt'n und sich fügen, werden wir dö Sach' gleich machen!“

Die beiden begaben sich in die Kanzlei, wo der Einnehmer die Papiere des Schaubudenbesitzers prüfen und das Einfuhrzertifikat ausfertigen wollte.

Draußen fuhren die Wagen bereits davon.

„Halt — dableiben!“ schrie der Zollbeamte zum Fenster hinaus. Sein Mißtrauen war plötzlich erwacht, das Wohlwollen gänzlich verschwunden. Erst recht nahm er jetzt die Revision aller Wagen und Gegenstände mit peinlicher Genauigkeit vor, alles wurde aufgeschrieben, in eine Liste gesetzt, so umständlich gearbeitet, daß Stunde um Stunde verrann zum hellen Ärger der aufgehaltenen Künstler.

Dazwischen hinein mußte der Beamte noch verschiedene Passanten aus Bayern kontrollieren, Verzollung von Kleinigkeiten vornehmen, was alles Zeit beanspruchte.

Endlich war der „Fall Fichtelberger“ erledigt, die Karawane konnte mit Erlaubnisschein des k. k. Nebenzollamtes ins Städtchen einziehen. Aber für eine Vorstellung war es an diesem Abend zu spät geworden. Darob war der Schaubudenbesitzer wütend. Ingrimmig, doch heimlich und vorsichtig schwor er dem Zolleinnehmer Rache.

Überhaupt ging das Geschäft diesmal recht schlecht, die Bewohner des Grenzstädtchens schienen für die Schau- und Schießbude Fichtelbergers sehr wenig Interesse zu haben, der Besuch war gering, von nennens-

werten Einnahmen konnte keine Rede sein. Dennoch blieb Fichtelberger, denn der in drei Tagen fällige Markttag mit üblichem Zulauf aus der Umgebung mußte abgewartet werden. Die freie Zeit bis zu diesem für Verbesserung der Finanzen so wichtigen Markttage verbrachte der Herr Direktor meist in Nähe des k. k. Nebenzollamtes an der Brücke. Er interessierte sich plötzlich lebhaft für die Amtstätigkeit des Einnehmers.

— — — — — — — — — — — — —

Wieder lag die Sonne drückend heiß auf dem stillen Städtchen, auf der langen eisernen Brücke.

Stundenlang ereignete sich nichts, jeglicher Verkehr schien erstorben zu sein; dann kamen einige Passanten aus Bayern ohne Gepäck, meist Bekannte, die den österreichischen Zollbeamten freundlich grüßten und lachend meinten, daß heute kein Geschäft mit der hohen Finanz zu machen sei. Herr Krautschneider lachte ebenfalls, denn so war's ihm am liebsten.

Schon wollte Fichtelberger seinen Beobachtungsposten verlassen, da sah er etliche hochgetürmte Heufuhren langsam über die Brücke rollen.

Vorschriftsgemäß hielt das erste Fuhrwerk vor dem Zollhause, und der Knecht meldete die Heufuhre zur Revision. Herr Krautschneider fragte, ob noch mehr Heufuhren kämen, und auf die Bejahung hin befahl er die Aufstellung sämtlicher Wagen auf dem seitlich vom Zollhause gelegenen k. k. Amtsplatze behufs Revision.

Fünf Heuwagen wurden so nach und nach auf dem Plätzchen aufgestellt; die Knechte bemühten sich, mit den Peitschenstielen die lästigen Bremsen von den Gäulen abzuwehren. Heiß brannte die Sonne hernieder. Zu den blutgierigen Bremsen gesellten sich kleine Wolken von Fliegen, die mit vereinten Kräften die Pferde peinigten.

Mit Interesse verfolgte Fichtelberger in der Nähe der Wagen die amtliche Tätigkeit des Zolleinnehmers. Diensteifrig kam Krautschneider mit dem sogenannten Zollspieß, einem dünnen, zugespitzten Eisenstab, heran, um durch tiefe Stiche ins Heu zu erproben, ob innen sich irgendwelche feste Gegenstände, etwa Schmugglerware, befänden. Würde der Revisionsspieß im Heu auf den geringsten Widerstand stoßen, so müßte vorschriftsgemäß die ganze Heufuhre abgeladen, die Ladung wie der Wagen peinlichst genau durchsucht werden.

An die erste Heufuhre tretend, fragte der Einnehmer den Knecht: „Haben wir was Zollpflichtiges im Heu?"

Der Knecht antwortete: „Ich woaß nix."

Krautschneider stach mit dem Spieß tief in das würzig duftende Heu, ohne auf ein Hindernis zu stoßen. Dann wurde die zweite Stichprobe vorgenommen. Kaum fuhr der Spieß diesmal zwischen den Latten des Leiterwagens hinein, da gab es Lärm. Ganz schrecklich quiekte und grunzte ein Ferkel.

Verblüfft schrie der Fuhrknecht: „Oha — wos is dös?"

Ob des andauernden Schweinegrunzens nicht minder verblüfft, rief auch der Einnehmer: „Aha — Konterbande! Ein Ferkel muß gestochen sein! Abladen die Fuhre — abladen!"

Gerade war die Schulzeit um, Buben und Mädchen kamen über den Hauptplatz, sie liefen natürlich sofort zum k. k. Amtsplatz, wo Schweine grunzten, Knechte fluchten und der Einnehmer zeterte. Natürlich schrieen die Schulkinder ebenfalls, ihr Geheul lockte zahlreiche andere Personen herbei, so daß alsbald die Heuwagen von einer großen Menschenmenge umringt waren.

Die im Heu versteckten Schweine grunzten noch eine Weile, dann verstummten sie. Um so lauter debattierte das erwartungsvolle Publikum über die

Frage, ob denn im Heu verborgene Tiere nicht ersticken müßten.

Griff um Griff warfen die Knechte das Heu vom Wagen auf den Pflasterboden des k. k. Amtsplatzes.



Erbittert stach Krautschneider mit dem Revisionsspieß in jedes herabfliegende Bündel Heu.

Schließlich lag die ganze Fuhre auf dem Boden, der Wagen war entleert, von dem Schweine, das vorher so heftig gegrunzt hatte, war aber nicht die Spur vorhanden.

Das Publikum johlte vor Vergnügen über den verblüfften Einnehmer. Seit Menschengedenken hatte sich am Zollamte nichts Besonderes ereignet, darum waren die Leute für diese sensationelle Überraschung sehr dankbar. Die Schulbuben ahmten das Quieken nach und verhöhnten den rasend gewordenen Zöllner, der noch immer an die Existenz eines versteckten Schweines zu glauben schien und heftig mit seinem Spieß in den abgeladenen Heuhaufen stach. Mit Hallorufen beteiligten sich die Kinder am „Schweindlsuchen“, das ganze Heu wurde durchwühlt, zertreten, verschleppt. Unter grimmigen Flüchen protestierten die Fuhrknechte gegen die Schädigung und machten den Beamten für den Schaden verantwortlich.*)

Krautschneider berief sich auf seine dienstlichen Vorschriften und schritt spießbewaffnet zum zweiten Wagen, um die amtliche Revision auch an diesem vorzunehmen. Das aufs höchste gespannte, inzwischen vergrößerte Publikum umringte den Einnehmer so dicht und nahe, daß er kaum Platz zu seiner Tätigkeit hatte. Zischend fuhr der Revisionsspieß in das Heu des zweiten Wagens, im selben Augenblick schrie abermals ein Schwein wie toll.

Die Buben johlten und brüllten wie verrückt.

Wütend schrie Krautschneider: „Dös ist a Hexerei! Abladen — abladen im Namen des Gesetzes!“

Ehe es die fluchenden Fuhrknechte verhindern konnten, stürmte das Publikum den zweiten Heuwagen, man riß das Heu herunter, bohrte und wühlte unter ohrenbetäubendem Geschrei. Das Schwein quiekte immer jämmerlicher, und die Knechte hieben schließlich auf die johlenden Buben ein, so daß es zu einem regelrechten Geraufe kam.

---

*) Siehe das Titelbild.

In Angst und Schrecken schickte der Einnehmer endlich einen Mann nach der Gendarmerie, denn das Geschrei und Geschimpf wuchs zu einem Höllentumult, als auch im zweiten Wagen von einem Ferkel oder Schwein keine Spur zu finden war.

Im Sturm vollzog sich der Angriff auf den dritten Heuwagen, die Leute forderten den Zollbeamten auf, mit seinem Spieß wieder recht tief ins Heu zu stechen, Krautschneider wollte aber den Leuten nicht den Narren machen und weigerte sich.

Im Nu war ihm der Spieß entrissen, ein baumlanger Schmied stach ins Heu, und im selben Augenblicke schrie abermals ein Ferkel ganz jämmerlich. Das Publikum tobte in höchster Lust über diese noch nie dagewesene „Mohrenhetz“.

Für den Einnehmer aber wurde die Lage immer unangenehmer, da die Fuhrknechte jetzt gegen ihn ganz energisch vorgingen und Bezahlung für das beschädigte Heu forderten.

Im Eilschritt kamen zwei Gendarmen heran, mit brausendem Hallo begrüßt. Wie ausgewechselt war die sonst so ruhige Bevölkerung des Grenzstädtleins, man schrie und johlte, daß das Getöse bis ins bayrische Nachbarland hinüber zu hören war.

Das energische Vorgehen der Gendarmerie hatte endlich den Erfolg, daß die Leute von den Heuwagen zurückwichen. Der Einnehmer gab Bescheid über die rätselhaften Vorgänge bei der Revision, und nun stand auch der Gendarmeriepostenführer verblüfft, ratlos vor dem Heu.

Da drängte sich Herr Fichtelberger aus der Menge vor und hielt zu allgemeiner Überraschung folgende Ansprache: „Meine Herrschaften! Sie haben alle soeben bei der Revision der Heuwagen etwas Rätselhaftes

Mit Interesse verfolgte Fichtelberger in der Nähe der Wagen die amtliche Tätigkeit des Zolleinnehmers. Diensteifrig kam Krautschneider mit dem sogenannten Zollspieß, einem dünnen, zugespitzten Eisenstab, heran, um durch tiefe Stiche ins Heu zu erproben, ob innen sich irgendwelche feste Gegenstände, etwa Schmugglerware, befänden. Würde der Revisionsspieß im Heu auf den geringsten Widerstand stoßen, so müßte vorschriftsgemäß die ganze Heufuhre abgeladen, die Ladung wie der Wagen peinlichst genau durchsucht werden.

An die erste Heufuhre tretend, fragte der Einnehmer den Knecht: „Haben wir was Zollpflichtiges im Heu?"

Der Knecht antwortete: „Ich woaß nix."

Krautschneider stach mit dem Spieß tief in das würzig duftende Heu, ohne auf ein Hindernis zu stoßen. Dann wurde die zweite Stichprobe vorgenommen. Kaum fuhr der Spieß diesmal zwischen den Latten des Leiterwagens hinein, da gab es Lärm. Ganz schrecklich quiekte und grunzte ein Ferkel.

Verblüfft schrie der Fuhrknecht: „Oha — wos is dös?"

Ob des andauernden Schweinegrunzens nicht minder verblüfft, rief auch der Einnehmer: „Aha — Konterbande! Ein Ferkel muß gestochen sein! Abladen die Fuhre — abladen!"

Gerade war die Schulzeit um, Buben und Mädchen kamen über den Hauptplatz, sie liefen natürlich sofort zum k. k. Amtsplatz, wo Schweine grunzten, Knechte fluchten und der Einnehmer zeterte. Natürlich schrieen die Schulkinder ebenfalls, ihr Geheul lockte zahlreiche andere Personen herbei, so daß alsbald die Heuwagen von einer großen Menschenmenge umringt waren.

Die im Heu versteckten Schweine grunzten noch eine Weile, dann verstummten sie. Um so lauter debattierte das erwartungsvolle Publikum über die

Frage, ob denn im Heu verborgene Tiere nicht ersticken müßten.

Griff um Griff warfen die Knechte das Heu vom Wagen auf den Pflasterboden des k. k. Amtsplatzes.



Erbittert stach Krautschneider mit dem Revisionsspieß in jedes herabfliegende Bündel Heu.

Schließlich lag die ganze Fuhre auf dem Boden, der Wagen war entleert, von dem Schweine, das vorher so heftig gegrunzt hatte, war aber nicht die Spur vorhanden.

Das Publikum johlte vor Vergnügen über den verblüfften Einnehmer. Seit Menschengedenken hatte sich am Zollamte nichts Besonderes ereignet, darum waren die Leute für diese sensationelle Überraschung sehr dankbar. Die Schulbuben ahmten das Quieken nach und verhöhnten den rasend gewordenen Zöllner, der noch immer an die Existenz eines versteckten Schweines zu glauben schien und heftig mit seinem Spieß in den abgeladenen Heuhaufen stach. Mit Hallorufen beteiligten sich die Kinder am „Schweindlsuchen“, das ganze Heu wurde durchwühlt, zertreten, verschleppt. Unter grimmigen Flüchen protestierten die Fuhrknechte gegen die Schädigung und machten den Beamten für den Schaden verantwortlich.*)

Krautschneider berief sich auf seine dienstlichen Vorschriften und schritt spießbewaffnet zum zweiten Wagen, um die amtliche Revision auch an diesem vorzunehmen. Das aufs höchste gespannte, inzwischen vergrößerte Publikum umringte den Einnehmer so dicht und nahe, daß er kaum Platz zu seiner Tätigkeit hatte. Zischend fuhr der Revisionsspieß in das Heu des zweiten Wagens, im selben Augenblick schrie abermals ein Schwein wie toll.

Die Buben johlten und brüllten wie verrückt.

Wütend schrie Krautschneider: „Dös ist a Hexerei! Abladen — abladen im Namen des Gesetzes!“

Ehe es die fluchenden Fuhrknechte verhindern konnten, stürmte das Publikum den zweiten Heuwagen, man riß das Heu herunter, bohrte und wühlte unter ohrenbetäubendem Geschrei. Das Schwein quiekte immer jämmerlicher, und die Knechte hieben schließlich auf die johlenden Buben ein, so daß es zu einem regelrechten Geraufe kam.

---

*) Siehe das Titelbild.

In Angst und Schrecken schickte der Einnehmer endlich einen Mann nach der Gendarmerie, denn das Geschrei und Geschimpf wuchs zu einem Höllentumult, als auch im zweiten Wagen von einem Ferkel oder Schwein keine Spur zu finden war.

Im Sturm vollzog sich der Angriff auf den dritten Heuwagen, die Leute forderten den Zollbeamten auf, mit seinem Spieß wieder recht tief ins Heu zu stechen, Krautschneider wollte aber den Leuten nicht den Narren machen und weigerte sich.

Im Nu war ihm der Spieß entrissen, ein baumlanger Schmied stach ins Heu, und im selben Augenblicke schrie abermals ein Ferkel ganz jämmerlich. Das Publikum tobte in höchster Lust über diese noch nie dagewesene „Mohrenhetz".

Für den Einnehmer aber wurde die Lage immer unangenehmer, da die Fuhrknechte jetzt gegen ihn ganz energisch vorgingen und Bezahlung für das beschädigte Heu forderten.

Im Eilschritt kamen zwei Gendarmen heran, mit brausendem Hallo begrüßt. Wie ausgewechselt war die sonst so ruhige Bevölkerung des Grenzstädtleins, man schrie und johlte, daß das Getöse bis ins bayrische Nachbarland hinüber zu hören war.

Das energische Vorgehen der Gendarmerie hatte endlich den Erfolg, daß die Leute von den Heuwagen zurückwichen. Der Einnehmer gab Bescheid über die rätselhaften Vorgänge bei der Revision, und nun stand auch der Gendarmeriepostenführer verblüfft, ratlos vor dem Heu.

Da drängte sich Herr Fichtelberger aus der Menge vor und hielt zu allgemeiner Überraschung folgende Ansprache: „Meine Herrschaften! Sie haben alle soeben bei der Revision der Heuwagen etwas Rätselhaftes

gehört, und Sie wissen nicht, was sich ereignet hat. Und der Herr Zolleinnehmer hat erst recht keine Ahnung. Ich will Ihnen aber die nötige Aufklärung geben. Ich bin der Direktor der in Ihrer hochverehrlichen Stadt



zurzeit gastierenden Künstlergesellschaft, der Schaubudenbesitzer Direktor Fichtelberger, zugleich Spezialist in der Bauchredekunst. Ich habe mir erlaubt, dem Herrn Zolleinnehmer und dem verehrten Publikum anläßlich der Heurevision einen vollgültigen Beweis meiner Kunst als Bauchredner zu liefern, indem ich — Schweine quieken ließ! Ich benütze die günstige Ge-

legenheit, die Herrschaften eindringlichst zum Besuche meiner Vorstellungen ergebenst einzuladen. Womit ich die Ehre habe, mich allerseits zu empfehlen!"

Schallendes Gelächter erdröhnte, Fichtelberger erntete einen stürmischen Erfolg, und das Publikum verlangte die Fortsetzung der „Mohrenhetz" durch Revision auch der letzten zwei Heuwagen.

Dem machte aber die Gendarmerie ein Ende, indem das Publikum energisch aufgefordert wurde, den k. k. Amtsplatz sofort zu verlassen.

Quiekend und grunzend zog endlich die Menge davon.

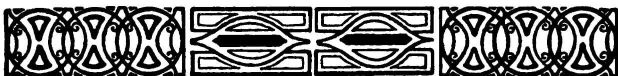
Fichtelberger wurde wegen seines mit öffentlichem Unfug verbundenen „Gastspieles" notiert und mit einem Strafmandat beglückt.

Das Sümmchen konnte er aber leicht zahlen, denn am Abend war seine Vorstellung massenhaft besucht, die Einnahme geradezu glänzend.

Mit den Fuhrknechten mußte sich der hereingelegte Krautschneider durch Zahlung etlicher Gulden vergleichen. Für den Spott brauchte er aber nicht zu sorgen, denn von Stund' an hieß er an der ganzen Grenze nur noch der „Schweindlstecher", und dieser wohllautende Titel wird ihm wohl auch verbleiben bis an sein seliges Ende.







Tiermütter.

Von E. E. Weber.

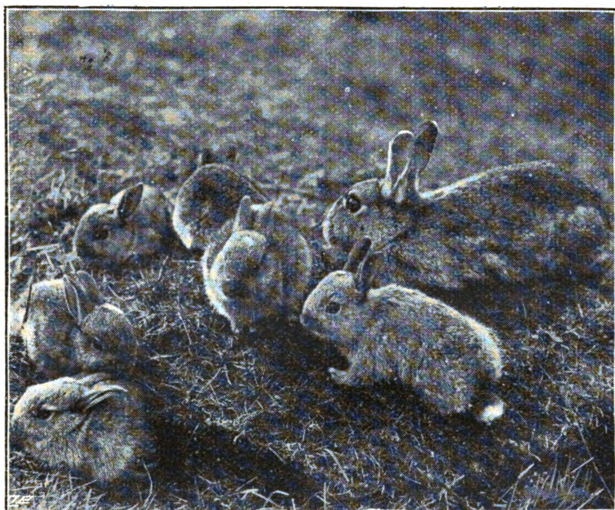
Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Neben dem Selbsterhaltungstrieb ist die Mutterliebe ein Zug, der sich bei zahmen wie wilden Tieren am schärfsten ausgeprägt vorfindet. Sie steht bei den Tieren kaum in irgendeiner Hinsicht hinter der menschlichen Mutterliebe zurück. Es ist erstaunlich, wie groß die Übereinstimmung in den mütterlichen Regungen beider Teile ist und wie vollkommen in der Hauptsache die tierischen Triebe das menschliche, vernunftgemäße Tun ersetzen.

Glänzend bewährt sich die Mutterliebe der Tiere bei der Verteidigung der Jungen. Auch Tiere, die sonst schreckhaft und feige sind, zeigen hier einen Mut, der sie wahre Heldentaten verrichten läßt. Es ist bekannt, daß der Marder der geborene Feind der Kaninchen ist. Wird ein Kaninchen von einem Marder angegriffen, so sucht es zwar zuerst zu entrinnen, sobald es aber der Marder eingeholt hat, bleibt es wie hypnotisiert sitzen und läßt sich widerstandslos von ihm anfallen und zerfleischen. Ganz anders aber benimmt sich das Kaninchen, das Junge hat. Die Kaninchenmutter denkt gar nicht daran, vor dem Marder zu fliehen. Vielmehr setzt sie sich kräftig zur Wehr, stürzt auf den Eindringling los und treibt ihn oft genug zum Stall hinaus.

Wie die Kaninchen von dem Marder, so haben die

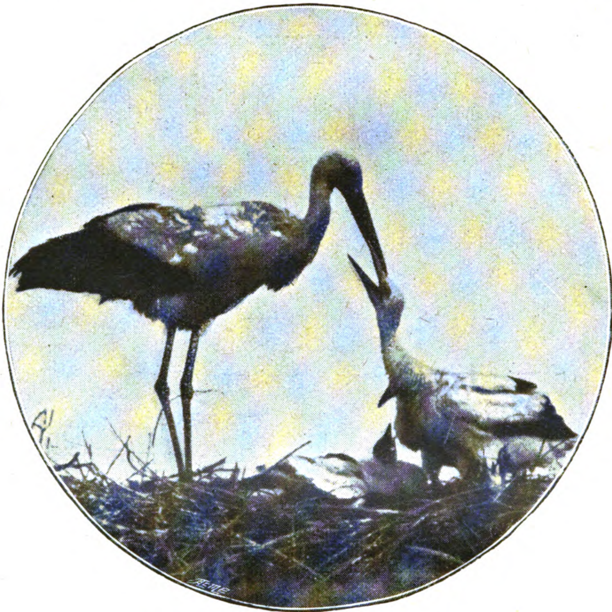
Amseln bei niedriger Lage ihres Nestes vielfach von den Ratten zu leiden. Die Ratten schleichen sich in der Nacht heran und beißen die schlafenden Amseln sofort tot. Dagegen werden die Angriffe der Ratten gewöhnlich zurückgewiesen, wenn die Amsel brütet. Die Amselmutter ist dann nicht nur äußerst wachsam,



Kaninchenfamilie.

sondern sie geht auch mit lautem Geschrei auf den Angreifer los. Eine Ratte war auf den Ast eines niedrigen Baumes gekrochen, um die Eier eines Amselnestes zu rauben. Sowie die brütende Amsel sie aber bemerkte, flog sie auf und bearbeitete sie so lange mit Schnabelhieben, bis sie vom Ast herabfiel. Doch auch jetzt ließ sie noch nicht von dem Nesträuber, der auf dem Boden lag und sich nicht fortbewegen konnte, ab. Sie hackte erbittert fortgesetzt auf ihn ein, bis er verendet war.

Rührend ist die Mutterliebe der Störchin. Die Fälle, in denen Störchinnen ihre Jungen aus den Flammen des Hauses, auf dessen First das Nest angelegt war, zu retten suchten, stehen nicht vereinzelt

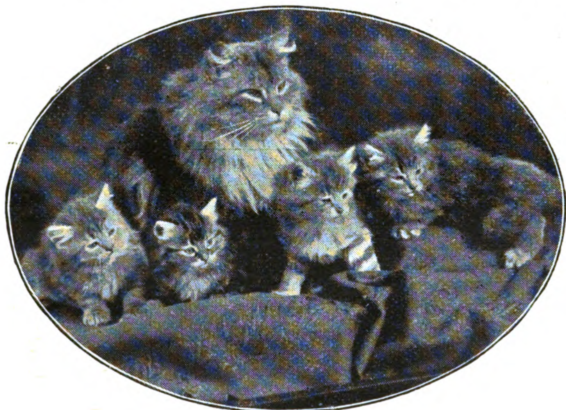


Die Störchin füttert ihre Jungen.

da. Bei dem Brande eines Bauernhauses in Mecklenburg vermochte die Störchin, da das Feuer erst im Entstehen begriffen war, zwei ihrer Jungen leicht nach einer nahen Wiese fortzutragen. Bei der Rettung des dritten dagegen hatte sich der Rauch schon so stark entwickelt, daß die mutige Mutter nur mit Mühe bis zu dem Nest vordringen konnte. Die Rettung des vierten schien gänzlich unmöglich zu sein. Gleichwohl flog die

Störchin durch die züngelnden Flammen hindurch. Es gelang ihr denn auch, obgleich selbst stark versengt, das Nestkükchen davonzutragen.

In einem schroffen Gegensatz mit diesen Beweisen der Mutterliebe scheint es zu stehen, daß viele Tiere den Tod ihrer Jungen gar nicht beachten. Fällt einer Amsel ein Junges aus dem Nest und stürzt es sich dabei zu Tode, so fliegt wohl die Mutter zu dem verunglückten Tierchen hinab, hüpft ein Weilchen um es herum, kehrt aber doch ziemlich schnell zum Nest zurück und hat damit den traurigen Vorfall vergessen. Jedoch stehen solchen Beobachtungen auch andere gegenüber, die dartun, daß auch die Tiermütter die Herbheit des Trennungsschmerzes empfinden. Wie schmerzerfüllt



Junge Katzen mit ihrer Mutter.

blickt die Kuh, wenn das Kalb vom Metzger fortgeführt wird? Und wie kläglich miaut die Katze, wenn ihr die Jungen genommen werden?

Überhaupt sind die Katzen zärtliche Mütter. Sie

fangen den Jungen Mäuse, damit ihr Jagdeifer erwacht, spielen mit ihnen und lernen sie dabei an, säubern sie peinlich und sind stets für sie auf der Wacht. Glauben sie, daß den Jungen Gefahr droht, so tragen



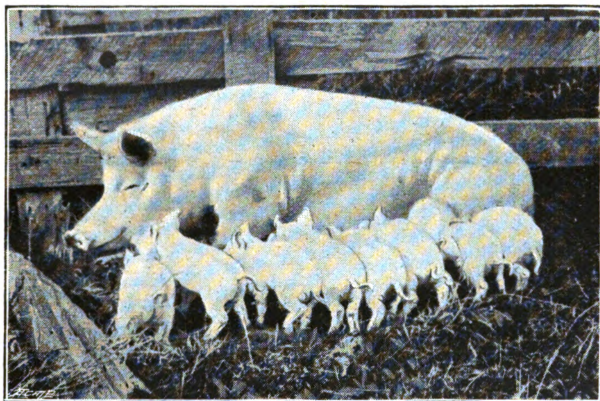
Hungrige Gesellen.

sie sie oft recht weite Strecken weg in ein Versteck. Ähnlich verhalten sich die großen Katzenarten, wie der Löwe, der Leopard und der Panther.

Selbst die Hunde, die sonst nicht von weichlichem Charakter sind, bekunden in der Mutterschaft eine Zuneigung zu ihrer Nachkommenschaft, die sie nach außen hin oftmals recht unliebenswürdig macht. Manche Hündinnen lassen in der ersten Zeit nicht einmal ihren Besitzer an die Jungen herankommen, sondern bellen bei jeder Annäherung ergrimmt, fletschen die Zähne und beißen wütend zu.

Das Schwein gilt als geistig schwerfällig. Aber als Mutter wird es munter und regsam. Mit welcher Behendigkeit stürmt es nicht mit den Ferkeln die Dorfstraße hinab, springt in wahren Akrobatensprüngen über den Graben der Landstraße, tollt mit ihnen auf dem Düngerhaufen herum, zeigt ihnen, wohlig grunzend, wie man sich in der Jauchenpfütze wälzen kann, und vollführt zur Kurzweil seiner Jungen alle Scherze, wie sie im Leben der Rüsseltiere beliebt sind.

Mitunter offenbaren die Tiere allerdings wenig Familiensinn. Man sagt, daß ein Wald nicht zwei Rotkehlchen ernähren könne. An diesem Wort ist etwas Richtiges. Denn nicht selten vertreiben die Eltern ihre Nachkommen aus dem Revier, in dem sie selbst an-



Acht Kinder!

sässig sind. Aber zu dieser scheinbaren Hartherzigkeit drängt sie die Not. Die Nahrung ist oft sehr spärlich, und so müssen die Alten wohl oder übel die Jungen zum Verlassen der engeren Heimat zwingen, damit

sie sich selbst im Kampf ums Dasein behaupten können.

Andere Tiere sind dafür um so geselliger und behalten ihre Nachkommen zeitlebens um sich. Zu ihnen gehören die Affen. In den Herden, die von einem erfahrenen Affenmännchen angeführt werden, finden sich oft drei und vier Generationen vor. Nur die Menschenaffen leben paarweise für sich, sind aber für ihre Jungen ebenfalls sehr besorgt. Der Gorilla baut sich in einem Schlupfwinkel des Waldes aus Zweigen auf einem Baum ein Nest, das er dann mit Moos austapeziert und über dem er noch aus dünneren Zweigen eine Art Schutzdach zusammenflicht. In dem Nest schläft indessen nur die Mutter mit dem Jungen. Der Vater hockt sich auf einen tieferen Ast nieder und wacht in der Nacht, um Angriffe beutelüsterner Leoparden abzuwehren. In ähnlicher Weise baut sich der Orang-Utan zwanzig Fuß hoch sein Nest auf einem Baum. Im ersten Monat ist das Junge noch sehr hilflos und



Zärtlich umschlungen.

steht unsicher auf Händen und Füßen. Sobald es die Eltern verlassen, beginnt es kläglich zu schreien. Aber es hat im allgemeinen wenig Grund dazu. Am Ende des ersten Monats brechen seine Zähne durch. Von

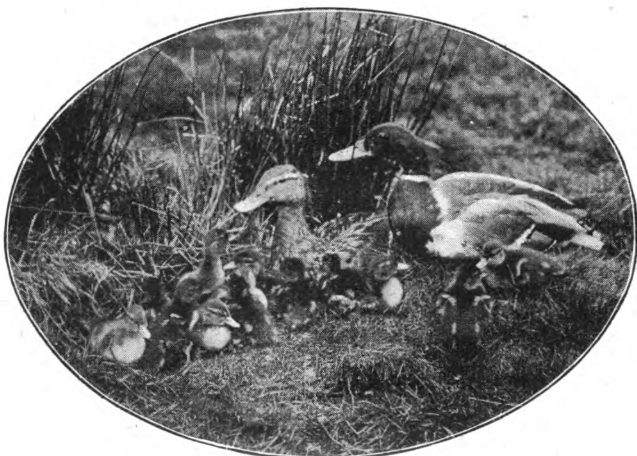


Im Beutel der Mutter.

jetzt an sind die Eltern stets unterwegs, um für den Sprößling Früchte oder junge Bambussprosse herbeizuholen. Aber dann bleibt abwechselnd entweder der Vater oder die Mutter bei ihm, so daß er fast nie allein ist.

Übertriebene Liebe zu den Kindern bezeichnet man als Affenliebe. Das geschieht durchaus mit Recht, denn

die Affen geraten vielfach über ihre Jungen in eine förmliche Verzückung, die auf den Beobachter unwillkürlich lächerlich wirkt. Die einzige Örtlichkeit, die in Europa noch von Affen bewohnt wird, sind die Felsen



Vor der ersten Schwimmübung.

von Gibraltar. Ein Offizier der Garnison beobachtete hier einst zwei Affenmütter, die sich, eine jede mit ihrem Jungen, zu einer kleinen Klatscherei an einem Pfad niedergesetzt hatten. Unter lebhaftem Geschnatter beäugelten und verglichen sie die beiden Sprößlinge mit dem eingehendsten Interesse. Der Vater saß etwas abseits und stimmte von Zeit zu Zeit kräftig in die Bewunderung der Vorzüge seiner Jüngsten ein. Den ganzen Sommer über sah man ihn, wie er bald den einen, bald den anderen seiner Lieblinge mit sich herumtrug.

Das Tragen der Jungen durch die Alten ist überdies nicht so selten, wie man meinen könnte. Daß es die

Katzen gelegentlich tun, wurde bereits erwähnt. Unter den Vögeln kommt es besonders bei den Schnepfen häufig vor. Das Junge klammert sich hier entweder unter die Flügel der Mutter, oder diese klemmt es auch zwischen ihren Schenkeln fest. Die jungen Fledermäuse hängen sich fest an die Brust ihrer Mutter und werden so im Fluge von ihnen gefüttert. Der Naturforscher Hudson fing einst in La Plata, wo er seine Studien betrieb, eine Fledermaus, an deren Brust zwei Junge hingen. Als er sie abgelöst hatte, flatterten sie scheinbar hilflos zu Boden. In Wirklichkeit aber waren sie keineswegs so ungeschickt, wie sie sich anstellten. Denn als sie an einen Akazienbaum gesetzt wurden, kletterten sie mit Hilfe des Mundes und der Flü-

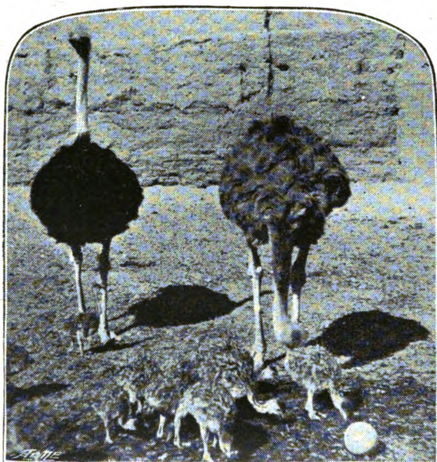


Eine Hirschfamilie.

gel an ihm empor und hingen sich, mit dem Kopf nach unten, an einem Zweig zum Schlafen auf. Bedenkt man, daß die erwachsene Fledermaus selbst nur ein schwächliches Tier ist, so muß das Mitschlep-

pen der Jungen für sie eine beträchtliche Last bedeuten.

Eine noch größere Bürde trägt allerdings das Opossum, eines der wenigen Beuteltiere Nordamerikas. An seiner Brust hängen oft sieben und acht Junge. Benützt es auch beim Klettern auf den Bäumen die Zähne, Klauen und den Greifschwanz, so verursacht ihm dennoch gewiß das Gewicht der Jungen viele Mühe.

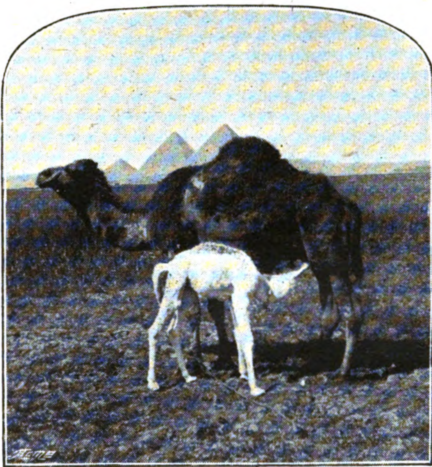


Straußenpaar mit Jungen.

Ganze acht Monate trägt das Känguruh sein Junges im Beutel mit sich herum. Nur hin und wieder steckt dieses den Kopf zum Beutel heraus. Ist es selbständiger geworden, verläßt es zeitweilig den Beutel. Sowie es aber eine Gefahr wittert, eilt es schleunigst zur Alten und stürzt sich kopfüber in den halbgeöffneten Beutel der Mutter, die, auf den Hinterläufen sitzend, sein Nahen erwartet. Will die Mutter weiterhüpfen, und das Junge sieht zufällig zum Beutel heraus, so gibt sie ihm mit den Vorderfüßen einen gelinden Klaps, worauf es sich sofort in den Beutel zurückzieht.

Nicht alle Tiere, die im Wasser leben, sind sogleich geneigt, sich dem feuchten Element anzuvertrauen. Da

müssen dann die Mütter durch mancherlei Schliche die Zaghaften zu dem Wagnis zu verlocken suchen. Führt ein weiblicher Otter seine Jungen zum ersten Male an das Wasser, so verspüren sie durchaus keine Lust, in die Flut hinabzutauchen. Aber die Mutter fängt ein paar Fischchen, hält sie den Jungen vor und läßt sie darauf schnell in das Wasser zurückfallen. Im nächsten Augenblick springt die Alte in den Fluß und bringt die Fischchen von neuem herbei. Das Spiel wird so oft wiederholt, bis endlich das eine der Jungen aus Verlangen nach dem Leckerbissen seine Furcht überwindet und sich in die Flut stürzt. Die übrigen folgen dann zumeist sofort nach.

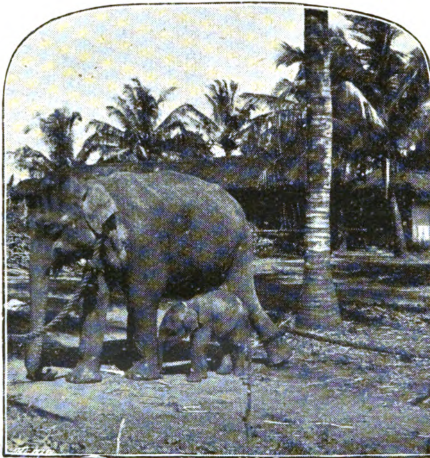


Kamelmutter und Junges.

Ebenso begegnet mitunter die Entenmutter bei mehreren ihrer Jungen einer entschiedenen Scheu vor dem Wasser. Doch weiß sie sich in einem solchen Fall kurz entschlossen zu helfen. Nützen alle schnatternden Überredungskünste nichts, so stößt sie die Widerspenstigen einfach in den Teich hinab, und siehe, das Schwimmen geht herrlich!

Unermüdlich ist die Füchsin in dem Bemühen, ihre Jungen durch Spielen zu unterhalten und sie dabei

zugleich zu verschlagenen Räubern auszubilden. Das Männchen unterstützt sie bei diesen Bestrebungen eifrigst. Stundenlang tummeln sich die beiden Alten mit ihrem Nachwuchs vor dem Bau herum, stürzen davon, schleichen sich geduckt heran und führen untereinander Scheinkämpfe aus. Zarter geht mit ihrem Jungen die Hirschkuh um. Sie neckt sich mit ihm, hascht es und vergnügt es durch possierliche Sprünge, als wäre sie selbst wieder zu den Tagen der Kindheit zurückgekehrt.



Elefantin und ihr Baby.

Auch in so wenig begabten Tieren, wie dem Strauß und dem Kamel, gelangt die Mutterliebe zu verklärendem Ausdruck. Mit größter Vorsicht sucht das Straußenpaar den Ort zu verheimlichen, wo es sein Nest angelegt hat. Nie läuft das Weibchen oder Männchen auf dasselbe gerade zu, sondern umkreist es erst in weitem Bogen. Wird das Paar mit seinen Jungen verfolgt, so übernimmt der eine die Führung, während der andere den Zug schließt. Indem er bald nach rechts, bald nach links von der Richtung abweicht, die die Fliehenden eingeschlagen haben, sucht er die Jäger von ihrer Fährte abzubringen und den Jungen das Ent-

kommen zu sichern. — Das Kamel ist nach der Geburt beträchtlich größer als das Füllen, aber es ist ebenso drollig wie dieses. Es wird von der Mutter über ein Jahr lang gesäugt und in jeder Weise geschützt. Nur die eigene Mutter bekümmert sich um ihr Junges, niemals aber um ein fremdes. Wohl aber bereitet es den Alten viel Vergnügen, wenn ihre Jungen miteinander spielen. Sie begleiten dann das Spiel mit einem behaglichen Brummen.

Bei einem so geistig hochstehendem Tier wie dem Elefanten ist es eigentlich selbstverständlich, daß es für sein Junges aufs liebevollste besorgt ist. Gleichwohl überrascht in dem einzelnen Fall doch die Größe des zärtlichen Empfindens. Im Jahre 1906 wurde im Schönbrunner Tiergarten bei Wien ein Elefant geboren, den man „Mädi" getauft hat. Noch heute ist die Sorge der Mutter für ihr Kind genau so groß wie bei der Geburt. Im Wachen und beim Schlafen muß sie das Kleine an ihrer Seite haben. Nie läßt sie es aus dem Elefantenhaus in den vergitterten Auslauf hinaus. Sie stellt sich förmlich vor den Ausgang und zwingt es mit sanfter Entschiedenheit, im Haus zu bleiben. Die Mutter selbst ist seit der Geburt des Jungen nicht aus dem Haus herausgegangen. Will man sie heraustreiben, so gerät sie in die größte Aufregung und beginnt am ganzen Körper zu zittern.

Die Mutterliebe ist in den Tieren so mächtig, daß sie oftmals Junge als Pfleglinge annehmen, mit deren Artengenossen sie sonst in ausgesprochener Feindschaft leben. Von den vielen hierher gehörigen Beispielen sei nur erwähnt, daß Hündinnen wiederholt Füchse, Katzen junge Hunde aufgezogen haben.





Die Ruhmesfahrt.

Novelle von Henriette v. Meerheimb.

(Nachdruck verboten.)

Gabriele Roland ließ die Feder sinken. Eine lähmende Unlust überwältigte sie. Sie schob das Manuskript von sich und lehnte sich mit halbgeschlossenen Augen in den Stuhl zurück.

Durch die nicht völlig zugezogenen dunklen Wollgardinen fiel ein schräger Sonnenstrahl wie eine feine blonde Haarsträhne ins Zimmer. Unruhig zuckende Lichter und Schatten spielten über die einseitig beschriebenen Papierblätter, die auf dem Tisch vor ihr lagen.

Eine Zeitlang hörte man nichts in dem stillen Zimmer als das stoßweise Atmen der Bewohnerin, das mehr einem Seufzen glich, und das matte Summen eines großen Brummers, der die Fensteröffnung nicht wiederfinden konnte und in beharrlicher Dummheit mit dem Kopf gegen die Glasscheiben stieß. Der Pariser Straßenlärm drang nur gedämpft in dies stille Hinterzimmer des kleinen Hauses in der Rue Sainte Geneviève.

Die Front des Häuschens lag einem engen Hof zugekehrt, den ein paar verstaubte Oleanderbäume in großen Fayencetöpfen schmückten. Diese kümmerlichen Pflanzen rechtfertigten die Bezeichnung „freundliche Gartenwohnung“ wenigstens nach Ansicht der Vermieterin.

Auch die Arbeitsstube zeigte denselben spießbürgerlich-nüchternen Anstrich, der das Äußere des

Hauses und das enge Höfchen charakterisierte. Sofa und Stühle waren mit Roßhaar gepolstert, mit einem glanzlosen gestreiften Stoff überzogen, zwei Vasen mit künstlichen Blumen leisteten auf dem Kamin der geschmacklosen Uhr unter dem Glassturz Gesellschaft. In dem ganzen Hause herrschte ein undefinierbarer Geruch — dumpfig, ranzig, feucht, der sich in den Kleidern und Möbeln festhing und an ein Eßzimmer erinnerte, in dem man eben gegessen hat, ohne sogleich zu lüften. Unerträglich — widerlich war's!

Gabriele rümpfte die Nase. Der verhaßte Geruch peinigte ihre empfindlichen Nerven heute mehr denn je. Ein unbezwingliches Schluchzen wollte in ihrer Kehle aufsteigen. Sie war nervös, überarbeitet, mutlos.

Mit Aufbietung aller Willenskraft zog sie das fortgeschobene Manuskript wieder heran und korrigierte daran herum. Mit gerunzelter Stirn las sie dann halblaut die letzten Seiten vor sich hin. Steif und gezwungen erschien ihr der Stil, die Ausdrücke ungenau, der Dialog langweilig.

Wozu das alles?

Heimlich vor sich selbst errötend entnahm sie der Schublade des Schreibtisches ein kleines Heft und durchflog rasch einiges aus dem wahllos zusammengefügten Inhalt. Natur- und Milieuschilderungen, die ihr in anderen Büchern als hübsch aufgefallen waren, hatte sie dort eingetragen mit dem Hintergedanken, vielleicht einmal einiges davon für eigene Arbeiten verwenden zu können. Pfui — welch Armutszeugnis stellte sie sich selbst damit aus! Wie kläglich, ja unehrlich war das gehandelt, ein geistiger Diebstahl, ebenso schlimm, wie wenn sie den ahnungslosen Verfassern Geld aus der Tasche entwendet hätte! Jammervoll wie ihre ganze Schreiberei in letzter Zeit!

Die Grundidee ihres begonnenen Werks schien ihr auf einmal völlig verfehlt. Das große „Muß“ des Künstlers war nicht darin, nur das „Wollen“ eines gequälten Menschen, der in der Arbeit Vergessenheit sucht und darum nach einem Stoff greift, der ganz außerhalb seines Seelenlebens steht. Das gab niemals ein lesenswertes Buch, geschweige denn ein wahres Kunstwerk.

Wie konnte man aber auch in dieser Umgebung schreiben! Hier in diesem trübseligen Hinterzimmer mit den elenden gemieteten Möbeln, der geschmacklos gemusterten Tapete, auf der sie zu ihrer eigenen Qual beständig die Streifen und Streublumenbukette zählen mußte, wenn sie ihre Blicke von ihrer Schreiberei auf die gegenüberliegende Wand richtete. Ein Alpdruck, ein böser Traum dieses ganze Dasein! Und das nannte man in Paris leben! Paris, die bezauberndste, reichste Stadt der Welt, in der man sich jeden Natur-, Kunst- und Luxusgenuß verschaffen konnte. Freilich nur wenn man Geld besaß. War man eine arme Schriftstellerin, die für ein spärliches Honorar banale Erzählungen oder Besprechungen irgendeiner Tagesfrage schreiben mußte, so saß man hier in Paris ebenso von allen Genüssen abgeschieden da, als ob man in irgend einem weltentlegenen Dörfchen versimpeln mußte.

Ihr ekelte vor ihren eigenen Arbeiten. Sie fühlte ganz genau, wie diese Lohnschreiberei jede Kraft, jeden Aufschwung ihres Talents lähmte, denn beim Entwerfen ihrer Romanidee sprang immer wieder die entsetzliche Frage hinein: „Eignet sich dieser Konflikt auch, wird er dem Lesepublikum zusagen?“

O diese Qual!

Mit welch jauchzender, übermütiger Sicherheit, geschrieben aus der Fülle ihres jungen, reich sprudelnden

Talents heraus, hatte sie zuerst dem Publikum ihre Werke hingeworfen.

Und der Erfolg?

Kein einziges Buch machte seinen Weg. Ein paar Bände fristeten noch in Leihbibliotheken und Buchläden ein kümmerliches Dasein — hoch oben in der Staubregion, wohin nur selten die suchende Hand des Verkäufers kommt. Sie waren untergegangen in der Überproduktion des allzu reich beschickten Literaturmarktes.

In einem plötzlichen Anfall unbezwinglichen Zorns sprang sie auf und riß das vor ihr liegende Manuskript mitten durch. Ritsch — ratsch — das dicke Papier knirschte — noch einmal — querdurch. So, das tat gut. Und nun in den Papierkorb mit dem Zeug! Zum Feueranzünden war's ja noch brauchbar.

Eine schwache Stimme erklang vom Nebenzimmer her: „Aber Gabriele, was hast du denn eben zerrissen?"

Sie strich sich über ihr zerquältes, müdes Gesicht, als ob sie ihre Züge glätten müsse. „Ich komme sofort," rief sie dann zurück. Sie warf das zusammengeknäulte Manuskript mit einem Ausdruck des Ekels, des Abscheus, mit dem man ein widerliches Insekt fortschleudert, in den Papierkorb, dann schlug sie den Wollvorhang über der Tür zurück und trat in das Nebenzimmer.

Ein schmales, rotgestrichenes Bett stand in der Mitte der Stube. Ein abgezehrtes Männergesicht tauchte aus den buntgewürfelten Kissen auf. Die großen dunklen Augen sahen die Eintretende erwartungsvoll an. „Hast du deine Aufgabe für heut beendet? Ich hörte dich Papier zerreißen. Willst du mir vorlesen, was du geschrieben hast?"

„Nein. Ich habe alles zerrissen, was ich in den letzten Wochen geschrieben habe."

Sie setzte sich dabei auf einen Rohrstuhl neben dem Bett und starrte düster vor sich hin.

„Warum?“

„Weil's schlecht war.“

„Das glaube ich nicht. Du kannst nichts Schlechtes schreiben.“

„Schlecht vielleicht nicht, aber wertlos. Das ist eigentlich noch schlimmer. Ich schreibe jetzt immer nur, weil ich schreiben will, nicht weil ich aus innerem Drange schreiben muß. Ich packe den Stoff, nicht der Stoff mich. Das ist die Folge der Geldschreiberei.“

„Arme kleine Frau! Du hast freilich auch wenig Anregung jetzt.“

Sein Mitleid erhöhte ihre Reizbarkeit nur noch mehr. „Bitte, bedaure mich nicht, sonst fange ich an zu weinen wie ein Kind, das sich wehgetan hat, und höre so bald nicht wieder auf.“

„Sobald ich gesund bin, Gabriele, kann ich auch wieder verdienen, und alles wird besser.“

Sie seufzte nur.

„Glaubst du etwa, daß ich nicht wieder gesund werde?“

„Wo denkst du hin!“ antwortete sie rasch. Der Ton klang aber so wenig überzeugt, daß der Kranke entmutigt den Kopf in die Kissen zurücksinken ließ.

„Es dauert freilich schon lange,“ murmelte er. „Aber der Arzt meinte doch —“

Mit einem Ausdruck hilfloser Angst sah er in ihr Gesicht. Aber sie hob die Augen nicht auf, sondern starrte geradeaus auf ein hüpfendes Sonnenfleckchen, das über den abgetretenen Teppich huschte.

„Deine Verwandten haben recht behalten, als sie dir abrieten, einen armen Pariser Maler zu heiraten,“ fing er nach einem bedrückten Stillschweigen wieder an.

„Damals waren wir aber gesund, wir hatten unser Talent und unsere große Liebe. Damit hofften wir alles zu besiegen. Weißt du es noch?"

Er nahm eine ihrer lässig im Schoß ruhenden Hände und drückte sie an seine Lippen.

„Das Talent ist aufgebraucht," murmelte sie bitter.

„Die Liebe auch?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. In mir ist alles wie tot."

Die müde Hoffnungslosigkeit ihrer Stimmung teilte sich ihm unwillkürlich mit. „Geh an die Luft," schlug er endlich vor. „Es ist solch schöner Tag. Im Boulogner Hölzchen muß es herrlich sein."

„Was nützt mir ein Spaziergang? Ich schleppe mein Elend überall mit hin. Unter glücklichen Menschen, im Sonnenschein wird mir nur noch übler und schwerer zumut."

„Was würde ich nicht darum geben, einmal wieder ausgehen zu können!" sagte er leise. Er hielt seine fast durchsichtig weiße Hand gegen das Licht. „Du weißt nicht, wie viel dir noch geblieben ist, Gabriele. Du bist jung, gesund, du kannst die Vögel singen hören, die Blumen blühen sehen —"

„Ich will dir einen Fliederstrauß mitbringen," schlug sie mit schnell erwachender Reue vor.

Aber er schüttelte müde den Kopf. „Laß nur. Abgeschnittene, welkende Blumen sind traurig. Ich möchte sie sehen, wenn sie leben, frisch und gesund sind."

„Du hast recht," pflichtete sie bitter bei. „Für das Geld, das ein Fliederstrauß kostet, tun wir besser daran, Brot oder Käse zu kaufen."

Er sagte nichts, sondern drehte den Kopf nach der Wand.

Sie blieb auf dem Stuhl neben dem Bett sitzen,

ohne sich zu rühren, fast ohne etwas zu denken. Wie ein flüchtiger Traum nur zog die Vergangenheit durch ihre Seele. Waren sie beide das wirklich einmal gewesen, die jedem Frühling entgegenjauchzten, denen die Welt zu eng für ihr großes Glück erschien? — Eine Liebesheirat in Paris! Er ein talentvoller Maler — sie eine aufstrebende Dichterin. Ein kleines bescheidenes Heim schufen sie sich, das die Liebe vergoldete, in dem die Hoffnungen und Illusionen ihrer eroberungslustigen Jugend alles mit goldenem Schimmer bestrahlte. Ein verkauftes Bild wurde ihnen zum Fest, ein kleiner gedruckter Artikel, der ein bescheidenes Honorar brachte, bedeutete einen großen Sieg.

Langsam aber kam eine Enttäuschung nach der anderen. Der Salon wies sein großes Bild, an dem er jahrelang gearbeitet hatte, ab, ihre Manuskripte kehrten nach Irrfahrten auf allen möglichen Redaktionen getreulich zu ihr zurück. Bestellungen blieben aus. Aufträge wurden wieder abbestellt. Eine böse Erkältung zog ihm eine schwere Influenza zu, von der er sich nicht wieder erholen konnte.

Würde es noch einmal besser mit ihm werden? Mußte sie ihn in der Blüte seiner Jahre langsam hinsiechen sehen?

Ruhe, gute Luft, sorgenfreies Leben mußte er haben. Wie sollte sie ihm das in der möblierten Mietswohnung eines Pariser Hinterhauses verschaffen, wie die Sorgen von ihm fernhalten?

Sie dachte an die ersten Jahre ihrer Ehe. In Passy hatten sie sich ein billiges Häuschen gemietet. Morgens erwachte sie von dem Rauschen der sich schräg herabsenkenden Bäume in dem altmodischen Garten. Durch die Zweige hindurch konnten sie tief unten die Krümmungen der hellgrünen Seine beobachten. Die Sonne

lachte ihnen ins Zimmer. Auf der verschossenen blaßblauen Tapete knicksten und dienerten die Rokokofigürchen. Die weißen Musselingardinen blähte der warme Sommerwind, der durch die offenen Fenster hereinstrich. In allen Vasen, die sie auftreiben konnte, schwankten lichtgrüne Buchenzweige. Vergißmeinnicht- und Waldmeisterkränze schwammen in flachen Glasschalen. Der süße Duft wehte durch das ganze poetische kleine Haus. Die langen Sommertage verbrachten sie im Freien. Sie schrieb, er skizzierte. Wenn sein Stift und ihre Feder ruhte, sahen sie über die auf- und niederwogenden Kornfelder, die einem Meer glichen — im Lenz graugrün, im Sommer golden.

Wo war nun all das Glück, all die Liebe hingekommen? Das Glück ging in Sorgen und Enttäuschungen unter, und von der jauchzenden jungen Liebe in ihrem Herzen blieb nichts zurück als ein quälendes, nörgelndes Mitleid mit einem armen Kranken. —

Mit der Feinfühligkeit des Leidenden erriet er ihre Gedanken. Die innere Abwehr, die in ihrer erzwungen geduldigen Haltung lag, mit der sie an seinem Bett saß, verdroß ihn.

„Ich wünschte wirklich, du gingst spazieren," wiederholte er mit einer leichten Schärfe im Ton. „Du kannst mir nichts nützen, geh also ruhig aus und zerstreue dich etwas."

Seine Worte taten ihr weh. Sie stand aber sogleich auf und ging zur Tür hinaus. In dem kleinen Alkoven, der ihr zum Ankleideraum diente, stand sie dann unschlüssig vor dem Vorhang, der die Stelle des Kleiderschranks vertrat. Sollte sie sich umziehen? Wer würde wohl auf sie in ihrer ärmlichen Kleidung achten? Niemand. Ihr müdes, vergrämtes Gesicht zog nicht mehr wie einst die Blicke der Vorübergehenden auf sich.

Sie sah in den Spiegel. Das fleckige Glas mit dem großen Sprung gab ihre Züge entstellt und verschwommen wieder.

Mit einem energischen Ruck riß sie den Vorhang am Fenster zurück. Die volle Maiensonne flutete ungehindert herein. In dem strahlend goldenen Licht sah sie erst recht deutlich, wie zerdrückt und verstaubt ihr Kleid aussah. Die Bluse unsauber, ihr Haar nachlässig aufgesteckt. Das helle Frühlingslicht beleuchtete mit unbarmherziger Schärfe jeden Fleck auf ihrem Rock, jede Staubschicht auf den verbrauchten Möbeln.

Sie schämte sich. Mit zitternden Händen löste sie ihr dunkles Haar auf, das sie jetzt immer nur in einem wirren Knoten lässig zusammengedreht, möglichst unkleidsam straff aus der Stirn zurückgekämmt trug. Jetzt, als sie mit der Bürste hindurchglitt, legte es sich sofort wieder in reichen Wellen um ihre Stirn und Schläfen, veränderte und verjüngte ihr eigentlich weiches, reizendes Gesicht mit den großen grauen, langbewimperten Augen.

Die paar Kleider, die sie noch besaß, waren schnell durchmustert. Das einzig hübsche Kostüm, besseren Zeiten entstammend, zog sie an — ein silbergrauer Rock von billigem Stoff, dessen Falten aber mit echt Pariser Schick an ihr herunterfielen. Der schwarze Tüllhut war zwar durchaus nicht mehr modern, aber er stand ihr gut. Die überhängende Spitze am Rande warf einen leichten Schatten über die Stirn und ließ ihre großen grauen Augen unter den feingezeichneten Brauen noch größer und dunkler erscheinen.

Wie der bessere Anzug, die sorgfältige Frisur sie verändert hatten! Nicht zum Wiedererkennen sah sie jetzt aus. Das rissige Spiegelchen warf ein Bild zurück, dessen sich der heitere Frühlingstag nicht mehr zu schämen brauchte.

Ob sie sich von ihrem Mann verabschiedete? Nein — lieber nicht. Sein Anblick würde ihr wieder die Laune verderben. Sie mußte für ein paar Stunden das graue Elend ihres Lebens vergessen und heitere Eindrücke in sich aufzunehmen suchen.

Als wenn sie einem Gefängnis entrinnen wollte, so eilig verließ sie das kleine Haus. Eine Weile stand sie zögernd auf der sonnigen Straße, dann schlug sie langsam den Weg nach den Champs Elysees ein.

Paris hatte seine bezauberndsten Wochen im ganzen Jahr. Das Bois de Boulogne, der Park Monceaux und Chamont waren mit dem zartesten Grün geschmückt. Große Rododendronbüsche, vollblühende Azaleengruppen in verschiedenen zartabgetönten Farben belebten die kurzgeschorenen Rasenflächen. Alles üppig, leuchtend, mit künstlerischem Feinsinn an der richtigen Stelle zur richtigen Wirkung gebracht. Die langen Beete des Tuileriengartens waren himmlisch schön in ihrer duftigen Farbenpracht. Den süßen Hauch des Blumenmarktes zu Füßen der Madeleinekirche spürte man schon, wenn man aus der Rue Royal auf die Boulevards trat.

Es war gegen vier Uhr, und das Bois erwachte aus seiner schläfrigen Mittagsbetäubung. Leichte Staubwölkchen flogen durch die Avenue de l'Impératrice. Von weitem sah man die grünen Flächen, welche die Abhänge von Saint Cloud und von Suresnes begrenzten, gekrönt von dem grauschimmernden Mont Valerien. Am Horizont stand die Sonne noch hoch und verwandelte den Ozean von Blättern in ein grüngoldiges Lichtmeer.

Auf der Hauptallee war gesprengt worden. Die Wagen rollten auf dem Boden in köstlicher Frische, in dem Duft feuchter Erde dahin. Zahlreiche Reihen von

Stühlen standen auf den Trottoiren, alle dicht besetzt mit Zuschauern, die neugierig das Gewühl der eleganten Equipagen, Autos, Reiter und Spaziergänger wie Bilder eines rasch wechselnden Kaleidoskops an sich vorüberziehen ließen.

Zwischen den Wagen, Reitern und Fußgängern drängten sich Blumenverkäufer mit großen Körben, bettelnde Kinder und Zeitungsjungen mit unglaublicher Geschicklichkeit hindurch, um ihre Journale, ihre Flieder- und gelben Tazettensträuße, oder auch lange Schnüre schwarzer Schuhsenkel, die sie um den Hals geschlungen trugen, zum Verkauf anzubieten.

Räderrollen — Tuten der Automobile — Schwirren von Menschenstimmen — silbern flimmernde Staubwolken füllten das mit grüngoldigem Licht durchtränkte, frühlingsheitere Bois.

Da alle Stühle besetzt waren, blieb Gabriele stehen. Das Schwatzen und Lachen der vor und hinter ihr Sitzenden, die jede Equipage, vor allem die Toiletten der darin sitzenden Damen eifrig kritisierten, drangen nur wie monotones Bienengesumm an ihr Ohr. Aber die Erheiterung, die sie hier in der schönen Umgebung zu finden gehofft hatte, wollte nicht über sie kommen. Die sorglose Lebenslust der anderen stand in zu grellem Widerspruch mit ihrem eigenen hoffnungslos traurigen Dasein.

Manchmal, wenn ein neugierig bewundernder Blick eines vorübergehenden Herrn ihr hübsches, ernstes Gesicht unter dem schwarzen Tüllhut streifte, fühlte sie einen schmerzlichen Triumph. Sie war also trotz alles Grams, aller Entbehrungen noch hübsch und jung genug, um gefallen zu können? Freilich — was nützte es? Nichts — weniger wie nichts! Ihr Leben war durch ihre übereilte Heirat, die Mißerfolge ihrer Schriftstellerei völlig verdorben.

Das lange Stehen ermüdete sie, die an eine ausschließlich sitzende Lebensweise gewöhnt war, rasch. Der Staub, den sie schlucken mußte, dörrte ihre Kehle fast aus. Sie lechzte nach einer Tasse Kaffee oder einem Schluck Wein. Sie besann sich, daß sie heute von dem nachlässig gekochten Mittagessen kaum ein paar Bissen über die Lippen gebracht hatte. Der Gedanke an den aufgewärmten Kohl mit dem ranzigen Fettgeschmack erregte ihr noch jetzt in der Erinnerung Übelkeit. Ob sie noch Geld genug besaß, um in irgendeinem eleganten Lokal etwas zu genießen?

Sie zog ihre Geldtasche heraus. Ein Zehnfrankenstück befand sich darin. Das sollte freilich noch lange reichen, aber einmal sich einen kleinen Genuß gönnen, war wirklich nötig, geradezu ein Lebensbedürfnis für sie. Vielleicht kam sie auch in dem eleganten Restaurant auf irgendeinen Einfall, den sie zu einer Skizze verwerten konnte.

Rasch ließ sie die Geldtasche wieder in die Falten ihres Kleides gleiten, ohne wahrzunehmen, daß sie sie aus Versehen neben die Tasche steckte und das Lederbeutelchen geräuschlos zwischen die Stuhlreihen fiel. Ohne weiter einen Blick auf das bunte Gewühl zu werfen, trat sie den Rückweg nach den Champs Elysees an.

— — — — — — — — — — — — —

Im Palasthotel unter breitblättrigen Musas, schlank aufstrebenden Palmen und bunten Azaleensträuchern jauchzten und schluchzten die Geigen. Die Zigeuner, elegante Gestalten in rotverschnürten Röcken, spielten meisterhaft. Wie eine jubelnde, klagende Geigenstimme sang die Musik. An den zierlich gedeckten, mit Blumen reich geschmückten Tischen saß die elegante Welt von Paris. Damen in schicken, oft etwas extravaganten

Toiletten, Herren in tadellosem Gesellschaftsanzug, meist eine weiße Blüte im Knopfloch. Ein Neger in buntseidenem Gewande reichte jedem Eintretenden das Programm auf einem kleinen Papierfächer hin.

Die Kellner trugen Präsentierbretter mit Tee, Kaffee und Schokolade herum. Der schwüle Duft von Peau d'Espagne und Chypre durchzog die vornehmen Räume und verdeckte fast den süßen Geruch der vielen frischen Blumen. Die Tische waren alle voll besetzt.

Gabriele sah sich ratlos um, bis ihr einer der Kellner einen kleinen runden Marmortisch anwies, an dem nur ein einzelner Herr, der ihnen den Rücken zuwendete, saß. Sie konnte daher nur seinen tadellos frisierten Hinterkopf und einen schmalen Rücken in elegantem Frackjakett sehen.

Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ sie sich auf den Samtstuhl nieder und kostete von dem schwarzen Kaffee, den der Kellner nebst Kuchen und Likör vor sie hinstellte. Erst als sie rasch hintereinander zwei von den kleinen Tassen geleert und an ihrem Likörglas genippt hatte, musterte sie ihr Gegenüber, das sich ihr jetzt mit einer leichten Verbeugung zuwandte.

Welch eigenartiger Rassekopf — schmal, tiefbrünett, der Mund sensitiv, zartgeschnitten wie Frauenlippen über einem fast brutal-energisch vorgeschobenen Kinn. Die Augen wasserhell, mit einem dunklen Ring um die Iris. Wie ein scharfäugender Falke richtete er den forschenden Blick auf sie.

Etwas seltsam Anziehendes lag in dem Blick dieser Augen, denen man unschwer ansah, daß sie gewohnt sein mußten, jeder Gefahr furchtlos, ohne Blinzeln entgegenzuschauen, die auch in unermeßlichen Weiten den kleinsten Punkt noch scharf erspähen konnten.

Wo und wann hatte sie doch diese eigentümliche

Physiognomie mit den adlerscharfen Augen schon einmal gesehen?

Eine schattenhafte Erinnerung huschte durch ihre Seele, entwich aber, als sie sie fassen und formen wollte. Am liebsten hätte sie den Kellner gefragt, der, wie sie zu bemerken glaubte, ihren Tisch mit besonderer Aufmerksamkeit bediente.

Nach einer Weile winkte sie den schwarzbefrackten Jüngling wirklich herbei. Aber ehe sie noch eine leise Frage stellen konnte, präsentierte der schon, ihren Wink anders deutend, mit verbindlichem Lächeln die Rechnung, welche für zwei Täßchen Kaffee, Likör und Kuchen die Kleinigkeit von sieben Franken vierzig Centimes betrug.

Gabriele erschrak. Wer hieß sie aber auch in diesem teuren Restaurant Mokka trinken? Sie durfte sich doch höchstens eine grobe Tasse Milchkaffee in irgendeinem schäbigen Lokal im Quartier Latin gönnen! Sie griff in die Tasche ihres Kleides. Nichts als ihr kleines zusammengeballtes Batisttuch befand sich darin. Der Schreck trieb ihr eine glühende Röte ins Gesicht. Sie drehte die Tasche um, auch das Ausschütteln des weiten Faltenrocks blieb erfolglos. Welche entsetzliche Lage! Sie wagte gar nicht den vor ihr stehenden Kellner anzusehen.

„Madame haben Ihr Portemonnaie vergessen?“ sagte plötzlich der Herr an ihrem Tisch. „Gestatten gnädige Frau, daß ich das kleine Konto mit meinem zusammen berichtige? Das Portemonnaie findet sich gewiß später.“

„Ich wäre Ihnen aufrichtig dankbar,“ stotterte Gabriele. „Ich muß mein Geld vorhin im Bois verloren haben.“

„O, das tut nichts!“ beeilte sich der Kellner jetzt

höflich zu versichern. „Wenn Madame Ihren Namen an der Kasse sagen wollen —“

Der Herr winkte nur abwehrend mit der Hand. Er schob dem Kellner ein Goldstück hin. „Behalten Sie den Rest und verschwinden Sie, mein Freund.“

Der Kellner zog sich höflich dienernd hinter eine rosa Azaleengruppe zurück.

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, mein Herr. Sie befreiten mich aus einer sehr peinlichen Lage,“ sagte Gabriele. „An wen darf ich morgen meine Schuld entrichten?“

„Ich heiße Eugen Marcel,“ entgegnete er mit einem leichten Lächeln.

Eugen Marcel, der kühne Aeronaut, der Erfinder des neuesten lenkbaren Luftschiffes, dessen Siegesfahrten in aller Munde, dessen Bild in jeder Zeitschrift zu sehen war!

Natürlich — er und kein anderer hatte dieses scharf markierte Gesicht, diese seltsam spähenden Augen.

„Eben beklagte ich noch mein verlorenes Zehnfrankenstück,“ sagte sie, ihm die Hand hinstreckend, „jetzt verschmerze ich den Verlust gern, weil mir dafür die Auszeichnung zuteil wird, dem berühmtesten Mann von Paris die Rettung aus meiner fatalen Lage zu danken.“

„Gnädige Frau überschätzen die kleine Gefälligkeit. Die ist wirklich nicht der Rede wert. Darf ich Ihnen noch etwas bestellen?“

„Sehe ich so hungrig aus?“ fragte sie mit einem Versuch zu scherzen und erstaunte über das eifrige Kopfnicken, mit dem er ihre Frage beantwortete.

Sie mußte unwillkürlich lachen. „Hungrig? Freilich. Sie haben ganz recht. Ich bin auch hungrig, wenn auch nicht mehr nach Kaffee und Kuchen. Aber stoffhungrig bin ich, lebenshungrig —“

Sie stützte den Kopf in die schlanke Hand und sah traurig vor sich hin.

„Madame sind Künstlerin?“

„Ich war es einmal,“ antwortete sie bitter. „Meine Kunst ist verbraucht, plattgedrückt, zerrieben, erstickt von dem Flugsand kleinlicher Sorgen und Nöte.“

„Das ist schlimm, aber nicht unverbesserlich. Darf ich fragen, welche Kunst Sie treiben?“

„Ich war Dichterin — und bin jetzt eine armselige Lohnschreiberin geworden.“

„Warum?“

„Aus Mangel an Erfolg. Dazu das übliche häusliche Elend, ein kranker Mann —“

„Wohl auch Kinder?“

„Nein, die nicht.“

„Der kranke Mann ist ebenfalls Künstler?“

„Ja — Maler.“

„Natürlich. Wie viele kranke, beschäftigungslose Maler es wohl in Paris geben mag? — Aber trotzdem — ein großes Dichtertalent muß sich durchringen und die traurigen Erfahrungen künstlerisch verwerten können.“

„Also muß ich wohl nur zu den kleinen Talenten gehören. Jedenfalls kommen mir meine trüben Lebenserfahrungen, die sich zwischen Schreibtisch, Krankenbett und Küche abspielen, zu jämmerlich vor, um sie schriftstellerisch zu benützen.“

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und musterte ihr Gesicht, das mit den durch die Hitze des Saales rosig glühenden Wangen und glänzenden Augen reizend aussah, eine Zeitlang mit seinen seltsam durchdringenden Blicken.

„Zu einem großen Erleben könnte ich Ihnen verhelfen,“ sagte er plötzlich langsam.

„Wie denn?“

„Ich lade Sie zu einer Fahrt mit meinem Luftschiff ein. Sie erschrecken? Weshalb? Sie sitzen im ‚Strahlenden Stern‘ so sicher wie in einem gutgelenkten Automobil. Und dabei werden Sie Gefühle kennen lernen, von denen Sie bisher noch keine Ahnung hatten. Die Erde versinkt unter Ihnen, eine seltsame Beleuchtung liegt über allem, Sie sehen Farben, Formen, Lichtgebilde, von denen Sie noch nichts kannten. Alle Grenzen und Fernen verschieben sich, und alles, was Sie drückt und quält, fällt ab und liegt tief, tief unter Ihnen in nebelhafter Weite, während Sie über den Wolken leuchtenden Morgenröten entgegenfliegen.“

„Mit Ihnen in Ihrem Luftschiff soll ich fahren? Ist das Ihr Ernst?“ fragte sie atemlos. „Ist schon einmal eine Dame mit Ihnen gefahren?“

„Nein. Sie wären die erste, die den Mut besäße, denn meine Erfindung erscheint vielen noch nicht genügend erprobt. Wollen Sie?“

„Ob ich will!“ Ihre Augen strahlten. „Das wäre ja wirklich ein Erlebnis, und wenn ich das nachher künstlerisch gestalte —“

Sie brach ab.

Er lachte scharf auf. „Ein Notizbuch dürfen Sie nicht mitbringen. Jedes bißchen Ballast zu viel ist verboten. Aber Sie haben ja zwei Augen, um die Schönheit zu sehen, einen lebhaften Geist, um sie in sich aufzunehmen. Das muß genügen.“

Gabriele nickte eifrig. „Machen Sie sich auch wirklich nicht nur einen schlechten Scherz mit mir?“ fragte sie dann traurig. „Verzeihen Sie mein Mißtrauen, aber ich habe so viele üble Erfahrungen gemacht, bin so mutlos geworden —“

„Das dürfen Sie nicht sein. Wer mit mir fahren will, muß Mut und Zutrauen besitzen, schwindelfreie

Abgründe überfliegen, in nie geahnter Höhe atmen können. — In einer Stunde steige ich zu meinem ersten weiteren Fernflug auf. Am Kai ist die Ballonhalle. Wenn Sie sich mir anschließen wollen, nehme ich Sie mit in die Gondel. Nur Sie und ich fahren!"

„Nur Sie und ich!" wiederholte sie leise. Ihre Augen hingen sich an den seinen fest. Ein seltsamer Schauer überlief sie. „Aber Sie kennen ja meinen Namen noch nicht einmal," meinte sie endlich mit einem Versuch zu scherzen. Ihre Stimme klang ihr selbst fremd in den Ohren wie ein falscher Ton.

„Warum muß ich den wissen?" entgegnete er nachlässig. „Was kümmert's mich, wie Ihr Mann heißt. Nennen Sie mir Ihren Vornamen, wenn Sie wollen."

„Gabriele."

„Der paßt gut. Ein Engelsname. Engel müssen fliegen können — und Sie sollen mit mir fliegen durch alle Himmelsräume. Ich werde Ihnen einen neuen Himmel, eine neue Erde zeigen." Er faßte ihre Hand und drückte sie fest zusammen mit seinen schlanken, nervigen Fingern. „Und nun lassen Sie mich schnell noch ein paar Gläser Absinth bestellen. Wir müssen auf glückliche Fahrt trinken."

„Absinth? Nein — ich trinke nie dergleichen."

Er lächelte sein seltsam überlegenes Lächeln, das immer mehr spöttisch als fröhlich aussah. Ein Wink von ihm und der vorübereilende Kellner stellte sofort zwei hohe Gläser mit kristallklarem Eiswasser und ein Fläschchen des grünglänzenden Giftes vor sie hin.

Langsam, tropfenweise ließ Marcel die gefährliche grüne Flüssigkeit über die Eisstückchen rinnen. „Trinken Sie!" befahl er kurz. „Die Getränke, die wir bei uns haben, müssen so stark sein, daß wenige Tropfen davon genügen, uns neu zu beleben. Es ist darum

gut, wenn Sie sich schon hier an den Geschmack gewöhnen."

Von seinem stärkeren Willen bezwungen, hob sie das Glas und trank. Der süße, scharfe Geschmack erregte ihr zuerst Widerwillen. Aber unmittelbar darauf strömte eine wohlige warme Mattigkeit durch ihre Glieder. Sie lehnte sich mit einem träumerischen Lächeln in den Stuhl zurück.

Die Geigen schluchzten ein melancholisches Liebeslied. Der Duft der Getränke, das schwüle Chyprepartüm lag schwer, atembeklemmend in der Luft. Wie im Traum hörte sie Marcel von all den Anfeindungen und Zweifeln erzählen, die er zuerst von der Kleingläubigkeit und Nörgelsucht der Menge erdulden mußte, die ihm beständig die Undurchführbarkeit seiner Erfindung mit tausend stichhaltigen Gründen beweisen wollte, bis der kühne Aufstieg, glänzend gelungene Probefahrten sie endlich von ihrem Unglauben bekehrten.

Sie hätte ewig so dasitzen, der nervenaufregenden Zigeunermusik und dem Klang seiner Stimme lauschen mögen. Die Müdigkeit, die ihr das erste halbe Glas des starken Getränks verursacht hatte, verging. Sie fühlte jetzt nur noch eine souveräne Gleichgültigkeit allem Hergebrachten gegenüber, einen leichten, waghalsigen Mut, der ihr sogar dies seltsam abenteuerliche Vorhaben wie etwas ganz Natürliches erscheinen ließ.

„Kommen Sie — es ist Zeit!" sagte plötzlich Eugen Marcel. Er stand auf.

Sie zögerte einen Augenblick.

„Nun — haben Sie den Mut verloren?"

„Nein. Aber mein Mann wird sich ängstigen. Kann ich bis zur einbrechenden Dunkelheit wieder zu Hause sein?"

„Das liegt nicht in meiner Absicht. Es handelt sich

um eine erste große Fernfahrt. Sie sollen das strahlend erleuchtete Paris unter sich fortgleiten und oben über sich das weite Firmament aufflammen sehen. Meine Gondel ist mit allem Nötigen versehen."

Mit kurzem Nicken dankte er dem Kellner, der ihm den Mantel umhing, und ging ihr voran zur Tür. Dort wartete er auf sie.

Gabriele folgte ihm, als ob eine unsichtbare Hand sie vorwärts schöbe.

Am Kai umstanden viele neugierige Menschen den großen Ballon, der bereits mit Gas angefüllt war und unruhig hin und her schwankte, als ob er sich befreien und seine Stricke und Sandsäcke, die ihn an der Erde festhielten, abschütteln wollte.

Eugen Marcel begrüßte nur flüchtig einige Bekannte und gab den Männern, die an den Fesseln des Ballons herumhantierten, ein Zeichen, ihre Arbeit schnell zu beenden.

Gabriele bemerkte sehr wohl, daß die Blicke der Zuschauer mit neugierigem Staunen an ihr hingen. Neid und Bewunderung las sie in manchen Augen. Welch ein seltenes, angenehmes Gefühl das war, einmal beneidet und nicht immer bemitleidet oder gleichgültig übersehen zu werden! Sie genoß ihren kurzen Triumph. Deutlich drangen die geflüsterten Fragen der Zunächststehenden an ihr Ohr. „Wer mag die junge Frau sein, die Marcel mitnimmt? — Das muß eine große Dame oder eine berühmte Künstlerin sein. — Vielleicht auch nur eine gute Bekannte von ihm —"

Gabriele stieg das Blut heiß ins Gesicht. Aber gleich darauf zuckte ein übermütiges Lachen um ihren Mund. Was gingen sie diese Schwätzer an? In wenigen Sekunden schwebte sie hoch über ihnen dahin und

ließ für eine Zeitlang wenigstens alle Narrheit und Erbärmlichkeit der Erde tief unter sich.

Neugierig wie Schulkinder drängte sich die Menge in Gruppen zusammen und sah mit gespannter Aufmerksamkeit den letzten Vorbereitungen zur Abfahrt zu. Endlich war alles so weit, daß sich der Ballon erheben konnte.

„Steigen Sie ein,“ sagte Marcel zu Gabriele.

Als sie zögerte, weil der Rand der Gondel sehr hoch war, hob er sie mit einem kräftigen Schwung hinein. Dann setzte er sich neben sie und gab das Zeichen. Die Stricke wurden gelöst. Der Motor fing an zu arbeiten. Der Ballon hob sich, als wenn ein Riesenvogel auffliegt, in das transparente Licht, die silbern flimmernde Luft hinauf.

Marcel schwenkte seine Mütze über der Menge, die unten mit rückwärts geworfenen Köpfen dem Luftschiff nachsah. Höher — höher — immer höher stieg der „Strahlende Stern“. Aller Blicke folgten ihm, bis der Ballon im Äther verschwand.

Eugen Marcel hielt die Hand am Steuer. Der Ballon gehorchte anscheinend dem leisesten Druck. Ruhig und gleichmäßig wie ein Schiff im stillen Wasser glitt er westlich. In dem tiefen Schweigen der Luft segelte er zwischen rosigen, violetten und orangefarbenen Tinten der untergehenden Sonne dahin. Sein schneller Flug schien die Atmosphäre zu teilen, wie ein kühner Schwimmer mit kräftigem Arm die Wellen zurückschiebt.

Gabriele saß ruhig, ja bewegungslos in der Gondel und sah hinunter auf die unter ihr fortgleitende Szenerie, deren braungrauer Färbung die scheidenden Sonnenstrahlen goldene Lichttupfen hinzusetzten, bis die herabsinkende Dämmerung ihren grauen Samtmantel dar-

über breitete, zwischen dem nur noch die Laternen der Straßen wie lange Ketten glitzernder Diamanten aufblitzten.

Die feurigen Tinten der Abendsonne verblaßten allmählich.

Der Himmel wurde perlfarben mit einigen rosa durchschossenen Wolken, deren Ränder die scheidende Sonne orangegelb und türkisblau säumte.

Ein Meer von wunderbaren Farbentönen umwogte die beiden Luftschiffer. Ihre Augen tranken die Schönheit.

Gabriele fühlte keinen Schwindel, bis der Ballon, der bisher ruhig und stolz die Luft durchteilte, plötzlich mit unheimlicher Geschwindigkeit weiterglitt.

„Wohin fahren wir?“ fragte sie mit aufzuckender Sorge ihren Begleiter.

„Wohin? Am Ende geraten wir auf irgendeinen bisher unentdeckten Stern — zu den Gefilden der Seligen — vielleicht auch nur bis London.“

„Bis London! — Nein — nein, ich will nicht übers Meer. Ich muß heute abend noch zu Hause sein.“

Er lachte kurz auf. „Meine Gnädige, anhalten lassen und beliebig aussteigen wie bei einem Pariser Fiaker können Sie jetzt nicht. Sie haben sich mir anvertraut und müssen mir die Führung überlassen.“

Ein unheimliches Gefühl beschlich sie. Sein Gesicht sah in dem langsam verblassenden Licht seltsam aus. Seine Augen starrten über sie hinweg ins Weite. „Das sind die Augen eines fanatischen Schwärmers in dem hart ausgearbeiteten Gesicht eines modernen Menschen,“ fuhr es ihr durch den Sinn.

Welch eigenartig widerspruchsvolle Züge! Dieser weiche Mund, das brutale Kinn und dazu diese wunderbaren scharflugenden Augen, die immer über die Erde

fort in Sternenweiten zu spähen schienen — unharmonische Kontraste und doch so rätselvoll anziehend.

„Weil ich Ihnen rückhaltlos vertraute, bin ich mit Ihnen gefahren. Ich hegte die feste Überzeugung, daß Sie mich sicher und rechtzeitig zurückbringen würden,“ sagte sie nach einer Pause vorwurfsvoll.

„Ein großes Erleben, die Entdeckung ungeahnter Möglichkeiten, wunderbare Eindrücke habe ich Ihnen versprochen,“ entgegnete er gelassen. „Das wollten Sie ja auch selbst.“

Er stand auf, um Beobachtungen mit Hilfe verschiedener wissenschaftlichen Instrumente, mit denen der Ballon ausgerüstet war, vorzunehmen. Gabriele atmete erleichtert auf in dem Gedanken, daß er vielleicht eine Landung des Ballons vorbereiten wolle.

„Wir befinden uns etwa sechstausend Meter hoch,“ bemerkte er kalt. „Und wenn das Barometer nicht trügt, werden wir einen herrlichen Mondaufgang erleben.“

Der Ballon raste weiter durch den sich immer mehr verdunkelnden Himmel. Ab und zu tauchte durch die Wolken ein Streifen rasch verschwindenden Landes auf.

Krause Rauchwolken, aufblinkende Lichter zeigten an, wenn sie über eine größere Stadt dahinfuhren.

Gabrieles Herz klopfte heftig. Sie war zwar völlig schwindelfrei, aber trotzdem wünschte sie glühend, sie wüßte, wie der Ballon zu steuern sei, falls eine Gefahr eintreten sollte. Gespannt sah sie zu, wie er an den Instrumenten herumhantierte.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte sie.

„Nein. Bereiten Sie sich aber darauf vor, daß wir heute nacht nicht auf die Erde zurückkehren.“

„Was soll das bedeuten? Ich denke, Sie können steuern, wie Sie wollen?“ rief sie erschrocken.

„Für gewöhnlich ja. Aber jede Regel hat ihre Ausnahme. — Nehmen Sie sich aber besser in acht!“

Sie lehnte sich weit über die Brüstung der Gondel und sah in das unermeßliche Nebelmeer unter ihren Füßen. „Nichts kann ich mehr sehen,“ klagte sie. „Alles ist ein wirbelndes Grau.“

„Jawohl — das Chaos. Unsere große Erde ist nur ein Fleckchen im Weltenraum — weiter nichts. Alle Hindernisse gleiten unter uns weg, alle Schranken sind fortgezogen.“

„Ich muß aber wissen, wo wir sind!“ beharrte sie und trat dicht neben ihn, sich an einem herabhängenden Tau festhaltend.

Er legte den Arm um sie. Gabriele wollte zurückweichen, aber in der schaukelnden Gondel war jede heftige Bewegung nicht ohne Gefahr. Sie hörte das laute Pochen seines Herzens, seinen raschen, stoßweisen Atem, sah die seltsam hellen Augen in dem dunklen, scharfgeschnittenen Gesicht ganz nahe den ihren.

„Wo sind wir?“ wiederholte sie ihre Frage. Wie in Todesangst klammerte sie sich an ihn.

„Das kann ich jetzt beim besten Willen nicht genau sagen. Nur das weiß ich, daß wir beide allein sind — Sie und ich, allein zwischen Himmel und Erde. Tief unter uns liegen Berge, Täler, Schluchten. Wohin wir treiben ist gleichgültig in dieser wunderbaren Unermeßlichkeit.“

„Sehen will ich — sehen!“ stöhnte sie auf.

Er ließ zwei elektrische Lichter aufflammen. Ein wundervoller Anblick! Der große Umfang des Ballons erschien übernatürlich, gewaltig, in einem überirdischen Licht zu strahlen. An dem dunkellila Himmel glänzten leuchtend goldene Sterne. Der Schatten der Gondel und der Taue, an denen sie hing, war wie mit einem

schwarzen Griffel gegen die hellen Wände des Ballons gemalt.

Gabriele sah wie verzaubert auf diese magischen Lichteffekte, bis Marcel die Lichter wieder ausdrehte und die Dunkelheit durch die kurze Helle nur noch dunkler geworden zu sein schien.

„Wie schön das war! Haben Sie sich orientiert, ob wir landen können?“

Er hob die Hand. „Hören Sie!“

Ein dumpfes Murmeln drang zu ihnen herauf. Leise — leise wie ein Chor weinender Kinderstimmen klang es.

„Liegt eine große Stadt unter uns?“ fragte sie beklommen.

„Nein — das ist Wasser. Wir fliegen vermutlich über der Seine.“

Er nahm ihre Hand und deutete nach dem Himmel. Keine Wolke war augenblicklich mehr zu sehen. Die Sterne schienen zu wachsen, wie Sonnenblumen auf dunklem Waldboden schossen sie auf. Tief — tief unten blitzten kleine Lichter wie Glühwürmchen auf und zeigten sekundenlang einen glitzernden Wasserspiegel.

„Die Lichter von Schiffen,“ sagte er. „Soll ich Zeichen geben, daß wir herunter wollen, herunter aus unserer sternenbeschienenen Höhe auf die schmutzige Erde? Soll das das Ende einer Fahrt durch die höchsten Himmelsräume sein?“

Etwas von dem Abscheu, der in seiner Stimme klang, teilte sich ihr unwillkürlich mit, und in diesem Augenblick flutete eine mystische weiße Glorie über den nachtdunklen Himmel. Durch die hochgetürmten Wolkengebirge schob sich der Mond — voll und silberweiß.

Marcel fing an, hastig Ballast auszuwerfen. So-

gleich stieg der Ballon, schneller und immer schneller, bis er wie ein wanderndes Irrlicht durch den mondbeglänzten Himmelsraum dahinschoß.

Marcel legte die Hand leicht aufs Steuer. „So hoch wie wir ist noch kein Mensch geflogen.“ Ein triumphierendes Jauchzen war in seiner Stimme. In seinen Augen glänzte ein verzückter Blick auf. „Ikarus, der der Sonne zuflog, verbrannte seine Flügel. Der Mond ist milder. Wir fliegen in die Frühlingsnacht hinein — dem Mond entgegen. Laß alles Zweifeln, Wägen und Grübeln! Wirf die kindischen Nöte und Bedenken, den ganzen Kleinkram des Lebens von dir, wie ich den unnötigen Ballast! Vergiß, daß du einen kranken, elenden Mann irgendwo in einem Winkel von Paris liegen hast, laß deine Bücher in modrigen Läden verschimmeln! Was liegt daran? Wer fragt danach? Leben — genießen —“

Sie wich, so weit der beschränkte Raum es gestattete, von ihm zurück. Entsetzen lag in ihrem Blick. War sie in die Gewalt eines Wahnsinnigen geraten? Wie hatte sie sich nur blind diesem fremden, waghalsigen Manne anvertrauen können?

„Komm zu mir!“ wiederholte er. „Wir zwei gehören jetzt anderen Welten an —“

Sie stieß einen verzweifelten Schrei aus. Ein Schrei, der in diesem unermeßlichen Raum so schwach klang wie der leise Ruf einer Möwe im Sturm. Ihre Kniee trugen sie nicht mehr. Sie sank auf den Boden der Gondel und verbarg das Gesicht in den Händen.

Trotzdem hörte sie ihn sprechen, ganz deutlich; scharf akzentuiert drang die harte Stimme an ihr Ohr.

„Wie klein Sie sind, Sie schöne Frau mit dem erhabenen Namen — und wie naiv! Glaubten Sie wirklich, ich hätte Sie mitgenommen, um Ihnen einen

hübschen Stoff zu verschaffen? Nein — Sie gefielen mir, Ihr hübsches Gesicht mit den suchenden Augen, dem glückshungrigen Lächeln um den blassen Mund. Ich wollte Sie mir erobern, Sie den engen, kleinlichen Verhältnissen entreißen, in die Sie nicht hineinpassen, nicht hineingehören. Und jetzt benehmen Sie sich so kindisch schwach wie ein kleines Pensionsmädchen!“

„Rühren Sie mich nicht an!“ rief sie außer sich. „Ich liebe meinen armen kranken Mann, der mit Geduld und Heldenmut leidet, der mit so inniger Liebe an mir hängt! Ja, ich liebe ihn — das weiß ich wieder ganz deutlich in dieser Stunde — in dieser unerbittlichen, einsamen Höhe. Mein bescheidenes Leben in dem kleinen Stübchen erscheint mir jetzt wie ein verlorenes Glück. In dieser schauerlichen Einöde zwischen Himmel und Erde sehne ich mich danach mit jedem Puls- und Herzschlag. O Gott — ich konnte über Wiesen laufen, Blumen pflücken, den Kuckuck rufen, die Waldtauben gurren hören, festen Grund und Boden unter den Füßen fühlen — das alles erscheint mir jetzt als größtes — ersehntes Glück!“

„Ein Glück, das Sie vielleicht nie wieder genießen werden!“ versetzte er mit kaltem Hohn. „Sie wollten Neues erschauen. Nun, das werden Sie. Ich könnte den Ballon wieder sinken lassen, allein es interessiert mich jetzt, zu sehen, in welche Höhen er noch hinaufzusteigen vermag. Allein in Ihrer Hand liegt das Ende der Fahrt.“

Trostlos und verzweifelt schüttelte sie den Kopf.

„Wie Sie wollen.“

Er ließ das Steuer fahren und wickelte sich fest in seinen Mantel. Stumm saßen sie nebeneinander. Ein stürmischer Wind setzte ein. Der Ballon flog unglaublich rasch. Der Mond verschwand.

Gabrieles Herz klopfte, sie atmete nur noch mühsam. Diese völlige Dunkelheit hatte etwas unsäglich Beklemmendes. Selbst die Umrisse von Marcels Gestalt vermochte sie nicht mehr zu erkennen. Sie hörte im Sausen des Sturms sein Atmen nicht. Auch wenn sie ihn hätte anrufen mögen, der heulende Wind würde den Laut ihrer Stimme verschlungen haben.

In der sitzenden Stellung wurde ihr das Atmen immer schwerer. Sie tastete nach dem Seil und zog sich daran in die Höhe. Jetzt stand sie aufrecht. Der Wind hatte ihr Haar gelöst, lang hing es um ihre Schultern und ihr totenblasses Gesicht.

Höher, höher, immer höher flog der Ballon mit unheimlicher Geschwindigkeit.

Die Kraft verließ Gabriele. Sie glitt nieder und stützte die eine Hand auf den Rand der Gondel, die andere preßte sie an ihr immer lauter klopfendes Herz. Ihre Gedanken verwirrten sich. Ihre Verzweiflung erlosch allmählich, ihr leidenschaftlicher Wunsch nach Rettung, nach Leben löste sich in apathische Müdigkeit. Sie fühlte nur noch ein dumpfes Weh, wenn sie an ihren einsamen Mann, ihr kleines Heim dachte — und an das große Nichts, in dem nun alles versinken sollte. Ihre weitgeöffneten Augen starrten ins Dunkle, ins Leere hinein.

In ihrer halben Bewußtlosigkeit merkte sie nicht, wie Marcel sich vorsichtig erhob, um ein langsames Fallen zu bewirken.

— — — — — — — — — — — — —

„Wachen Sie auf, Gabriele — der Tag bricht an! Vielleicht wird er unser letzter sein.“

Gabriele fuhr in die Höhe. Ihre halbe Bewußtlosigkeit war schließlich in tiefen Schlaf übergegangen. Sie rieb sich die Augen. Hatte sie wirklich schlafen

können in dieser sturmgepeitschten Nußschale, zwischen Himmel und Erde schwebend?

„Das nenne ich feste Nerven, gnädige Frau,“ fuhr Marcel fort. „Wissen Sie, daß Sie, wenn wir wirklich lebend aus diesen Höhen zur Erde kommen, Sie die ganze Welt zu Ihren Füßen sehen werden? Sie könnten sich der Zeitungsschreiber und Reporter nicht mehr erwehren, Ihr Bild müßte in jedem Journal, an jeder Anschlagsäule prangen.“

„Reden Sie jetzt nicht davon!“ Sie breitete die Arme weit aus: „Licht — Licht! Ich sehe das Licht noch einmal!“ Tränen stürzten aus ihren Augen.

Nebel und Wolkenfetzen umwogten den Ballon. In allen Farben des Regenbogens spielte der kommende Morgen. Wie eine goldene Lanze schoß der erste Sonnenstrahl hervor. Vergißmeinnichtblau war der Himmel über dem Ballon — unten blieb alles noch verhüllt.

Gabriele faßte ihr loses Haar zusammen und lachte — lachte mit Tränen in den Augen der aufgehenden Sonne entgegen.

„Sie sind doch ein wunderbares Weib, Gabriele!“ In seiner Stimme lag eine grollende Bewunderung. „Weder Todesangst noch alle Schauer einer Sturmnacht in dieser eisigen Höhe, die noch kein Mensch erreicht hat, konnten Ihnen eine Bitte, eine Träne entlocken, und angesichts der hoffnungsvollen Morgenröte müssen Sie nun weinen!“

Sie hörte kaum, was er sagte. Ihre Augen waren fest auf das wechselnde Wolkenpanorama gerichtet.

Wie wenn ein Vorhang reißt, so plötzlich teilte sich das graue Gewölk.

Unter ihnen wogte eine silberne Fläche — der Ozean, das weite, tiefe Meer. Von der unendlichen Wasser-

fläche fort sah Gabriele endlich ihrem Begleiter fest und ernst ins Gesicht. „Dies ist also doch das Ende!“ sagte sie feierlich. „Ich habe mit meinem Leben nichts anfangen können, aber mutig und still will ich sterben. Hier haben Sie meine Hand. Ich verzeihe Ihnen nicht nur — nein, ich danke Ihnen, daß ich diese wundersame Nacht erleben — und angesichts der Sonne sterben darf.“

Er gab keine Antwort. Nichts als das Rollen, Wogen und Rauschen der Wellen tönte zu ihnen herauf.

„Da — ganz hinten am Horizont sehe ich ein Segel,“ sagte er endlich ruhig. Seine hellen Augen spähten scharf ins Weite, um seinen Mund zuckte ein halb spöttisches, halb schmerzliches Lächeln. „So lange bis das Schiff heran ist, kann ich den Ballon bis zur Meeresfläche fallen lassen. Sie sind gerettet, Frau Gabriele — und berühmt.“

— — — — — — — — — — — — —

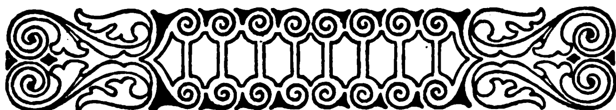
Die Zeitungsverkäufer schrieen die soeben erschienenen Nummern mit heiseren, überschnappenden Stimmen aus. „Wunderbare Errettung des Luftschiffers Marcel und der Schriftstellerin Gabriele Roland! Höchster Ballonaufstieg!“

Das Publikum, das auf den Boulevards spazierte oder auf den schmalen Trottoirstreifen vor den Cafés saß, horchte auf. Die Stühle wurden zurückgestoßen, man umdrängte die Zeitungsverkäufer, man riß ihnen die noch druckfeuchten Blätter aus den Händen, flüchtete eilig damit auf den verlassenen Platz zurück oder überflog noch stehend unter lauten Verwunderungsausrufen, Kopfschütteln und erleichtertem Aufatmen den durch einen dicken schwarzen Strich sofort in die Augen fallenden Bericht. „Rettung Eugen Marcels und seiner Begleiterin Gabriele Roland. Am Nachmittag des

10. Mai unternahm der Aeronaut Eugen Marcel mit einer Dame, der Schriftstellerin Gabriele Roland, eine Probefahrt in seinem lenkbaren Luftschiff, eine Höhenfahrt. Die Fahrt ging anfänglich vorzüglich. Der Ballon gehorchte tadellos dem Steuer des genialen Erfinders. Gegen Abend geriet der Ballon in einer bis jetzt noch von niemand erreichten Höhe von über elftausend Meter in einen so starken Luftwirbel, daß das Steuer versagte. Die Dame verlor zwar zeitweise die Besinnung, aber keinen Augenblick Mut und Geistesgegenwart, auch dann nicht, als die aufgehende Sonne den kühnen Luftschiffern zeigte, daß sie sich über dem Weltmeer befanden und ihr Leben so gut wie verloren war. Der Zufall führte ein Segelschiff herbei. Mit Aufbietung aller Hilfsmittel gelang es Marcel, den Ballon knapp über den Meeresspiegel zu bringen, bis das Schiff so dicht heran war, daß die Leute das im Wasser schleifende Seil fassen, an dem Schiff befestigen und den Ballon nebst Gondel herabziehen konnten. Nach dreitägiger Fahrt landeten Marcel und seine mutige Begleiterin in dem norwegischen Hafen Christiansund. Sie haben sich von den Strapazen der Sturmnacht bereits völlig erholt und gedenken im Laufe der nächsten Tage nach Paris zurückzukehren. Dem wissenschaftlichen Bericht des genialen Aeronauten wird man mit ebensoviel Spannung entgegensehen können, wie den dichterischen Schilderungen der Madame Roland, deren Person, Schicksal und schriftstellerische Werke wohl augenblicklich im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehen dürften."







Neue Erfolge der Nasenchirurgie.

Von Dr. Fr. Parkner.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Ein schönes Gesicht," heißt es in Julius Webers hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen, „ist die beste Empfehlung." Wie wahr dieses Wort ist, wird ein jeder aus seinen eigenen Erfahrungen zu beurteilen wissen. Treten wir zu einem Menschen mit hübschen Gesichtszügen in Beziehung, so sind wir von vornherein für ihn eingenommen, während wir umgekehrt bei einem Menschen mit einem häßlichen Gesicht, auch wenn er sich durch hohe Geistesgaben und Fähigkeiten auszeichnet, immer erst gewisse Widerstände und unangenehme Empfindungen zu überwinden haben.

Nichts aber beeinflußt den Gesichtsschnitt und den Eindruck, den er hervorbringt, mehr als die Nase. Es ist daher auch nicht zufällig, wenn man, wie Topinard, bestimmte Hauptnasenformen als anthropologische Merkmale aufgestellt hat oder, wie Leuchs, aus der Form der Nasen psychologische Rückschlüsse auf den Charakter ihrer Träger zu ziehen versucht hat. Auch der Volkswitz, der von einer Gurke, einem Zinken, einer Kartoffelnase, einer Quetschnase und einer Mopsnase spricht, hat sich nicht ohne Grund gerade

an diesem Gesichtsteil fleißig betätigt. Unter diesen Umständen ist es verständlich, wenn Personen, denen eine unschöne Nase zuteil geworden ist, den sehnlichen



Fig. 1. Nase mit herabhängender Spitze vor der Operation.

Wunsch hegen, von diesem unwillkommenen Geschenk der Natur befreit zu werden.

Die ärztliche Wissenschaft ist nach Kräften bemüht gewesen, diesem Verlangen gerecht zu werden, indem sie sich bestrebte, unschöne Nasenformen durch zweck-

entsprechende Eingriffe zu verändern und zu beseitigen. Im 8. Band des Jahrganges 1897 haben wir bereits das Verfahren des englischen Professors Ray geschildert,



Fig. 2. Nase mit herabhängender Spitze nach der Operation.

der durch die Anlegung eines Klemm- und Druckapparates von außen her die Nase umzuformen unternahm. Da aber die Nase aus einem knöchernen und einem muskulös-knorpeligen Teil besteht, so ist es klar, daß eine Umformung durch Druck nur dann erzielt

werden kann, wenn allein der nachgiebige, muskulös-knorpelige Nasenabschnitt in Betracht kommt.

Einen anderen Weg zur Nasenverbesserung hat die chirurgische Rhinoplastik eingeschlagen. Im besonderen hat sie sich die Aufgabe gestellt, durch Krankheitsprozesse oder Verletzungen verloren gegangene Nasenteile zu ersetzen. Die Operationsmethode dabei ist die, daß ein Hautlappen, der gewöhnlich von der Stirne genommen wird, zum Aufbau des fehlenden Nasenstückes verwendet wird. Auch wenn die Operation durchaus gelingt, so haftet diesem Verfahren doch immerhin der Übelstand an, daß es Narben bedingt. Narben aber, mögen die Wunden noch so gut verheilt sein, wirken niemals ästhetisch.

In neuerer Zeit wird nun eine Nasenbehandlung geübt, die in ihren Erfolgen alle früheren Umformungsversuche weit übertrifft. Der Erfinder und meisterhafte Beherrscher dieser Methode ist der Berliner Chirurg Dr. Jacques Joseph. Auch bei ihr werden, wie bei der älteren Rhinoplastik, blutige Eingriffe vorgenommen, aber nicht von außen her, sondern vom Naseninneren aus.

Die hervorragenden Vorteile dieser Operationsweise für die Patienten liegen auf der Hand. Da die Hautdecke der Nase vollständig unangetastet bleibt, so tritt keine äußere Narbenbildung ein, und infolgedessen macht sich für das Auge keinerlei verunschönendes Merkmal dafür sichtbar, daß an der Nase überhaupt eine Operation vorgenommen worden ist.

Dr. Jacques Joseph nimmt je nach der vorhandenen Nasenform von den Nasenlöchern und ihren kanalartigen Fortsetzungen aus kleine Teile des Knochengerüstes der Nase und ihrer Knorpelwände operativ weg oder fügt sie auch durch Verpflanzung hinzu,

wenn es sich zum Beispiel nötig macht, den eingesunkenen Nasenrücken zu erhöhen. Die Wunden, die hierbei entstehen, sind stets nur geringfügig und verheilen schnell und glatt. Da die Hautdecke an der betreffenden Operationsstelle von innen her immer vorher abgelöst wird, so ist, wie nochmals betont sei, nach ihrem späteren Verwachsen mit der Unterlage äußerlich nicht die geringste Spur von Narbenbildung bemerkbar.

Die Operationsmethode im einzelnen Fall richtet sich danach, welcher Teil der Nase häßlich wirkt und demgemäß durch Richtigstellung, Abtragung oder Verstärkung zum Zweck des gefälligen Aussehens der Nasenform umgestaltet werden muß.

Nehmen wir beispielsweise an, die Nase ist nach links oder rechts beträchtlich schief gestellt. Dann geht der Operateur in folgender Weise vor. Er führt in die Nase einen Bisturi, ein feines Messerchen, dessen bewegliche Klinge mittels eines Ringes oder Schiebers im Griff festgestellt wird, ein, trennt die Muskellage unter der Haut durch und sägt nun mit einer winzigen Säge die knöcherne Nasenwurzel vom Oberkiefer ab. Jetzt genügt ein mäßiger Druck, um die Nase in die richtige mittlere Linie zu bringen. Eine Art Pincenez erhält sie in dieser Lage. Währenddem verwächst die Nasenwurzel wieder mit dem Oberkiefer, und die Nase ist jetzt nicht mehr schief, sondern dauernd gerade gestellt.

Ziemlich einfach ist die Operation bei einer Nase, deren Scheidewand zu tief herabgeht und wobei die Nasenspitze nach unten hängt. Der Operateur nimmt hier aus dem unteren Teil der Scheidewand ein T- oder pilzförmiges Stück heraus. Infolgedessen wird, wenn die Wundränder zusammengewachsen sind, die Nase verkürzt, und ihre Spitze richtet sich in die Höhe (Fig. 1 und 2).

Umständlicher ist die Operation bei den sogenannten Höckernasen, bei denen man die Adlernase (Fig. 3 und 4), die Habichtsnase (Fig. 5 und 6), die eigentliche Höcker-



Fig. 3. Adlernase vor der Operation.

nase (Fig. 7 und 8) und die Hakennase (Fig. 9 und 10) unterscheidet. Zunächst wird der Bisturi in eines der Nasenlöcher eingeführt und die Muskelschicht nahe beim triangulären Knorpel durchschnitten. Darauf wird

die Haut über dem Höcker in der ganzen Ausdehnung abgelöst und abgehoben. Nun wird die höckerige Erhebung selbst mit der Säge abgetragen. Erstreckt sich



Fig. 4. Adlernase nach der Operation.

der Höcker auch über den quadrangulären Knorpel, so wird auch dieser eingeebnet. Die abgetrennten Stücke werden mit der Pinzette herausgezogen. Alles übrige besorgt der natürliche Heilungsverlauf. Die

Haut legt sich auf das Nasengerüst, wächst auf ihm an, und so ist die Höckernase in eine gerade verwandelt. Auch die Verkürzung einer zu langen Nase gehört



Fig. 5. Habichtsnase vor der Operation.

heute nicht mehr zu den Unmöglichkeiten. Allerdings ist hier der Operationsgang verwickelter. Nach Einschneidung der Nasenflügel in der Weise, wie es die gewünschte Form erfordert, löst der Operateur auf

beiden Seiten aus den mittleren Partien der knorpeligen Nasenflügel Streifen heraus und zuweilen auch, wenn es die Umstände verlangen, ein Stück aus dem



Fig. 6. Habichtsnase nach der Operation.

Scheidenwandknorpel. Der weitere Hergang ist derselbe wie früher. Die Haut legt sich auf die verkürzte Unterlage, verwächst mit ihr und paßt sich dementsprechend den neuen Umrissen an.

Mitunter werden an die Geschicklichkeit des Operateurs recht hohe Anforderungen gestellt. So erschien unlängst bei Dr. Jacques Joseph ein Patient mit



Fig. 7. Höckernase vor der Operation.

einer derartig unförmigen Nase, wie sie selbst diesem erfahrenen Fachmann noch nicht vorgekommen war. Es handelte sich hierbei um eine ganz ungewöhnliche Entwicklung der Knorpelteile. Zur Verschmälerung dieser Riesennase war daher eine Abtragung der Knorpelschichten nötig. Zuerst wurde dieser Eingriff an dem

vorderen Teil des Nasengerüstes und darauf an dem übrigen Knorpel vorgenommen. Hierdurch erfolgte die Verdünnung der Nase, worauf zuletzt noch im



Fig. 8. Höckernase nach der Operation.

Naseninnern einige Nähte angelegt wurden, um den verbleibenden Rest der Nase zusammenzuhalten.

Höchst interessant ist die Operation, wenn es gilt, bei einer Sattelnase den eingefallenen Nasenrücken zu erhöhen. Früher wußte man für einen derartigen Schönheitsfehler keine Abhilfe, aber Dr. Jacques

Joseph ist es gelungen, auch hier Rat zu schaffen. Soll der Rücken einer Sattelnase erhöht werden, so geht der Arzt zuerst mit dem Bisturi in ein Nasenloch



Fig. 9. Hakennase vor der Operation.

hinein, durchbohrt die Muskelschicht an der oberen Grenze des Nasenflügelknorpels und trennt die Haut von dem darunter liegenden Zellengewebe von der Nasenspitze her nach der Stirn hin in einer Länge

von 12 bis 13 Millimeter ab. Dann entnimmt er der Vorderfläche des Schienbeins, also einem der Unterschenkelknochen, ein kahnförmiges Knochenstück von



Fig. 10. Hakennase nach der Operation.

45 Millimeter Länge, 10 Millimeter Breite und 6 Millimeter Stärke, ohne dessen Knochenhaut zu beschädigen, führt das Stück in das Nasenloch ein und verpflanzt es in die entsprechend zugerichtete Aus-

höhlung des Sattelnasenrückens. Die Knochen verschmelzen miteinander, und in einiger Zeit sind die Wunden in der Nase und am Bein geheilt. Damit ist die Einsenkung in der Sattelnase ausgeglichen. Das Ergänzungsknochenstück braucht übrigens nicht unbedingt dem Schienbein entnommen zu werden, sondern kann an einer beliebigen Stelle ausgemeißelt werden.

Die Operationen sind durchaus nicht, wie es scheinen könnte, mit sehr erheblichen Beschwerden für die Patienten verbunden. Diese werden übrigens nicht narkotisiert, sondern das Operationsfeld wird nur örtlich durch Kokain und ähnliche Anästhetika für den Schmerz unempfindlich gemacht. Infolgedessen merken zwar die Patienten, daß sie operiert werden, aber die Schmerzempfindung fällt fast ganz aus.

Dr. Jacques Joseph hat schon mehrere hundert Nasenoperationen nach seiner Methode erfolgreich ausgeführt. Stets aber hat er dabei das Ziel im Auge, daß nicht nur die bisherige Unschönheit behoben wird, sondern die neue Nasenform auch mit dem Gesamtcharakter des Gesichtes möglichst übereinstimmt.





Die Tintorera.

Erzählung von Wilhelm Hille.

(Nachdruck verboten.)

„Zu ärgerlich," sagte eines Tages mein Chef, der Inhaber einer großen Lissaboner Exportfirma, und gab mir einen Brief. „Da schreibt mir der Benito, den wir nach Lima geschickt hatten, um die Abschlüsse in Chinarinde zu machen, er sei in Pernambuco am gelben Fieber erkrankt und könne die Reise nicht fortsetzen. Was machen wir nun?"

Ich las den Brief durch und gab ihn meinem Chef zurück.

„Wollen Sie?" fuhr mein Chef fort.

„Warum nicht?"

„Sie müssen aber mit dem nächsten Dampfer fahren — das ist übermorgen. Können Sie das?"

Ich erklärte mich sofort bereit. Ich bin stets für mein Leben gern gereist. Wenn man mir die Mittel zur Verfügung stellte, würde ich nötigenfalls eine Expedition auf den Mond unternehmen, geschweige denn so einen kleinen Abstecher nach Lima.

Herr Miguel de Casillas, mein hochverehrter Chef, gab mir seine Aufträge, und ich reiste ab.

Ich erinnere mich nicht mehr daran, ob sich auf dieser Reise irgend etwas Erwähnenswertes zugetragen hat. Nur das weiß ich noch, daß ich während der Tage, die wir brauchten, um die Magalhãesstraße zu durchlaufen, von der Seekrankheit aufs übelste mitgenommen in

meiner Koje lag und mir das Gelübde ablegte, auf einem anderen Wege, wie es einst die Weisen aus dem Morgenlande machten, in mein Land zurückzukehren, falls ich davonkommen sollte.

Die Magalhãesstraße ist wirklich mindestens ebenso schlecht wie ihr Ruf: die plötzlich hervorbrechenden heftigen Stürme, welche große Ähnlichkeit mit der auf dem Adriatischen Meere wütenden Bora haben, und die das eben noch ruhige Gewässer in einem Augenblick zu Bergen von Schaum und Gischt aufwühlen, die verräterischen kalten Nebel, die sich wie ein Mantel von Mutlosigkeit und Verzweiflung um das Herz legen — ich glaube, wenn der Panamakanal erst fertig ist, wird es keinem Hering mehr einfallen, diese entsetzliche Straße zu benützen.

Nun, wir kamen endlich doch glücklich durch, landeten eine Woche später in Valparaiso und nach weiteren vierzehn Tagen in Lima, der Hauptstadt Perus, oder richtiger in Callao, dem Hafen von Lima. Denn Lima selbst liegt etwa zwanzig Kilometer weiter landeinwärts und ist mit Callao durch eine sehr schöne breite Kunststraße, sowie mit einer Eisenbahn verbunden.

Meine geschäftlichen Angelegenheiten liefen wider Erwarten glatt ab. Es gelang mir, mit allen Firmen, die ich aufsuchte, bedeutende Abschlüsse zu günstigen Bedingungen zu erzielen, und als ich mich acht Tage in der Stadt aufgehalten hatte, war ich in der Lage, meinem Chef zu kabeln, daß uns die diesjährige Ernte an Chinarinde mindestens fünfzigtausend Milreis einbringen würde. Da ich so unbescheiden war, mir einzubilden, daß ein guter Teil dieses Erfolges meiner eigenen Geschäftstüchtigkeit zuzuschreiben sei, so wagte ich es, am Schlusse meines Telegrammes anzufragen, ob er gestatte, daß ich die Rückreise über San Franzisko

und New York machen dürfe. Die Reise kam nicht teurer, dauerte aber fast vierzehn Tage länger, da die Verbindung zwischen Lima und San Franzisko etwas im argen lag. Vierundzwanzig Stunden, nachdem ich mein Kabeltelegramm aufgegeben, kam die Antwort: dreimonatlicher Urlaub und eine Extragratifikation von fünfhundert Milreis.

Ich war entzückt über diese Noblesse meines Chefs, die ich übrigens erwartet hatte. Herr Miguel de Casillas war dafür bekannt, daß er sich nicht lumpen ließ, wenn man seiner Firma genützt hatte. Mein Plan war sofort gefaßt. Ich wollte in möglichster Eile fort von Lima, wo ich nun nichts mehr zu tun hatte, und meinen Bruder aufsuchen, der in der Gegend von Chicago eine große Farm besaß. Wir hatten uns seit unserer Kindheit nicht mehr gesehen und uns schon öfter brieflich versprochen, uns zu treffen, sobald wir uns einmal durch Zufall beide auf derselben Seite des Atlantischen Ozeans befinden sollten. Dort wollte ich meinen Urlaub verbringen, meiner Erholung leben und alte Erinnerungen auffrischen.

Die Verbindung zwischen Lima und San Franzisko lag wie gesagt etwas im argen. Ich fragte den Wirt des kleinen französischen Hotels, in dem ich mich niedergelassen hatte, um seinen Rat.

„Das ist nicht so einfach," meinte er. „Sie müßten den Passagierdampfer nach Guajaquil benützen, der alle vierzehn Tage fährt. Da er aber vorgestern abgegangen ist, so müssen Sie noch zwölf Tage warten. Von Guajaquil geht, soviel ich weiß, eine direkte Linie nach San Franzisko, aber Sie würden wahrscheinlich dort weitere acht Tage liegen müssen. Und außerdem ist kein rechter Verlaß auf diese Schiffe. Es kommt vor, daß sie überhaupt ausbleiben. Die Pünktlichkeit des

Norddeutschen Lloyd dürfen Sie hier in Südamerika überhaupt nicht erwarten. Besser wird es schon sein, Sie fahren nach Callao und sehen zu, ob sich eine direkte Fahrgelegenheit bietet. Vielleicht erwischen Sie eine Bark, die Sie mitnimmt. Es kommen oft welche durch, die auf der Reise von Valparaiso nach Frisko in Callao anlegen. Allerdings —"

„Allerdings?"

„Dürfen Sie keine großen Ansprüche auf Bequemlichkeit machen. Die Gesellschaft ist auf diesen Barkschiffen immer eine sehr gemischte, und in betreff der Beköstigung würde ich jedenfalls raten, mit dem Kapitän sehr genaue Vereinbarungen zu treffen. Sie können sonst nicht sicher sein, ob man Ihnen auf der ganzen Reise etwas anderes vorsetzt als Reis und Bananen."

Trotz dieser Aussicht, möglicherweise eine vegetarische Hungerkur durchmachen zu müssen, gefiel mir der Vorschlag meines Wirtes. Ich fuhr am anderen Tage nach Callao, um Erkundigungen einzuziehen, und hörte zu meinem großen Vergnügen, daß vor einigen Stunden eine kleine spanische Goelette angekommen sei, die schon morgen nach Frisko weiter wolle. Ich machte mich auf die Suche nach dem Kapitän und traf ihn in einer jener schmutzigen Matrosenherbergen, an denen in Callao so wenig Mangel ist wie in irgend einem anderen Hafen der Welt. Er nannte sich Antonio Perez, war Katalonier und zugleich Kapitän und Eigentümer des „Pedro Mari". Nachdem wir eine Viertelstunde um den Preis gefeilscht hatten, wobei ich mir den Rat meines Wirtes betreffs der Beköstigung zunutze machte, einigten wir uns auf eine Summe, die, verglichen mit dem, was ich auf den regelmäßigen Dampfern hätte erlegen müssen, sehr geringfügig zu nennen war.

„Wenn Sie Ihr Gepäck hier haben," meinte Don

Antonio, „so können Sie gleich heute abend mit mir zusammen an Bord gehen. Sonst schicke ich Ihnen morgen früh den José mit unserer kleinen Piroge. Er ist ein zuverlässiger Mann, Sie können ihm Ihr kostbares Leben ruhig anvertrauen.“

Da mein Gepäck noch in Lima war, und ich auch meine Hotelrechnung noch begleichen mußte, so erklärte ich ihm, erst morgen kommen zu wollen. Wir verabschiedeten uns, und Don Antonio stieg in seine Dampfpinasse, die von einem Chinesen bedient wurde.

„Übrigens,“ fragte ich noch, „wo ist denn der ‚Pedro Mari‘?“

„Der liegt ziemlich weit draußen, in der Außenreede. Hätte ich ihn hier hereingebracht, so hätte ich morgen ohne Matrosen weiterreisen können. Auf die Kerle ist eben gar zu wenig Verlaß. Sie desertieren, wo sie können, und es hält schwer, neue zu finden. Von da draußen herüberzuschwimmen getrauen sie sich natürlich nicht wegen der Haifische, von denen es hier wimmelt. Na, Sie werden schon selber sehen morgen. José kann Ihnen davon erzählen. Aber Sie brauchen keine Furcht zu haben, José weiß mit ihnen fertig zu werden.“

Er grüßte lachend, während die Pinasse sich entfernte.

Am anderen Morgen, zur verabredeten Zeit, stand ich am Bollwerk, meinen großen Lederkoffer neben mir, und wartete. In einiger Entfernung sah ich einen Baumstamm, der im Wasser schwamm und gerade auf mich zutrieb. Als er dicht vor mir war, bemerkte ich erst den Mann, der in dem ausgehöhlten Raume saß und mit kleinen dünnen Rudern, die man, wie es schien, über dem Knie zerbrechen konnte, das sonderbare Fahrzeug lenkte. Vor meinen Füßen legte er an und lud mich durch eine Bewegung ein, hereinzuspringen.

Das war also die „Piroge“, von der Don Antonio

gesprochen hatte. Ich betrachtete zaudernd das dürftige Ding, das mir sehr wenig vertrauenswürdig zu sein schien. Dann aber, als ich den spöttischen Ausdruck im Gesicht meines Fährmannes wahrnahm, schämte ich mich meiner Furcht, reichte ihm den Lederkoffer und sprang hinein. Ich streckte die Beine lang auf dem Boden aus und lehnte mich mit dem Oberkörper gegen den Koffer. José, am anderen Ende mit übereinandergeschlagenen Beinen hockend, tauchte abwechselnd das eine und das andere Ruder in die grünen Fluten. Langsam entfernten wir uns vom Ufer.

Ich sah mir jetzt den Mann genauer an. Der Gesichtsfarbe nach schien er ein Mestize, der Sohn eines Indianers und einer Weißen, zu sein. Er machte mit seinen rohen Zügen und den lebhaft funkelnden schwarzen Augen einen geradezu halbwilden Eindruck. Die aufgeworfenen Lippen, hinter denen gelegentlich große, spitze, vom Betelkauen geschwärzte Zähne hervorsahen, paßten eigentlich wenig zu der Bezeichnung „zuverlässiger Mann“, die Don Antonio ihm gegeben hatte.

Als ich mit der Prüfung meines Gegenübers fertig war, richtete ich mich etwas auf, um den Hafen zu betrachten. Dabei machte ich zwei äußerst unangenehme Entdeckungen. Die erste war, daß unser Boot bei der geringsten Bewegung in ein so bedenkliches Schwanken geriet, daß es umzuschlagen drohte. Ich glaube, wenn es mir oder meinem Gefährten eingefallen wäre, kräftig zu niesen, so wären wir gescheitert. Was ein Scheitern in diesen Gewässern aber bedeutete, darüber belehrte mich meine zweite Entdeckung. In einer Entfernung von kaum fünf Meter folgten uns zwei große, dunkle Schatten, einer zur Rechten, einer zur Linken, schweigend, erwartungsvoll. Es waren Haifische; wer die Wasser-

oberfläche auch nur berührte, wäre sofort von ihnen zerrissen worden.

Innerlich den sträflichen Leichtsinn meines Kapitäns verwünschend, der mich auf diese noble Weise einholen ließ, lehnte ich mich wieder zurück und wagte kaum zu atmen. Der Angstschweiß brach mir aus allen Poren, und ich hätte jetzt gern auf die Beförderung durch den „Pedro Mari“ überhaupt verzichtet.

Mein Gefährte schien die Gefahr, in der wir schwebten, nicht zu empfinden. Mit der Regelmäßigkeit eines gutgehenden Uhrwerks tauchte er seine Ruder ein und sang dabei Lieder in einer mir unverständlichen Mundart.

Ich zog eine Rumflasche, mit der ich mich vorgesehen hatte, aus der Rocktasche und nahm einen Schluck. Die Aufmerksamkeit, die José dieser Flasche widmete, bestimmte mich, sie ihm ebenfalls zu reichen. Ich war ja auf seinen guten Willen angewiesen und mußte trachten, ihn bei guter Laune zu erhalten. Er nickte würdevoll mit dem Kopfe, hielt einen Augenblick mit Rudern inne und goß fast den ganzen Inhalt der Flasche in seine Kehle. An dem fieberhaften Glanze seiner Augen, den schneller und hastiger werdenden Ruderstößen erkannte ich bald, daß ich einen großen Fehler begangen hatte.

Ich warf die Flasche ins Wasser. Da tauchte plötzlich dicht neben unserem Boot ein Rachen auf, der mehr mit spitzen Pfählen als mit Zähnen eingerahmt schien. Ich schrie vor Schrecken laut auf. Der Mestize wies mit der Hand lachend auf die Bestie und sagte in gutem Spanisch: „Das ist eine Tintorera, Señor. Wissen Sie, was das ist?“

Ich schüttelte den Kopf, denn reden konnte ich nicht.

„Die Tintorera, Señor, ist der König unter den Haifischen. Die anderen warten geduldig darauf, was

ihnen ins Maul gerät, die Tintorera aber macht Jagd auf alles. Besonders hat sie es auf den Menschen abgesehen. Glauben Sie wohl, daß diese hier, wenn es dunkel wäre, unsere Piroge sofort anrennen würde, um sie umzuwerfen? Bei lichtem Tage wagen die Bestien das nicht, aber in der Nacht werden sie dreist."

Ich dankte für die Belehrung und pries meinen Schöpfer, daß uns die Sonne fast senkrecht über dem Kopfe brannte. Dann fragte ich ihn, wie lange wir noch bis zum Schiffe zu fahren hätten.

„Eine halbe Stunde etwa, Señor. Sie fürchten sich doch nicht etwa vor den Fischen?"

„Nun," sagte ich etwas verlegen, „Sie müssen doch selber zugeben, daß ein solcher Haifischrachen gerade keine angenehme Nachbarschaft ist."

José lachte. „Was die gewöhnlichen Haie anbetrifft, so mache ich mir nichts aus ihnen. Ich bin schon über hundert von ihnen im Wasser begegnet. Sie reißen aus, wenn ich sie nur ansehe."

„Im Wasser begegnet? Wohl in einem Boote?"

„Nein, im Wasser selbst. Die Sache ist nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Wenn man die Bestien kennt und geräuschlos zu schwimmen versteht, so lassen sie sich leicht überrumpeln. Sie können schlecht sehen. Außerdem müssen sie sich bekanntlich auf den Rücken legen, wenn sie ihre Beute fassen wollen. Man nähert sich ihnen leise und paßt den Augenblick ab, wo sie sich umdrehen. Dann reißt man ihnen mit einem Dolche den Bauch auf, wobei man sich nur in acht nehmen muß, daß man nicht von ihrem Schwanze getroffen wird, wenn sie um sich schlagen. Mit der Tintorera freilich ist nicht zu spaßen. Die hat Verstand wie ein Mensch, Señor."

Gleichsam um den letzten Satz Josés zu bestätigen,

tauchte wieder der häßliche Kopf der Tintorera vor uns auf. Das Untier warf uns einen Blick zu, der zu sagen schien: „Ich warte auf euch.“ Schaudernd schloß ich die Augen.

José sandte der Bestie mit seinem Ruder einen Wasserstrahl zu, worauf sie wieder verschwand.

„Ja, Señor,“ fuhr er dann fort, „eine Tintorera besiegt zu haben, können sich nur wenige rühmen. Ich habe zwei von ihnen getötet.“

Er legte plötzlich die Ruder vor sich auf die Kniee und entledigte sich seines blauleinenen Kittels, so daß sein Oberkörper bis an die Hüften entblößt war.

„Sehen Sie das hier?“ fragte er mich und deutete auf seine Brust, auf der dicht untereinander zwei blaue Fische eintätowiert waren. Neben diesen beiden Symbolen sah man einige Buchstaben, deren Sinn ich nicht deuten konnte.

„Was bedeuten diese Buchstaben?“ fragte ich ihn.

„Das neben dem oberen Fische heißt capataz, und das heißt soviel wie Aufseher. Haben Sie einmal etwas von der Insel Cerralbo gehört, Señor?“

Ich verneinte.

„Wir werden an ihr vorüberkommen auf der Fahrt nach Frisko. Ich werde sie Ihnen zeigen. Es ist meine Heimat. Bei Cerralbo sind große Perlmuschelbänke, die sich fast um die ganze Insel herumziehen. Eine Viertelstunde entfernt von ihr liegt die etwas größere Insel Espiritu Santo. Die Perlenfischer von Espiritu Santo wohnen während der Sommermonate, wo die Fischerei in Betrieb ist, alle auf Cerralbo. Die Perlmuschelbänke gehören der Regierung, und wir Taucher erhalten einen gewissen Ertrag von der Ausbeute. Wir fahren in Booten an die Bänke heran, gehen den Tag wohl zwanzig- oder dreißigmal ins Wasser und

liefern am Abend die gefundenen Perlen in Cerralbo ab. Natürlich wird dabei manche Perle unterschlagen. Daher wird jeder Abteilung von zehn Tauchern ein Aufseher beigegeben, der sie überwacht und der auch darauf achten muß, daß sie nicht während der Arbeit von der Tintorera überfallen werden. Denn die anderen Haifische, Señor, sind dem Perlenfischer, der ihre Gewohnheiten kennt, nicht gefährlich. Das Wörtchen da neben dem blauen Fische bedeutet, daß ich ein solcher capataz bin, und das kann nur der werden, der eine Tintorera besiegt hat. Verstehen Sie nun?"

Ich nickte. „Und wie haben Sie es angefangen, die Tintorera zu töten?"

„Sie hatte bereits zwei von uns zerrissen. Ich nahm mein Boot, ruderte eine ganze Nacht hinter ihr her und ließ sie nicht aus den Augen. Gegen Sonnenaufgang werden sie müde und träge. Als ich sah, daß sie sich auf die Seite gelegt hatte, um zu ruhen, schwamm ich leise auf sie zu und riß ihr mit meinem Dolche den Leib auf. Dann schlang ich ihr ein Tau um den Kopf und zog sie hinter dem Boote her nach Cerralbo. Am anderen Tage wurde ich zum Aufseher ernannt."

„Und was bedeuten der Anker da unten neben dem zweiten Fische und die Buchstaben um ihn herum?"

Ein breites Lachen entblößte das Raubtiergebiß des Mestizen. „Können Sie es nicht lesen? Das Wort heißt amigo, und der Anker bedeutet bei uns die Freundschaft. Wenn Sie wissen wollen, wie das mit der Tintorera zusammenhängt, so kommen Sie einmal nach Espiritu Santo und fragen Sie den Alkalden danach, der mir das Ding selber eingeätzt hat. Er wird Ihnen sagen, daß ich die Tintorera getötet habe, um einen guten Freund zu retten. — He!" brüllte er

plötzlich und gab dem Boot einen Stoß, daß wir einige Meter weiter flogen.

Die Tintorera war so dicht hinter uns aufgetaucht, daß ihr Rachen kaum noch um Ruderlänge von uns entfernt war.

„Um Gottes willen vorwärts!“ rief ich.

José schüttelte den Kopf. „Das wäre das Verkehrteste, was wir tun könnten, Señor. Wenn sie uns fliehen sähe, würde sie uns mit einigen Schwanzschlägen einholen und anrennen. Wir wollen es lieber umgekehrt machen und sie ein wenig vor uns herjagen.“

Er stemmte beide Ruder ins Wasser und steuerte dem Ungeheuer direkt entgegen. Bebend sah ich dem Ausgange dieses gefährlichen Manövers entgegen. Aber es zeigte sich alsbald, daß José richtig gerechnet hatte. Sowie der Hai die Veränderung unserer Fahrlinie bemerkte, verschwand er, und an den leichten Bewegungen an der Meeresoberfläche konnten wir erkennen, daß er sich mit großer Eile entfernte.

Wir nahmen nun die Richtung nach dem „Pedro Mari“ wieder auf und sahen einige Minuten später den Hai in einer Entfernung von mindestens hundert Meter wieder auftauchen.

Das Bewußtsein, die gefährliche Nähe der Tintorera losgeworden zu sein und unter dem Schutze eines so kundigen Führers zu stehen, hatte mich dermaßen ermutigt, daß ich mir eine Havanna anzündete und zu rauchen begann. Dann bot ich dem Mestizen die Zigarrentasche dar.

Er nahm sich zwei Zigarren heraus, und während er eine davon in Brand setzte, sagte er: „Wenn Ihnen die Nähe der Tintorera nicht gefällt, so bin ich gern bereit, Sie davon zu befreien. Geben Sie mir noch eine Flasche von Ihrem ausgezeichneten

Rum, und ich werde so viel Haie abschlachten, wie Sie wollen."

„Hören Sie," antwortete ich, „da in meinem Koffer habe ich noch eine Flasche. Sie soll Ihnen gehören, sobald wir am Bord unseres Schiffes sind. Mit der Tintorera mögen Sie es alsdann halten, wie Sie wollen. Erzählen Sie mir jetzt lieber die Geschichte mit dem guten Freunde, dem zuliebe Sie die zweite Tintorera getötet haben."

Er lachte. „Ach, Sie meinen den lustigen Fernando, der immer so drollige Lieder sang? War ein Landsmann von Ihnen, Herr. Jetzt singt er keine drolligen Lieder mehr. Er verstand sich nicht so gut auf die Tintorera wie ich."

„Ich denke, Sie haben ihn gerettet?"

„Nicht ganz. Hören Sie zu, ich will Ihnen sagen, wie sich die Sache zutrug. Der Alkalde ist ein Esel, sonst hätte er mir eher etwas anderes als den Anker da vorn eingebrannt. Fernando, nun ja — ich mochte ihn ganz gern leiden. Er verstand geschickt zu tauchen. Wir begegneten uns überall, am Waschtroge, wo die Perlmuscheln ausgespült werden, im Boote, unter dem Wasser bei den Felsenriffen. Wenn zwei Pferde monatelang in demselben Stalle gestanden, aus derselben Krippe gefressen haben, werden sie schließlich gute Freunde. Eines Tages rissen wir an derselben Stelle der Bank Muscheln ab, als ich ihn eine hastige Bewegung machen und etwas in den Mund stecken sah. Ich war damals noch nicht Aufseher, aber ich wußte wohl, was das zu bedeuten hatte. Als wir wieder an die Oberfläche gekommen waren und Luft geschöpft hatten, sagte ich zu ihm: ‚Komm heute abend zu mir in meine Hütte, wenn du die Perle verdaut hast. Ich möchte sie auch sehen.'

Ich merkte wohl, daß es ihm nicht lieb war, daß ich ihn ertappt hatte. Aber er machte gute Miene zum bösen Spiele. Er durfte es nicht mit mir verderben. Denn wenn ich zum Aufseher gegangen wäre und die Unterschlagung gemeldet hätte, wäre ihm die Erlaubnis zum Tauchen entzogen worden. Am Abend sah ich mir die Perle an; sie war nicht besonders groß, aber von seltener Reinheit. Ich schätzte sie auf mindestens fünfzig Piaster.

Fernando schlug mir vor, die Perle zu verkaufen und den Erlös zu teilen.

‚Die Perle ist dein,' sagte ich zu ihm. ‚Ich will nichts davon. Wir sind doch Freunde. Von einem Freunde läßt man sich sein Schweigen nicht bezahlen.'

Er war sehr erfreut über meinen Edelmut und schwor, sich mir demnächst erkenntlich dafür zu zeigen. Wissen Sie, worin seine Erkenntlichkeit bestand?"

„Natürlich nicht."

„Auf Espiritu Santo wohnte damals Nicolesa mit ihrer Mutter. Das Mädchen war ganz nach meinem Geschmack. Ich liebte es, und da ich ihr häufig Perlen brachte, war auch die Alte mit meinen Besuchen einverstanden. Sobald unsere Tagesarbeit beendigt war und jeder dachte, daß ich in meiner kleinen Hütte auf Cerralbo schlafe, schlich ich mich ans Ufer und schwamm nach Espiritu Santo hinüber. Ich verbrachte die Abendstunden bei meinem Schatz und kam erst nach Mitternacht zurück, ohne daß es jemand bemerkte. Nach einigen Wochen aber kam es mir vor, als wenn Nicolesa mich kälter als gewöhnlich aufnähme. Vergebens zerbrach ich mir den Kopf darüber, was die Ursache dieser Sinnesänderung sein könnte. Am folgenden Sonntag, als ich sie mit ihrer Mutter aus der Messe nach Hause gehen sah, wurde mir alles klar. Sonst

pflegte sie bei feierlichen Gelegenheiten die Perlen, die ich ihr geschenkt hatte, in einer Schnur um den Hals zu tragen. Diesmal glänzte an ihrem Busentuch eine einzige, wunderbar helle Perle. Ich erkannte sie auf den ersten Blick wieder, es war die Perle, die Fernando hatte verkaufen wollen. Seine Erkenntlichkeit hatte also darin bestanden, daß er mir mit der Perle das Herz Nicolesas gestohlen hatte."

Der Mestize fletschte die Zähne im Andenken an die erlittene Demütigung. Mich begann seine Geschichte zu interessieren.

„Einige Wochen später," fuhr José nach einer Pause fort, „tötete ich die erste Tintorera und wurde dann Aufseher. Er konnte nun keine Perlen mehr unterschlagen und der Nicolesa schenken. Ich beobachtete ihn scharf, und er merkte das bald. Von da an gingen wir uns nach Möglichkeit aus dem Wege."

„Und was ist es mit der zweiten Tintorera? Ich denke, Sie haben sie getötet, um Ihren Freund zu retten?"

Ein sonderbares Lächeln huschte über das Gesicht meines Fährmanns. „Sagte ich Ihnen nicht, daß der Alkalde ein Esel sei? Ich will es Ihnen erzählen. Ihre Zigarren sind gut, und Sie haben mir noch eine Flasche Rum versprochen."

„Ich werde mein Versprechen halten, sobald wir an Bord sind," sagte ich. „Fahren Sie nur in Ihrer Geschichte fort."

„Also hören Sie! Als sich die Fischerei auf Cerralbo ihrem Ende näherte, was etwa im Oktober geschieht, wenn die Regenzeit einsetzt, fuhr ich eines Abends mit meinem Boote nach Espiritu Santo — nicht Nicolesas wegen, denn um das Mädchen hatte ich mich seit jener Entdeckung nicht mehr gekümmert, sondern um einige Geschäfte mit den Perlenhändlern abzumachen. Nach-

dem ich alles erledigt hatte, kehrte ich gegen Mitternacht zurück. Der Himmel war bedeckt, ein Gewitter schien im Anzuge zu sein. Als ich beinahe wieder bei Cerralbo war, sah ich unweit der Stelle, wo ich zu landen beabsichtigte, einen Menschen sich ins Meer stürzen. An der kraftvollen Art seiner Stöße, die ihn schnell in meine Nähe brachten, glaubte ich zu erraten, wer es war. Es gab nur einen einzigen auf Cerralbo, der sich im Schwimmen einigermaßen mit mir messen konnte. Ich trieb mein Boot mit einigen geräuschlosen Ruderschlägen zur Seite, um nicht gesehen zu werden, und bemerkte, als er an mir vorbeischwamm, daß er genau den Weg nahm, der mir nur zu wohl bekannt war. Die Erinnerung an Nicolesa krampfte mein Herz zusammen. Ein namenloser Haß gegen den Elenden, der sie mir gestohlen, stieg in mir auf. Einen Augenblick dachte ich daran, ihm nachzufahren. Ich tastete nach meinem Dolche, bemerkte aber, daß ich ihn nicht bei mir hatte. Da kam mir ein anderer Gedanke. Was wollen Sie, Señor? Man ist seiner nicht immer mächtig. Ich fuhr ans Land, schlich nach meiner Hütte, holte meinen Dolch, und nachdem ich ihn sorgfältig geschärft hatte, ging ich wieder zu meinem Boote. Ich wollte ihm auflauern, wenn er von Cerralbo zurückkäme.

Inzwischen hatte sich das Gewitter genähert, das bereits seit einer Stunde drohend am Himmel gehangen hatte. Der Sturmwind begann sich zu erheben; die Wogen leuchteten durch die Finsternis und spritzten in feurigen Funken an den Riffen und Klippen empor. Ihr Gebrüll vermengte sich mit dem Geheul der Seehunde zu einem wüsten Konzert, in dem nur der Inselbewohner, der diese Musik von der Wiege her kennt, die einzelnen Stimmen unterscheiden kann.

Mehrere Stunden lag ich regungslos in meinem

Boote und wartete. Es regnete in Strömen; ich bemerkte es kaum, daß mir das Wasser am Leibe herunterlief, so war ich von dem Gedanken an Rache beherrscht. Plötzlich vernahm ich in dem verworrenen Getöse, das mich umgab, einen Ton wie den Ruf eines Menschen aus weiter Ferne. Erst glaubte ich mich verhört zu haben, bald aber erkannte ich, daß kein Zweifel möglich sei. Es war ein Schrei der höchsten Angst. War das Fernando? Und wenn er es war, warum dieses Geschrei? Ich wußte, daß er Mut hatte und daß er sich vor einem gewöhnlichen Hai ebensowenig fürchtete wie ich. Unwillkürlich schauderte ich. So schnell ich konnte, machte ich mein Boot flott und ruderte nach der Stelle hin, von der das Geschrei kam. Die Nacht war so dunkel, daß ich nichts erkennen konnte. Plötzlich hörte ich kaum zwanzig Meter von mir entfernt einen lauten Ruf.

‚Um Gottes willen schnell, ehe es zu spät ist!‘

Jetzt sah ich ihn auch. Er schlug rings um sich das Wasser mit solcher Kraft, daß er wie in weißen Schaum gehüllt war, blieb aber unbeweglich. Da wurde mir alles klar. In einiger Entfernung sah ich einen phosphorischen Schein im Wasser glänzen, der langsam näher kam. Erraten Sie, was es war, Señor?“

„Ich kann es mir denken,“ sagte ich.

„Eine Tintorera war's von so schöner Art, wie nur je eine erschaffen worden ist. Bei Gewittern, Señor, sondern sie einen klebrigen Stoff ab, und dann leuchten sie im Wasser wie Johanniswürmer. Wer vor ihnen flieht, wird in der nächsten Sekunde gepackt, deshalb blieb Fernando so unbeweglich und peitschte nur das Wasser um sich herum auf. Die Tintorera ist beinahe blind. Macht man tüchtigen Lärm, so verfehlen sie leicht ihre Beute.“

„Und da sind Sie ins Wasser gesprungen und haben die Tintorera getötet, um Ihren früheren Freund zu retten?“ rief ich aus. „Wissen Sie wohl, José, daß das eine Tat war, die Ihnen unter Tausenden nicht einer nachmacht?“

Ich stand ganz enthusiasmiert auf und wollte ihm die Hand drücken.

„Caramba, Señor,“ schrie mein Fährmann, „nehmen Sie sich in acht! Die Tintorera ist uns dicht auf den Fersen. Wenn wir umschlagen, wird es Ihnen ergehen wie dem armen Fernando.“

„Sie haben ihn also nicht retten können?“ sagte ich, indem ich mich vorsichtig wieder setzte.

José legte die Ruder auf die Kniee und sah mich mit naivem Erstaunen an. Dann brach er in ein Gelächter aus. „Retten? Wer spricht denn von retten? Sie scheinen nicht zu wissen, was Liebe ist, Herr! Ich war mit zwei Ruderschlägen bei ihm. Er stieß einen wilden Schrei aus, als er mich erblickte. Mit einer verzweifelten Anstrengung ergriff er mit beiden Händen den Rand des Bootes, um sich hineinzuschwingen. Da faßte ich seine Hände und —“

„Und?“ sagte ich, ihn atemlos anblickend.

„Hm, ich weiß nicht, wie es kam, aber ich sah plötzlich, wie sich etwas Dunkles neben ihm emporrichtete. Seine Hände gaben nach, die Tintorera hatte ihn mitten durchgebissen.“

Er blickte mir ruhig ins Gesicht. Ich suchte, so gut es ging, mein Entsetzen zu bemeistern. Nach einer Pause, die er dazu benützte, sich die zweite Zigarre anzuzünden, sagte ich, um nur etwas zu sagen: „Haben Sie niemals Reue darüber empfunden?“

„Reue?“ rief er wild. „Er war mir ins Gehege gekommen und mußte dafür sterben. Wenn er wieder

lebendig würde und säße da, wo Sie jetzt sitzen, so würde ich ihn mit Befriedigung aufs neue der Tintorera ausliefern. Sie haben es erraten — es war nicht die Erschöpfung, die Fernando hinderte, ins Boot zu kommen. Sehen Sie diese Narbe hier, Señor?" — er zeigte auf seine Schulter — „da schlug er seine Zähne hinein in seiner Verzweiflung, als wir miteinander rangen."

Ich fühlte das Bedürfnis, meine Augen von dieser kalt lächelnden Physiognomie, die sich in ihrer ganzen tierischen Wildheit vor mir geoffenbart hatte, abzuwenden.

Als ich den Blick über die Wasserfläche schweifen ließ, gewahrte ich zu meiner großen Erleichterung den „Pedro Mari", der kaum noch ein halbes Kilometer von uns entfernt auf den Wellen schaukelte. Von der Tintorera, die uns so hartnäckig verfolgt hatte, war nichts mehr zu sehen.

Der Mestize schien mein Schweigen als stumme Bewunderung aufzufassen; nachdem er mich eine Weile triumphierend angeblickt hatte, sagte er: „Die Geschichte ist noch nicht zu Ende."

„So?"

„Sie vergessen die Tintorera, Señor!"

„Sie hat sich Ihnen hoffentlich dankbar bezeigt für den guten Bissen, den Sie ihr verschafft haben, und Sie nicht weiter behelligt."

„Aber ich sie," sagte José, und seine Augen funkelten. „Kaum hatte sie den armen Fernando halbiert, als ich selbst ins Meer sprang."

Ich machte eine Bewegung des Erstaunens, die ihm nicht entging.

„O, ich hatte mehrere Gründe, so zu handeln. Erstens hatte ich mich über die rohe Art geärgert, mit

der sie mit Fernando umgegangen war, denn wenn sie mich auch von meinem Nebenbuhler befreit hatte, so fand ich doch, daß sie etwas manierlicher hätte zu Werke gehen können. Zweitens sagte ich mir, daß die Tintorera, die einmal Menschenfleisch gekostet hatte, von nun an wie rasend hinter uns her sein würde. Sie würde uns Tag und Nacht auflauern und wahrscheinlich die ganze Perlenfischerei lahmlegen. Und drittens dachte ich auch an den Alkalden. Konnte er mir wohl etwas anhaben, wenn ich die Tintorera getötet hatte? Das konnte dann doch nur bei einem Rettungsversuch Fernandos geschehen sein."

„Und Sie haben die Bestie wirklich erlegt?"

José warf mir einen Blick voll unsagbarer Hoheit zu. „Sie werden es nachher sehen. Wir sind gleich beim Schiff. Dann werde ich Ihnen zeigen, wie man das macht."

„Aber unsere Tintorera ist ja längst verschwunden."

„Glauben Sie wirklich? — He!" brüllte er und schleuderte eine kleine hölzerne Wurfschaufel mit abgebrochenem Stiele, die auf dem Boden des Fahrzeuges lag, ins Meer hinaus. Die Wirkung war eine so augenblickliche und für mich wenigstens unerwartete, daß mir, obgleich ich gegen den Anblick des Ungeheuers schon einigermaßen abgehärtet war, doch ein eisiger Schrecken durch die Glieder fuhr. Dicht neben unserer Piroge schoß der Hai in die Höhe und hatte fast in derselben Sekunde, in der das Holzstück klatschend auf der Wasserfläche niederfiel, seine vermeintliche Beute erfaßt und in seinem Rachen verschwinden lassen.

José betrachtete eine Weile aufmerksam die Tintorera, dann fuhr er mit unveränderter Stimme fort: „Also, wie gesagt, ich sprang ins Meer —"

„Hören Sie, lieber Freund,“ unterbrach ich ihn, „ich will ja gern alles glauben, was Sie mir erzählen, aber daß Sie zu einem solchen Untier ins Meer hinabspringen, um mit ihm zu kämpfen, lasse ich mir nicht von Ihnen aufbinden. Sie würden ja kaum den Wasserspiegel erreichen, ohne verschlungen zu sein wie diese Wurfschaufel.“

„Die Wurfschaufel, Herr, hat keinen Verstand und keine Augen, aber ich habe beides. Sie werden schon sehen. Also hören Sie weiter! Ich sprang ins Meer, den Dolch in der Hand. Wenn man mit dem Hai kämpfen will, muß man sich erst so tief wie möglich fallen lassen, denn der Hai, sowie er das Geräusch des aufschlagenden Körpers hört, geht nach oben und legt sich dabei auf die Seite, um die Beute fassen zu können. In diesem Falle hielt ich diese Vorsicht für überflüssig. Wenn sie einen guten Bissen erwischt haben, so kauen sie eine Weile daran herum und haben es nicht allzu eilig mit einem neuen Fang. Ich tauchte also nicht tief, um besser sehen zu können. Es dauerte nicht lange, so bemerkte ich den hellen Streifen, der mit großer Geschwindigkeit auf mich zu kam. Sofort ließ ich mich etwas fallen. Sie schoß über mich weg; ich fühlte ihre harten Schuppen an meinem Leibe vorüberstreichen. Ich stieg sogleich in die Höhe, und in dem Augenblicke, wo sie, durch das damit verbundene Geräusch aufmerksam gemacht, sich umdrehte, faßte ich sie mit dem linken Arme um den Rücken und schlitzte ihr mit meinem Dolche den Bauch von oben bis unten auf. Sie machte einen so gewaltigen Satz, daß ich in weitem Bogen davon flog, aber ich wußte wohl, daß es aus mit ihr war.

Zweimal schlug sie mit dem Schwanze um sich, dann lag sie still. Ich schwang mich in mein Boot und

stieß ein lautes Geschrei aus, das man trotz Sturm und Brandung in Cerralbo hörte. Man kam herbei, man sah die tote Tintorera auf dem Wasser treiben, man fand die obere Hälfte Fernandos in meinem Boote. Niemand zweifelte angesichts dieser beiden stummen Zeugen an der Wahrheit meiner Erzählung, daß ich ihn hätte um Hilfe rufen hören, daß ich herbeigeeilt wäre, um ihn zu retten und, da es schon zu spät gewesen, den Hai getötet hätte. Der Alkalde belobte mich öffentlich und ätzte mir, wie es bei uns Sitte ist, das Zeichen ein, das Sie hier sehen. Nur ein einziges Wesen ahnte die Wahrheit. Als ich einige Tage später nach Espiritu Santo kam, begegnete mir die schöne Nicolesa. Sie erbleichte, als sie mich sah. An dem Blick, den sie mir zuwarf, erkannte ich, daß sie an die Geschichte, die ich erzählt hatte, nicht glaubte. Ich bemerkte auch bald, daß sie oder ihre Mutter von ihrem Verdachte gegen mich gesprochen hatten, und hielt es deshalb für ratsam, als die Fischerei zu Ende war, nicht nach Espiritu Santo zurückzukehren, sondern mich anheuern zu lassen."

Unser Schiff, ein plump aussehender Dreimaster, lag vor uns. Auf dem Verdeck stand Don Antonio Perez und begrüßte mich laut. Dann wurde eine Strickleiter herabgelassen. Ich pries im stillen meinen Schöpfer, daß die unheimliche Überfahrt vorüber war, und wollte an der Strickleiter hinaufklettern.

Da raunte mir José ins Ohr: „Sehen Sie sich vor!"

Ich warf einen Blick auf das Wasser zu meinen Füßen und erkannte sofort, daß seine Warnung nicht unbegründet war. Dicht unter der Oberfläche lag regungslos die tückische Tintorera, um doch vielleicht noch zu guter Letzt etwas zu erwischen.

Der Mestize ballte die Faust und rief ihr eine Drohung zu, die ich nicht verstand. „Sie hat mich

erzürnt, Señor," sagte er dann zu mir, „und das wird übel ablaufen für sie."

Er suchte in den Taschen seines Kittels, der neben ihm auf dem Boden lag, und zog ein in einem Futteral steckendes kurzes, aber sehr starkes Dolchmesser hervor. Der Griff der Waffe war an seinem vorderen Ende durchbohrt und ein lederner Riemen hindurchgezogen, den er mehrere Male um Daumen und Zeigefinger der rechten Hand wand. Dann entledigte er sich mit einem Rucke seiner Bekleidung.

„Ich werde jetzt zu der Tintorera gehen, Señor," sagte er ruhig. „Sie wird auf mich losfahren, und während der Zeit können Sie in aller Bequemlichkeit an Bord steigen."

„Mann, Sie werden doch nicht so wahnsinnig —"

Er war schon ins Wasser gesprungen, ehe ich zu Ende reden konnte. Sofort verschwand der Schatten, der unter der Strickleiter gelegen hatte.

Der Instinkt der Selbsterhaltung ließ mich seine letzte Weisung befolgen. Ich ergriff die über mir hängende Strickleiter und kletterte daran empor. Erst als ich glücklich auf dem Verdeck stand, wagte ich, einen Blick auf das Wasser unter mir zu werfen. Noch verriet nichts die furchtbare Katastrophe, die mir nur zu gewiß schien. Über eine Minute stand ich unbeweglich da, den Blick auf die Wasserfläche heftend; fieberhafte Spannung lag auf den Gesichtern der ganzen Schiffsmannschaft, die sich auf dem Verdeck versammelt hatte.

„Er ist verloren," sagte ich zu Don Antonio, der neben mir stand und ruhig seine Zigarre weiterrauchte. „So lange hält es kein Mensch unter Wasser aus."

„Gute Taucher können bis fünf Minuten im Meere bleiben," gab er zur Antwort. „José hat uns das oft vorgemacht."

Plötzlich zeigte sich auf dem Wasserspiegel ein kleiner roter Fleck, der schnell größer wurde.

Die Würfel waren gefallen. War es der Mestize oder war es die Tintorera, deren Blut die Wellen färbte?

Da tauchte mitten in dem rötlichen Schein ein dunkler Gegenstand auf — der Kopf des Mestizen. Er zog geräuschvoll die Luft ein. Die Adern an seiner Stirn waren dunkelblau angelaufen, und er war über und über mit Blut bedeckt. Sichtlich erschöpft schwamm er auf die Piroge zu, schwang sich mit Mühe hinein und legte sich auf den Boden nieder, um auszuruhen. Donnernde Beifallsrufe in vier oder fünf verschiedenen Sprachen tönten ihm entgegen, selbst Don Antonio, der eine gewisse steife Würde im Verkehr mit seinen Leuten beobachtete, klatschte in die Hände und schrie sein „Viva José, viva José!“ mit einer Leidenschaft, die bewies, wie unangenehm ihm ein ungünstiger Ausgang des gefährlichen Kampfes gewesen wäre.

Als José sich erholt hatte, sprang er noch einmal ins Wasser, schwamm auf den erlegten Hai zu, der in einiger Entfernung auf den Wellen trieb, und schnitt ihm die mächtigen Rückenflossen ab. Dann stieg er wieder in die Piroge, kleidete sich an und kam gleich darauf, mit seinen Trophäen beladen, an Bord, wo er grinsend die seiner Kühnheit und Geschicklichkeit gespendeten Lobsprüche entgegennahm.

Ich reichte ihm die versprochene zweite Rumflasche. Er entkorkte sie mit den Worten: „Sagte ich Ihnen nicht, daß es für die Tintorera übel ablaufen würde?“

— — — — — — — — — — — —

Als ich eine Stunde später mit dem Kapitän in der Kajüte gebratene Haifischflossen speiste, konnte ich nicht umhin, mein Mißfallen darüber zu äußern, daß er mich in einem so elenden Boot hatte einholen lassen.

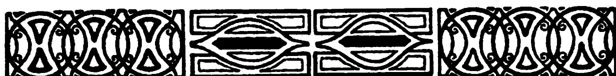
Er entschuldigte sich. „Ich hätte Ihnen ja gern meine Pinasse geschickt,“ sagte er, „aber ich wußte nur nicht, wie ich das machen sollte. Ich selber hatte keine Zeit, noch einmal ans Land zu fahren; hätte ich einen meiner Leute, außer José, damit allein fortfahren lassen, so hätte ich ohne Zweifel weder den Mann, noch die Pinasse, noch Sie je wieder zu Gesicht bekommen. José aber versteht sich nicht auf die Bedienung der Maschine.“

„Also José ist der einzige, der Ihnen nicht davonläuft?“ sagte ich.

„Auch er wird desertieren. Ich rechne sogar mit Bestimmtheit darauf. Aber nicht hier, sondern erst, wenn wir an Cerralbo vorüberfahren. Und da er, wie Sie gesehen haben, aus den Haien sich nichts macht, so wird es kein Mittel geben, ihn daran zu hindern.“ —

Don Antonio Perez hatte richtig prophezeit. Als wir zwölf Tage später die schwarzen Felsen von Cerralbo in Sicht bekamen, war am anderen Morgen José verschwunden. Das gefährliche Gewerbe der Perlenfischerei, dieser beständige Kampf mit den blutdürstigen Ungeheuern der Meerestiefe, mußte wohl einen eigenen Reiz auf ihn ausüben, dem er nicht widerstehen konnte. Oder war die schöne Nicolesa der Magnet, der ihn anzog?





Schwedische Riesenflößerei.

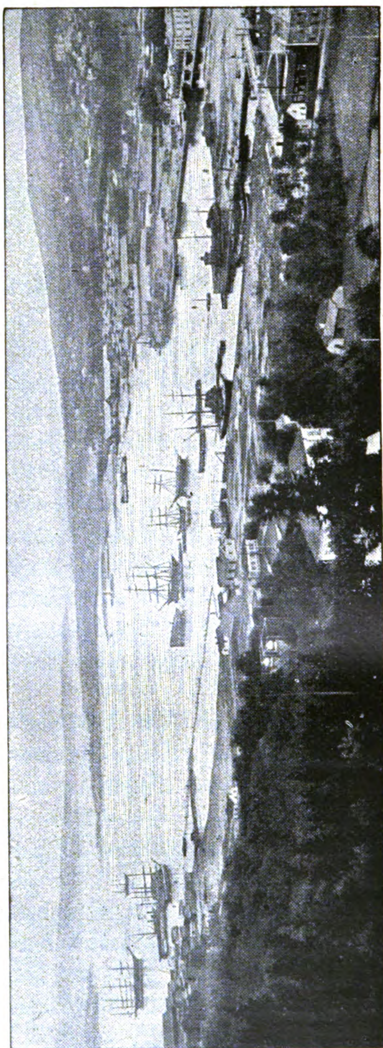
Von Martin Howitz.

Mit 15 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die geradezu märchenhaft gewachsene Holzausfuhr aus den Riesenwäldern Nordschwedens hat im Hinterland der Hafenstädte Sundsvall und Hernösand Verhältnisse geschaffen, die im höchsten Grade beachtenswert sind. Seitdem neuerdings die großen Flüsse, die bei Sundsvall und Hernösand münden und auf deren Rücken alljährlich Tausende und aber Tausende großer Tannenstämme zum Meere ziehen, der Indalself und der Angermanelf, mit Dampfern befahren werden, hat die Besichtigung dieser Einrichtungen sehr zugenommen, und in der Sommersaison bilden die Anzeigen von Vergnügungsausflügen in dies Flußgebiet in den Stockholmer Zeitungen eine ständige Rubrik.

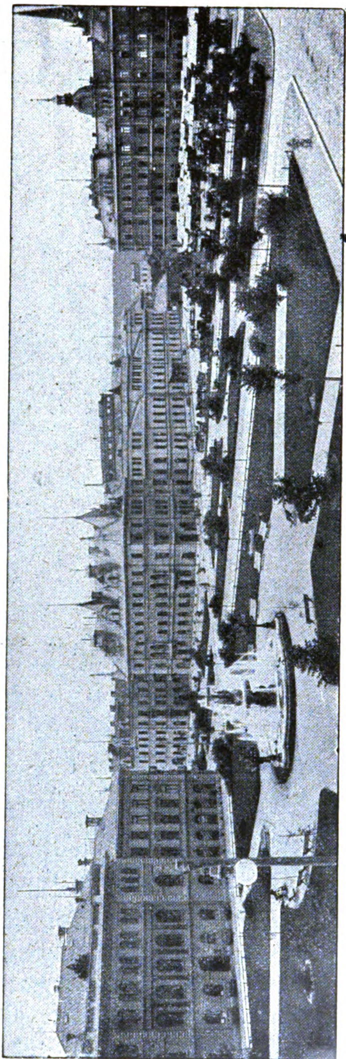
Die Reise nach dem Indalself von der schönen, sich in Meer und Mälarsee spiegelnden Hauptstadt Schwedens kann auf zwei Wegen angetreten werden, je nachdem man stromauf oder stromab reisen will. Beides hat seine Vorzüge. Will man die großartigeren Partien zuerst kennen lernen, hat man Eile, so muß man von Stockholm aus mit der Eisenbahn nach Bispgarden fahren, einer kleinen Station der großen Zweigbahn, die sich bei Bräcke von der Hauptlinie Stockholm-Trondhjem nordwestlich abzweigt. Von Bispgarden aus läßt sich in kurzer Wagenfahrt Utanede am Indals-

elf erreichen, das den Endpunkt der Schiffbarkeit des Flusses und der Bergfahrt des Dampfers von Sundsvall her bildet. Zieht man letztere vor, so soll man, nach der Empfehlung eines Kenners der Landschaft, Sundsvall, das auch mit der Bahn zu erreichen ist, zur See aufsuchen. Die Fahrt durch die Stockholmer Schären und durch den Alandsarchipel ist sehr genußreich. Sind auch die Dampfer nicht allerersten Ranges, so sind sie doch sauber und behaglich, und die Verpflegung ist ganz vortrefflich. Die Fahrt von Stockholm bis Sundsvall dauert freilich selbst bei ruhiger See mindestens 16 Stunden.



Sundsvall: Der Hafen.

Sundsvall ist der Mittelpunkt der nordschwedischen Holzausfuhr. Unser erstes Bild veranschaulicht die geschützte Lage der Stadt und der Bucht. Das zweite gibt dem Leser einen Begriff von dem Wohlstand, der dort neuerdings herrscht. Trotzdem die seit dem großen Brand von 1888 fast ganz neuerbaute Stadt wenig über 15,000 Einwohner hat, macht sie mit ihren stolzen modernen Steinbauten, ihrer schönen gotischen Kirche, den reichbepflanzten öffentlichen Plätzen einen durchaus großstädtischen Eindruck. „Klein San Franzisko" nennt sie der Schwede mit Stolz. Gold wird freilich in ihrem Hinterlande nicht gegraben, aber durch die außerordentlich glückliche Konjunktur, unter welcher die schwedische Holzausfuhr sich auf dem Weltmarkt voll-



Sundsvall: Der große Platz Vängåsfven.

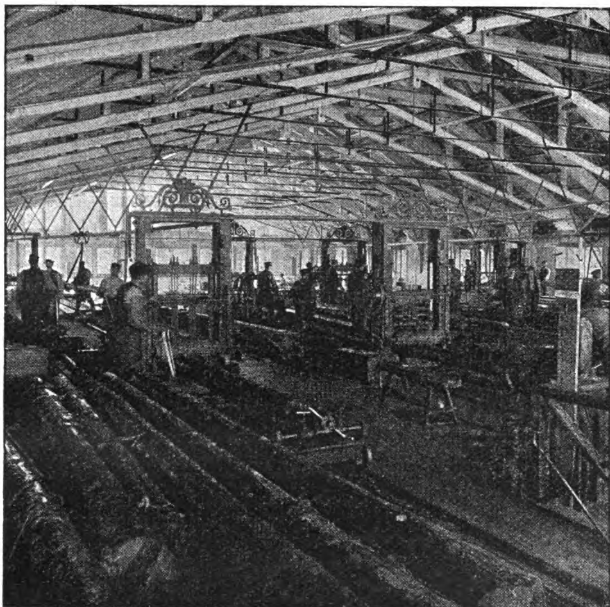
zieht, sind die Wälder dieses Hinterlandes für deren Besitzer in der Tat zu wahren Goldgruben geworden. Besonders aus der Aufhebung des englischen Importzolles und dem schwedischen Handelsvertrag mit Frank-



Holzhafen vor einem Sägewerk.

reich ist diesem wichtigsten Handelszweig des Landes eine erstaunliche Förderung erwachsen. Im Jahre 1800 hatte die Holzausfuhr aus Schweden nur einen Wert von 3 Millionen Kronen, jetzt ist er bis auf 150 Millionen gewachsen. 1800 gelangten 30,000 Standards (1 Standard = 30 Stämme), jetzt weit über 1 Million Standards zur Ausfuhr. Könnte man die 30 Millionen Stämme, die 1 Million Standards entsprechen, in einer Reihe aneinanderlegen, so würde diese die vierfache Länge des Äquators haben. Außer den Stämmen gelangen aber noch verarbeitete Holzwaren im Wert von 30 Millionen Kronen zur Versendung. Drei Viertel

des jährlichen Holzertrags, von dem auch in Schweden selbst zum Bauen und Heizen viel verbraucht wird, kommt aus den Wäldern Norrlands, des nördlichen Teiles von Schweden. Auf dem Indalself werden im Durchschnitt jährlich 3 Millionen Stämme verflößt. Von den fachmännischen Bedenken gegen die zu große Abholzung der südlichen Bezirke von Norrland, zu denen das Gebiet des Indalselfs gehört, wollen wir hier ab-



Das Innere eines Dampfsägewerks.

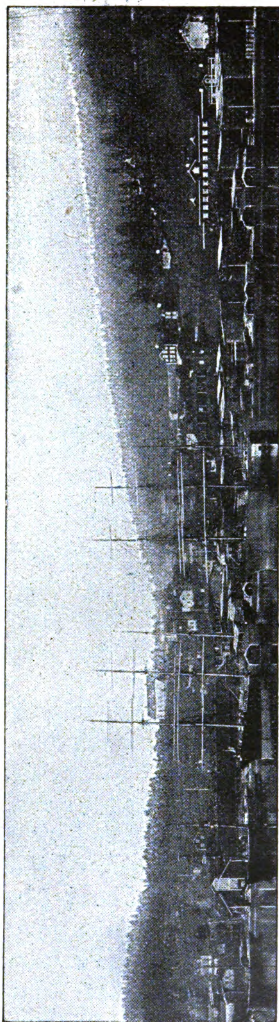
sehen. Bei der Bedürfnislosigkeit der Holzfäller, bei den geringen Unkosten der Beförderung, die der Fluß gratis besorgt, wirft dieser ungeheure Holzhandel einen ganz riesigen Gewinn ab. Die großen Holzfirmen sind

jetzt sämtlich Aktiengesellschaften, deren Aktien natürlich sehr hoch stehen und fast sämtlich in festen Händen sind. Der ganze Betrieb ist in früheren Jahren durch technische Einrichtungen auf einen großen Stil gebracht worden; jetzt ist dieser Aufwand längst durch Abschreibungen gedeckt.

Das Leben im Hafen von Sundsvall, dem Alnösund, und im Kringelfjord, dem deltaartigen Mündungsgebiet des breit ausströmenden Indalselfs, hat einen besonderen Reiz durch den Betrieb der zahlreichen großen Sägewerke am Ufer, von denen sich einige mit ihren Arbeiterwohnungen zu kleinen Dörfern ausgewachsen haben. Dazwischen liegen stattliche Herrensitze. Das bedeutendste Werk, das auch schon seit hundert Jahren besteht, ist Skönvik. Unser Bild auf Seite 171 zeigt es mit davor lagernden Schiffen.

Das in Flößen den Fluß herabkommende Holz wird in die Sammelhäfen geleitet. Mittels einfacher Vorrichtungen wird Stamm um Stamm aus dem Wasser ins Sägewerk befördert und in diesem zu Brettern geschnitten, die nach Bedarf noch gehobelt werden; eine Kettenschlinge faßt sie zusammen und befördert sie auf der anderen Seite hinab auf den Stapelplatz. Vom Stapelplatz aus wird das Holz unmittelbar in die Schiffe geladen. Viele Stämme werden auch ungeschnitten übers Meer verschickt. England, Frankreich, Deutschland sind die Hauptabnehmer. Aber selbst nach Südafrika wird ein bedeutendes Quantum verladen. Auf einem einzigen Sägewerk lagert zuweilen, wie wir einem fachmännischen Berichte entnehmen, Holz im Werte von einer Million Kronen. In den letzten Jahren hat die Verarbeitung des Holzes zu Gebrauchsgegenständen für den Export in besonderen Fabriken sehr zugenommen.

Das erfrischende Element, das vom geschälten und zersägten Holz der Luft sich mitteilt, die heitere Farbennote der vielen blanken Stämme und Bretter im grünen Gelände und auf der grünen Flut, der raschelnde Klang der vielen großen Sägen, von deren lichtem Stahlglanz es hie und da hell übers Wasser blitzt, geben dem Reisenden die rechte Stimmung für die Dampferfahrt ins Gedränge der Flöße, die auf dem breiten Strom des Indalselfs in den Kringelfjord hinabgleiten.

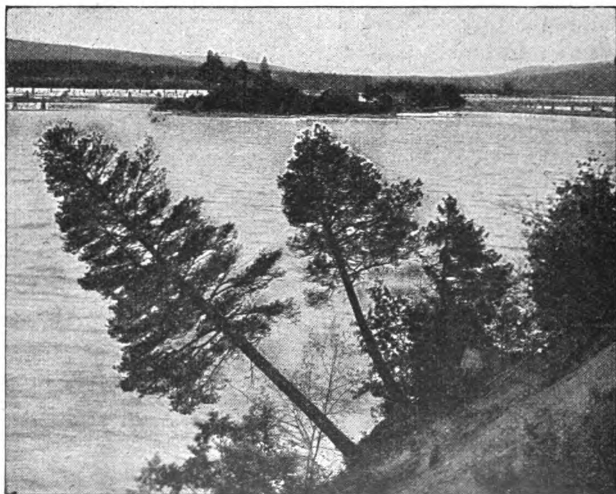


Sägewerk Sköavik bei Sundsvall.

Die Schiffbarmachung des in seinem Unterlauf von vielen Sandbänken durchsetzten, in seinem oberen und mittleren Lauf an Stromschnellen und Klippen überreichen Flusses mit den vielen auf ihm treibenden Stämmen und Flößen war ein kühnes Unternehmen. Es ist noch nicht lange her, daß seine Durchführung von den meisten Anwohnern für unmöglich gehalten wurde. Kapitän Nordberg

überwand jedoch alle Schwierigkeiten, indem er für jede der drei Strecken ein besonderes Schiff konstruierte.

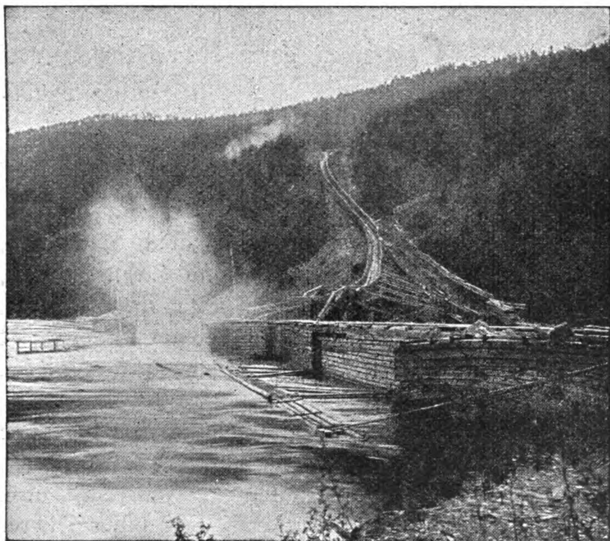
Das erste dieser Schiffe, das wir in Sundsvall be-



Sammel- und Sortierstellen für Holzstämme bei Berge.

steigen, ist der „Tourist", ein seetüchtiges schlankes Dampfboot mit Speisesaal und Salon. Es bringt die Reisenden 30 Kilometer flußauf bis zur ersten Stromschnelle bei Berge, dem Bergefors. Dies erste Stück der Reise bietet landschaftlich keine besonderen Eindrücke; die Ufer sind ziemlich flach, wenig bebaut, und der Fluß imponiert nur durch seine Breite. Bei Berge ist aber nicht nur der erste große Fors (Stromschnelle), dessen tosende Flut eine stattliche steinerne Brücke überspannt, sondern auch das Sammelbecken für die unzähligen hier ankommenden einzelnen Baumstämme, die in ihm

sortiert und für die Reise nach Sundsvall zu Flößen vereinigt werden. Alle die aus dem Hochland herabkommenden Stämme tragen ein Kennzeichen, die Marke ihres Besitzers. In Berge hat jeder der Holzhändler einen Vertreter, dessen Leute die ihm zukommenden Hölzer aus dem Sortierbecken heraussuchen, um sie dann am Stapelplatz bei Löffuden zu Flößen zusammenzustellen. Mit dieser Arbeit sind bisweilen viele Hunderte von Menschen beschäftigt. Der ganze Flößereibetrieb auf dem Fluß nimmt die Kräfte von

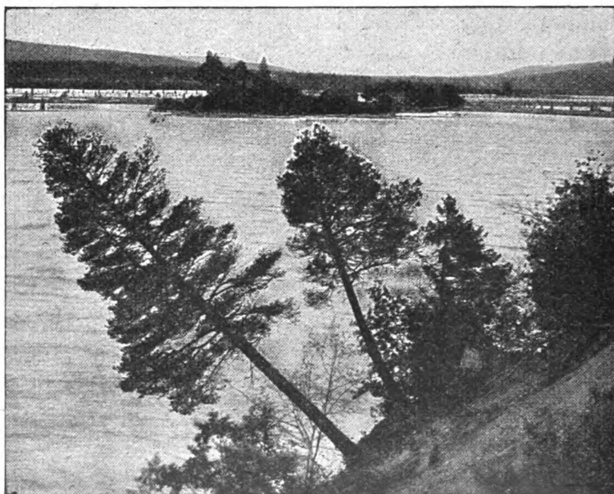


Die Glimarinne bei Liden.

rund 1500 Leuten in Anspruch. Die Flößer sind ungemein geschickt und gewandt, und mit Bewunderung erfüllt uns das Schauspiel, wenn wir von der Brücke bei Berge hinabschauen, wie solch ein großes Floß, nur

überwand jedoch alle Schwierigkeiten, indem er für jede der drei Strecken ein besonderes Schiff konstruierte.

Das erste dieser Schiffe, das wir in Sundsvall be-



Sammel- und Sortierstellen für Holzstämme bei Berge.

steigen, ist der „Tourist", ein seetüchtiges schlankes Dampfboot mit Speisesaal und Salon. Es bringt die Reisenden 30 Kilometer flußauf bis zur ersten Stromschnelle bei Berge, dem Bergefors. Dies erste Stück der Reise bietet landschaftlich keine besonderen Eindrücke; die Ufer sind ziemlich flach, wenig bebaut, und der Fluß imponiert nur durch seine Breite. Bei Berge ist aber nicht nur der erste große Fors (Stromschnelle), dessen tosende Flut eine stattliche steinerne Brücke überspannt, sondern auch das Sammelbecken für die unzähligen hier ankommenden einzelnen Baumstämme, die in ihm

sortiert und für die Reise nach Sundsvall zu Flößen vereinigt werden. Alle die aus dem Hochland herabkommenden Stämme tragen ein Kennzeichen, die Marke ihres Besitzers. In Berge hat jeder der Holzhändler einen Vertreter, dessen Leute die ihm zukommenden Hölzer aus dem Sortierbecken heraussuchen, um sie dann am Stapelplatz bei Löffuden zu Flößen zusammenzustellen. Mit dieser Arbeit sind bisweilen viele Hunderte von Menschen beschäftigt. Der ganze Flößereibetrieb auf dem Fluß nimmt die Kräfte von



Die Glimarinne bei Liden.

rund 1500 Leuten in Anspruch. Die Flößer sind ungemein geschickt und gewandt, und mit Bewunderung erfüllt uns das Schauspiel, wenn wir von der Brücke bei Berge hinabschauen, wie solch ein großes Floß, nur

von zwei Leuten bedient und gesteuert, über die tosende Stromschnelle hinabgleitet. Ist auch die Neigung des Strombettes nicht sonderlich groß, so ist doch das Gefäll der herabschießenden Wassermasse von gewaltigem Ungestüm.

Der neue Dampfer, den wir in Berge besteigen, führt den Namen „Indalen“ nach dem hier beginnenden weitgedehnten Kirchspiel gleichen Namens, nach dem auch unser Fluß benannt ist, über den beim Hauptort Indal eine große Holzbrücke führt. Das riesige Schaufelrad dieses Dampfbootes ist, wie bei den Mississippidampfern, am Hinterteil angebracht, wodurch Beschädigungen desselben durch das Treibholz vermieden werden. Der Bug des Schiffes ist stark genug, um sich der Stöße kräftig zu erwehren.

Die Ufer werden nun malerischer durch den hochstämmigen Tannenwald, der sich die Steilhänge herabzieht. Höhere Bergzüge werden sichtbar. Lange dauert es, bis einmal ein Haus sich zeigt. Auch die Landstraße, die sich von Berge nach Indal und Liden hinzieht, bleibt unseren Blicken entzogen. Nur das Treibholz, die ihrer Zweige entkleideten geschälten Stämme, setzt unseren Geist in Beziehung zu den Menschen und ihren Wohnstätten.

Bei Liden bietet sich dann wieder eine technische Sehenswürdigkeit, die der Holzhandel ins Leben rief, die „Glimaränna“ (Glimarinne). Wie alle Hilfsmittel des hier betriebenen Holzhandels, sagt unser Führer mit Recht, zeichnet sie sich durch große Einfachheit aus, wirkt aber gerade dadurch so verblüffend. Es ist nichts weiter als eine breite Holzrinne, stark geneigt, da sie einen Höhenunterschied von 200 Meter bei nur 800 Meter Länge auszugleichen hat, und in dieser Rinne gleiten die oben mittels einer kleinen Eisenbahn vom benach-

barten Holmsee herbeigeführten Hölzer nur durch ihr eigenes Gewicht mit Windeseile hinab, um unten hochaufspritzend mit donnerndem Krachen in den Strom zu stürzen, wo sie in einem kleinen Hafen gesammelt werden. Nicht selten schlägt ein Stamm auf den an-



Am Sillrefors.

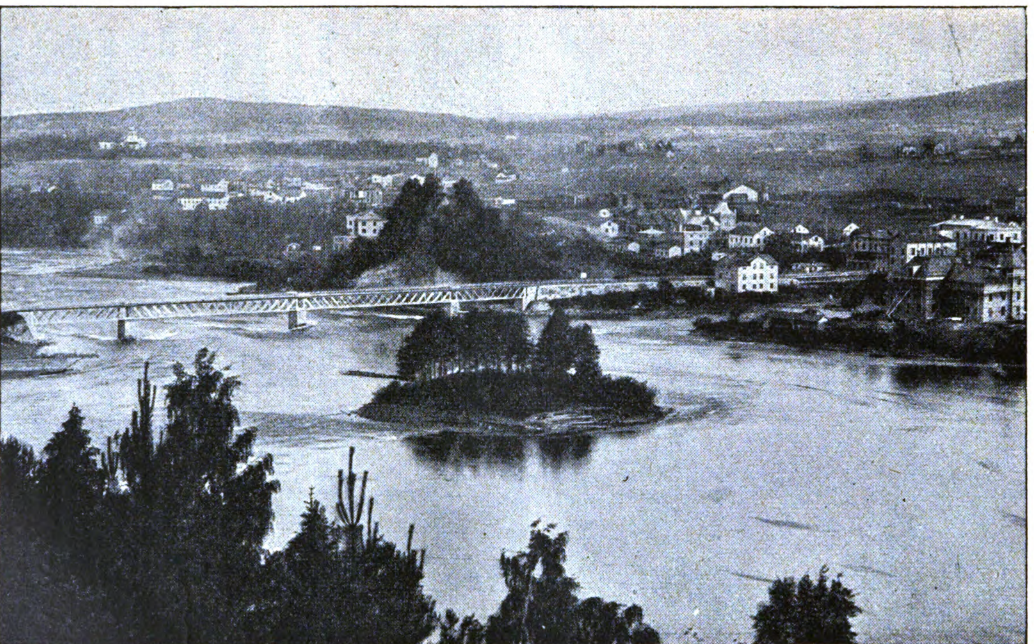
deren und zersplittert. Nahes Herantreten ist daher mit Lebensgefahr verbunden. Das Aufspritzen der hohen Wassersäule gewährt einen prachtvollen Anblick. Liden selbst ist ein freundlicher ländlicher Ort, dessen Häuser auf einem bewaldeten Hügel verstreut liegen.

Hier ist die Ausgangsstation für die dritte und letzte Fahrtstrecke. Der Dampfer „Liden", den wir hier be-

steigen, ist einzig in seiner Art. Es ist ein kleiner Schraubendampfer, der einen Tiefgang von nur 64 Zentimeter hat. Denn auf der von ihm befahrenen Strecke, auf der Stromschnelle auf Stromschnelle folgt, finden sich viele Untiefen. Die beiden Stahlpropeller liegen unter dem Schiff in einem Kanal, der sich unterwegs durch Aufsaugen mit Wasser füllt. Dadurch wurde es möglich, trotz des niedrigen Tiefgangs Schrauben von 25 Zentimeter Durchmesser anzuwenden, ohne daß deren tiefster Punkt unter der Kiellinie liegt. Die Maschinenkraft beträgt 50 indizierte Pferdekräfte und verleiht dem $22{,}_{8}$ Meter langen und $4{,}_{18}$ Meter breiten Boote eine Geschwindigkeit von $10{,}_{25}$ Knoten. Freilich nicht bei der Bergfahrt und vor allem nicht bei der Fahrt durch die Forse hinauf. Hier gebraucht der kleine Dampfer vielmehr etwa zehn Minuten, um eine Strecke von wenigen Metern vorwärts zu kommen. Die Ufer wollen gar nicht vom Flecke rücken, und durch den Gegensatz des mit rasender Eile an unserem Boote, wenige Fuß unter uns, vorbeischießenden schwarzen Wassers wird der Anblick noch seltsamer.

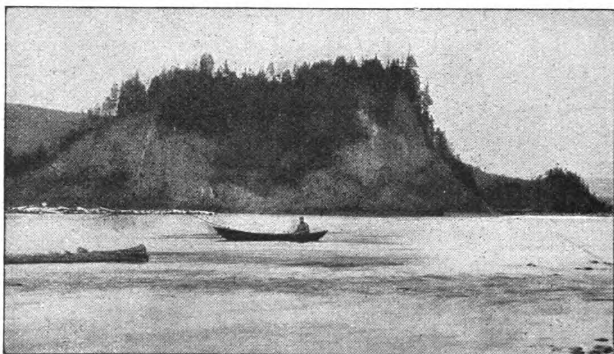
Besonders unheimlich wirkt die Fahrt durch den Sillrefors mit seinen tiefdunklen, fast geräuschlos daherschießenden Wassermassen. Romantischer ist noch der vor Schluß der Fahrt sich hemmend in den Weg legende Fors von Utanede mit seinem flachen Wasser, aus dem überall dräuende Klippen hervorschauen, und der ein ohrenbetäubendes Brausen verursacht.

Die Fahrt von Liden bis Utanede ist überhaupt sehr interessant und lohnend. Sie führt uns in eine echt nordische Hochlandszenerie hinauf, und die Ufer zeigen in buntem Wechsel grüne Matten von dunklem Hochwald umrahmt, auf die runde Bergkuppen herniedergrüßen, Felspartien, über die sich hellschimmernde



Solleftea.

Wasserfälle herabstürzen, und dem Strome entragen viele bewaldete Inseln. Auch hier bringen zahllose Holzstämme und Blöcke Leben und Bewegung in die Wald- und Bergeinsamkeit. Oft findet man Massen davon am Ufer aufgetürmt, da die Wirbel im Fluß ihr Spiel mit dem Holz treiben und es leicht aus der Strömung werfen. Vor einigen Jahren hatten sich

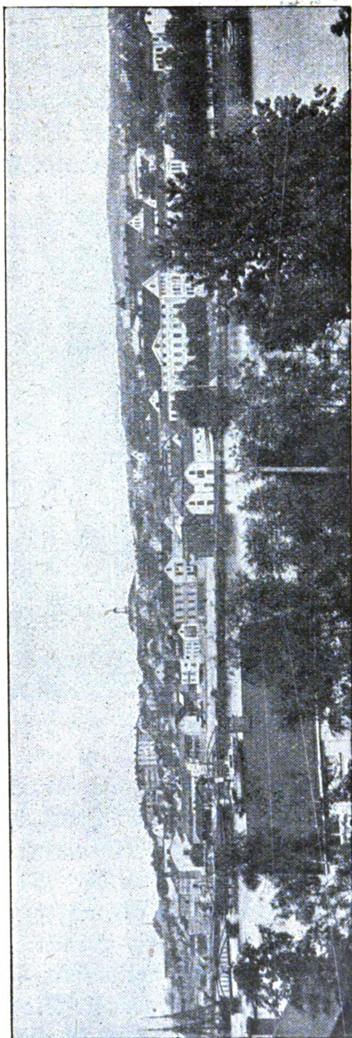


Partie am Angermanelf.

auf einer kleinen Insel an die 30,000 Stämme derart durcheinander- und übereinandergeschichtet, daß man das Gewirr mit Dynamit auseinandersprengen mußte, um das Holz wieder flott zu machen. Besondere Sehenswürdigkeiten sind die „Nipor" genannten runden Erderhebungen, die sich oft dort gebildet haben, wo der Strom in zwei Arme gespaltene Zuflüsse empfing. Im Laufe der Zeiten hat das Wasser sich ein tieferes Bett gehöhlt, die Ufer senkten sich mit, und nur das von den Zuflüssen umspülte Stück Land behielt seine alte Höhe. „Nipa" ist das schwedische Wort für Hügel; „Nipor" ist der Plural davon. Unser Bild der Stadt

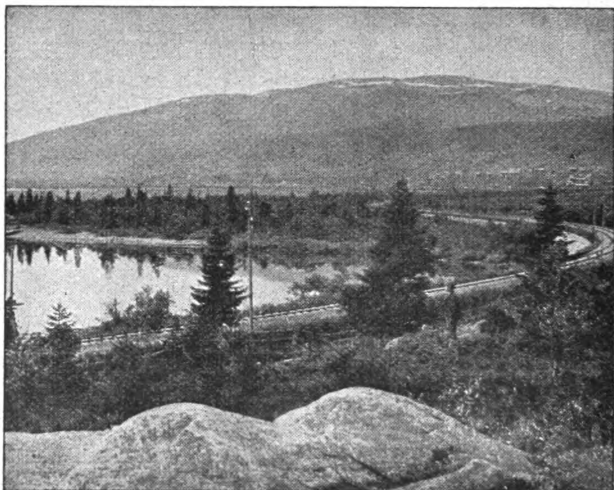
Solleftea am Angermanelf läßt uns am Rande des Ufers eine solche Nipa erkennen.

Die kleine, von Bispgarden mit der Bahn erreichbare, in neuester Zeit ebenfalls sehr modernisierte Stadt ist der Ausgangspunkt für die Talfahrt auf diesem nördlich vom Indalself zum Bottnischen Meerbusen strömenden Fluß nach der Hafenstadt Hernösand. Diese Stadt wetteifert mit Sundsvall in bezug auf großstädtische Anlagen und Gebäude. Sie ist die Hauptstadt des Norrlandes und der Sitz des Landshöfdings und des Bischofs. Die mit dem Dampfer befahrbare Strecke des Angermanelfs von Solleftea bis Hernösand mißt etwas



Hernösand.

über 100 Kilometer. Die gebirgigen Ufer sind bewohnter, und der untere Flußlauf hat den Charakter eines Meeresarms. Die Flößerei auf demselben ist ganz wie auf dem Indalself organisiert, um den Sägewerken und Fabriken im Hafen von Hernösand immer die genügende Zufuhr an Baumstämmen zu vermitteln. Von Sundsvall nach



Are am Fuß des Areskutan.

Hernösand kann man auch über Bräcke, der obengenannten Station an der Bahn Stockholm-Trondhjem, gelangen.

Uns war empfohlen worden, nach der Durchschiffung des Indalselfs und der Wagenfahrt aus der Tiefe des Tals über die Alpendörfer Holmsta und Fors nach der Bahnstation Bispgarden etwas weiter gegen Norwegen hin nach Östersund am Storsjö zu fahren. Dieser große See, der durch Kanäle mit dem Indalself und anderen Flüssen verbunden ist, ist von dichtbewaldeten

Bergen umrahmt, die hie und da ein bebauter Talgrund scheidet. Von Westen her grüßen die schneebedeckten Bergketten, deren höchste Spitze der 1640 Meter hohe Areskutan ist, in die Idylle. Seit Eröffnung der Eisenbahn ist auch Östersund, die erst 1786 gegründete



Der Tännfors im Winter.

Hauptstadt der schwedischen Provinz Jemtland, wie alle Städte dieser waldreichen Gegend, schnell zur Entwicklung gelangt. In schöner Umgebung, sauber gebaut, liegt es am Ostufer des Sees, gegenüber der hochaufragenden Insel Frösö, zu der eine 432 Meter lange Brücke hinüberführt. Der ganze See wird im Sommer von einem Dampfboot befahren, das Brunflo, Trangsviken, Mörsill und andere Orte mit Östersund verbindet,

das immer mehr zum Ruf einer vorzüglichen Sommerfrische gelangt ist.

Auf der Insel Fröső, gleich bei der Brücke, steht ein Runenstein zur Erinnerung an „Östmadur, Gudfasts



Der Brudslöjan bei Storlien.

Sohns“, den ersten Verkündiger des Christentums in der Gegend. Die Kirche auf Fröső, mit drei Meter dicken Mauern, ist eine der ältesten des nördlichen Schwedens.

Besonders lohnende Ausflüge mit Hilfe der Eisenbahn führen den Reisenden über Bispgarden zum ausgetrock-

neten Bett des Ragundasees und nordwärts zur Kupfergrubenstadt Are am Fuße des Areskutan, der von hier aus bestiegen wird, und weiter nach Dufed, dem besten Ausgangspunkt zum Besuche des Tännfors, Schwedens schönstem Wasserfall. Er ist durch den Bärenfelsen in zwei Arme geschieden und speist mit seiner rauschenden Flut den See Tännsjön, über dessen Fläche man sich ihm von Dufed her, nach kurzer Wagenfahrt, im



Der Tote Fall bei Ragunda.

Ruderboot nähert. Großartiger wirkt noch der wesentlich höhere, freilich auch schmälere Brudslöjan bei Storlien, jenseits der norwegischen Grenze. Die Aussicht vom Areskutan, dessen Besteigung von Are aus nur drei Stunden in Anspruch nimmt, ist namentlich durch die zahlreichen großen und kleinen Bergseen, die zwischen den Bergen eingebettet liegen, von hohem malerischen Reiz.

Der Besuch des eingetrockneten Ragundaseebeckens bringt uns wieder in das Stromgebiet des Indalselfs. Die eigentliche Sehenswürdigkeit ist der Döda Fallet

das immer mehr zum Ruf einer vorzüglichen Sommerfrische gelangt ist.

Auf der Insel Frösö, gleich bei der Brücke, steht ein Runenstein zur Erinnerung an „Östmadur, Gudfasts



Der Brudslöjan bei Storlien.

Sohns", den ersten Verkündiger des Christentums in der Gegend. Die Kirche auf Frösö, mit drei Meter dicken Mauern, ist eine der ältesten des nördlichen Schwedens.

Besonders lohnende Ausflüge mit Hilfe der Eisenbahn führen den Reisenden über Bispgarden zum ausgetrock-

neten Bett des Ragundasees und nordwärts zur Kupfergrubenstadt Are am Fuße des Areskutan, der von hier aus bestiegen wird, und weiter nach Dufed, dem besten Ausgangspunkt zum Besuche des Tännfors, Schwedens schönstem Wasserfall. Er ist durch den Bärenfelsen in zwei Arme geschieden und speist mit seiner rauschenden Flut den See Tännsjön, über dessen Fläche man sich ihm von Dufed her, nach kurzer Wagenfahrt, im



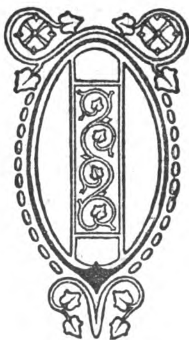
Der Tote Fall bei Ragunda.

Ruderboot nähert. Großartiger wirkt noch der wesentlich höhere, freilich auch schmälere Brudslöjan bei Storlien, jenseits der norwegischen Grenze. Die Aussicht vom Areskutan, dessen Besteigung von Are aus nur drei Stunden in Anspruch nimmt, ist namentlich durch die zahlreichen großen und kleinen Bergseen, die zwischen den Bergen eingebettet liegen, von hohem malerischen Reiz.

Der Besuch des eingetrockneten Ragundaseebeckens bringt uns wieder in das Stromgebiet des Indalselfs. Die eigentliche Sehenswürdigkeit ist der Döda Fallet

(Tote Fall), eine Felswand etwas unterhalb des Seebeckens, über die noch im Jahre 1796 der Indalself seine Flut ergoß. Diese Felswand liegt dicht an der Bahn. Das leere Ragundabett oben ist von dichtem Wald umgeben. In dem genannten Jahr trat im Frühjahr der See so gewaltig aus, daß der natürliche Damm gegen den Absturz brach. Die wilden Wasser bahnten sich seitwärts durch den Wald ein neues Bett, das sie noch heute durchfließen.

Der Flößerei ward damit ein großer Dienst geleistet, denn auf dem bisherigen Wege, den großen Gedungsenfall hinunter, war viel Holz zerschellt, und die Anwohner hatten sich schon lange mit dem kostspieligen Plane einer künstlichen Änderung des Flußbettes getragen, ja man hatte sogar mit dem Graben einer Rinne begonnen, als die Natur ihr Machtwort sprach. Der ganze, 27 Kilometer lange Ragundasee ist bei dieser Katastrophe ausgelaufen.





Wie soll der Zuckerkranke leben?

Von Dr. K. R. Kreuschner.

Mit 3 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Über den epidemischen Krankheiten, die jäh und unvermittelt sich auf die Bevölkerung einer Stadt oder eines ganzen Landes werfen und in kurzer Zeit zahlreiche Personen aus allen Lebensaltern dahinraffen, denen man nach menschlicher Berechnung noch eine beträchtliche Lebensaussicht beimessen zu dürfen glaubte, vergißt man nur allzuoft die chronisch verlaufenden Leiden, an denen jederzeit Hunderttausende kranken, um vor der Zeit aus dem Dasein zu scheiden.

Der Grund für die verschiedene Bewertung der akuten und langsam verlaufenden Krankheiten ist nicht schwer zu finden. Wenn Cholera und Typhus, Masern oder Scharlach und Diphtherie sich ihre Opfer holen, gibt es immer ein jähes Aufschrecken aus dem Gefühle der Ruhe, in das man sich eingewiegt hatte. Der plötzliche Abschluß eines Lebens zerreißt Bande, die man für die Dauer langer Jahre geschmiedet glaubte, und erhärtet in gräßlicher Wirklichkeit das Dichterwort „Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben". Die chronischen Krankheiten dagegen haben wir uns — oft mit Unrecht — gewöhnt, fast als etwas Unvermeidliches anzusehen. Achtlos gleitet der Blick über die erschreckenden Zahlen der Sterblichkeitsstatistik hinweg. Meistens wird der unheimliche Gast zur Zeit, da er sich einschleicht, überhaupt nicht bemerkt. Und

wenn dann nach Jahren die bösen Folgen hervortreten, wenn die Menge und Güte der Arbeit abnimmt, die der Gesunde einstmals mühelos zu leisten gewohnt war, wenn Badekuren und kostspielige Behandlung durch Spezialisten ohne Erfolg waren, wenn schließlich auch noch die Naturheilkundigen vergebens sich um den Kranken bemüht haben, siecht wieder einmal hoffnungslos ein Menschenleben dahin, das bei rechtzeitig beginnender vernünftiger Lebensführung noch lange erhalten geblieben wäre. Den Angehörigen aber wird in einer Welt, in der nur der Lebende recht hat, der magere Trost einer Teilnahme, die schneller verschwindet, als die Rosen der gespendeten Totenkränze dahinwelken.

Ein klares Beispiel für das eben Gesagte ist die Zuckerkrankheit. Aus der vor kurzem erschienenen Reichsstatistik über Medizinalwesen und Hygiene ist zu ersehen, daß in den deutschen Städten von mehr als 15,000 Einwohnern, wenn man die Sterblichkeit auf 100,000 Köpfe umrechnet, die Todesfälle bei Scharlach von 57 auf 15, bei Masern von 28 auf 24, bei Diphtherie von 100 auf 23 gesunken sind. An diesem Sinken nimmt auch die Lungentuberkulose (von 358 auf 203) und selbst die Lungenentzündung teil, die sich um ein volles Viertel verringert hat. Ungeheuer gestiegen sind dagegen (von 147 auf 252) die Todesfälle an Magen- und Darmkatarrh und Brechdurchfall.

Das gleiche gilt auch von der **Zuckerkrankheit**, wie der von der Medizin als Diabetes bezeichnete Krankheitszustand viel richtiger bezeichnet wird als mit dem der griechischen Sprache entnommenen Ausdruck. Wie ungeheuer verbreitet das Leiden ist, weiß nur der, der in der Praxis gestanden hat. In jedem nicht gänzlich klaren Fall fahndet der Krankenhausarzt ebenso wie der in der Privatpraxis tätige auf

das Vorhandensein von Zucker. Viele Hunderttausende aber schleppen sich, wie der Mediziner aus seinen Beobachtungen im Bekanntenkreise wahrnehmen kann, mit mehr oder minder großen Beschwerden jahrelang durchs Leben, ohne zu ahnen, daß sie schon lange an Diabetes leiden. Sie erreichen dabei in vielen Fällen ein stattliches Alter, plagen sich aber fortwährend mit lästigen Empfindungen, die Lebensfreude und Schaffenskraft beschneiden, häufig auch dauernde und gefährliche Berufsstörungen zur Folge haben und sich unschwer beseitigen ließen, wenn — ja wenn sich zur richtigen Erkenntnis des Zustandes auch der freilich notwendige Wille gesellte, das zu tun, was dem Durchschnittsmenschen so entsetzlich schwer dünkt, nämlich sich bei einigen liebgewordenen Genüssen eine Einschränkung aufzuerlegen.

Kaum eine andere Krankheit meldet sich, von seltenen Ausnahmefällen natürlich abgesehen, für den Kundigen so lange vorher an wie die Zuckerkrankheit. Keine andere verlangt aber auch für ihre Behandlung so wenig den Apothekenschatz an stark wirkenden und deswegen manchmal nicht unbedenklichen Medikamenten wie sie. Die Möglichkeit der Heilung hängt vielmehr fast ausschließlich von der Beobachtung einer besonderen diätetischen Lebensweise ab. Eine populäre Darstellung unterliegt also gerade hier keinen Bedenken. Sie kann keine „eingebildeten Kranken" züchten, denn abgesehen von kaum zu verkennenden äußerlichen Anzeichen erbringen Arzt und Apotheker durch eine ungemein einfache chemische Prüfung den unwiderleglichen Beweis, ob die Krankheit vorhanden ist. Aber auch dem behandelnden Arzt wird dadurch nicht in sein Werk gepfuscht, weil der über das Wesen der Krankheit und die Folgen der eigenen Diätfehler unterrichtete Kranke sich

den Anordnungen des Arztes, die er verstehen lernt, williger fügen wird.

Häufig macht sich das Leiden schon lange Jahre, ehe es offensichtlich zutage tritt, durch ein ungewöhnliches Trinkbedürfnis bemerkbar. Mancher, der um das fünfzigste Jahr herum erkrankt, hat vielleicht schon als Dreißigjähriger die für einen normalen Erwachsenen angemessene Flüssigkeitsmenge von 2 oder 2½ Liter im Tage um das Mehrfache überschritten. Wenn er dagegen seinen Durst vorwiegend nur mit Wasser gestillt hat, ist er, ohne es zu wissen, den natürlichsten Weg gegangen, indem er den in den Körpersäften aufgelösten Zucker, der anfangs nur in geringen Mengen vorhanden war, durch Vermehrung der Absonderungen ausgeschieden hat. Wenn er dagegen seinen Durst mit Bier gelöscht hat und dabei, wie es so zu gehen pflegt, regelmäßig große Biermengen, besonders am Abend, oft aber auch im Laufe des Tages, zu sich genommen hat, dann um so schlimmer für ihn. Schwere Katarrhe, unerträgliches Hautjucken an den verschiedenen Körperteilen, gelegentliche Ausschläge, das Gefühl des „Taubseins" in den Spitzen der Finger und Zehen stellen sich ein. Die vordem vielleicht zum Schwitzen neigende Haut wird auffällig trocken. Kratzwunden, die er beim Jucken sich selbst zugefügt oder die auf andere Weise entstanden sind, wollen nicht heilen oder hinterlassen Narben und bräunliche Flecken. Oft treten reißende oder bohrende Schmerzen auf, und während der Kranke an Gicht oder Rheumatismus glaubt, die er vergeblich durch ein Heer von Mitteln zu beseitigen sucht oder sich mit der selbst gestellten Verlegenheitsdiagnose „Nervenschmerzen" beruhigt, treten eines Tages lästige Furunkel auf. Er geht nun zum Arzt, der meistens schon nach der Beschreibung

vor der klinischen Untersuchung die Diagnose auf Zucker stellen kann.

Die letzten Gründe, weswegen der frei in den Körpersäften kreisende Zucker dem ganzen Organismus in seiner Blutmischung, besonders aber dem Nervensystem so schädlich ist, kennen wir nicht. Alle Lebensvorgänge, die sich im gesunden wie im kranken Körper oder — genauer ausgedrückt — in dessen Zellen abspielen, sind chemische Prozesse, bei denen durch zugeführte Stoffe Eiweißmoleküle aufgebaut oder wieder zerstört werden. In welcher Weise aber selbst verhältnismäßig so einfache Moleküle, wie die des Zuckers, auf die riesigen Eiweißmoleküle wirken, die bis zu 20,000 Atome enthalten, hat noch keines Menschen Auge erschaut, und wir müssen uns mit der Tatsache begnügen, daß Zucker, der auch sonst vielfach als sogenanntes Reduktionsmittel wirkt, dem lebenden Körpergewebe schädlich ist oder — um ein Bild zu gebrauchen — auf den Körper wirkt wie die Spitzhacke auf das ihr überlieferte Haus.

Gänzlich aufgehellt ist dagegen die Frage, woher der Zucker in den Geweben von Menschen stammt, die ihn vielleicht gar nicht oder nur in geringer Menge mit der Nahrung in sich aufnehmen. Die Quellen, aus denen er fließt, sind nun gerade die Nahrungsmittel, die, von der Chemie als Kohlehydrate bezeichnet, wegen ihrer verhältnismäßigen Billigkeit dem weitaus größten Teile der Menschheit in überwiegendem Maße zum Lebensunterhalt dienen, nämlich alle mehlhaltigen Substanzen und Früchte, die den Zucker schon fertig in sich enthalten. Während nämlich die Eiweißkörper, also in erster Reihe Fleisch, durch die Drüsenabsonderungen im Magen peptonisiert, das heißt in lösliche Eiweißverbindungen verwandelt werden, während Fette beim

Verdauungsvorgang nur in winzig kleine Kügelchen aufgelöst werden, so daß die Peptone und Fettemulsionen die Darmwand passieren können und nunmehr direkt als Ersatzstoffe im Körper verwendet werden, sind Stärkemehl und Zucker in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit als Baustoffe des Leibes nicht verwendbar. Mehl, das in sämtlichen Backwaren, in Kartoffeln und den meisten Gemüsen den Hauptbestandteil bildet, muß erst durch die Verdauung in Traubenzucker verwandelt werden, und das gleiche geschieht auch mit dem aufgenommenen Rohr- oder Rübenzucker. Aber auch nach dieser chemischen Umwandlung sind sie für den Körper noch nicht gebrauchsfertig. Der Traubenzucker wird aus dem sogenannten Chylussystem, in das er aus dem Verdauungskanal gelangt ist, durch die Pfortader der Leber, der mächtigsten Drüse im ganzen Körper, zugeführt, die durch ihre Drüsentätigkeit die Verwandlung in Glykogen vornimmt, der nunmehr den Muskeln als Reservestoff zugeführt wird. Dieses Glykogen ist aber eine der wichtigsten Kraft- und Wärmequellen für den Organismus, es wird verbraucht und schwindet aus dem Körper bei Hunger und beträchtlicher Anstrengung und erscheint wieder bei Ruhe und ungestörter Verdauung.

Das Wesen der Zuckerkrankheit besteht nun darin, daß die Leber des an ihr Leidenden nicht imstande ist, den erhaltenen Zucker in Glykogen zu verwandeln. Er tritt aus der Leber in den eigentlichen Blutkreislauf über und vermag hier nichts zur Ernährung beizutragen, sondern häuft sich in Mengen an, die dem Organismus im höchsten Grade schädlich sind. Der Körper, der bekanntlich mit einer großen Zahl von Schutz- und Abwehrvorrichtungen versehen ist, sucht sich zwar in jeder Weise des Zuckers zu entledigen, von dem ein Teil mit

dem Schweiß auf der Haut ausgeschieden wird, während weitaus größere Mengen durch die Nierenabsonderung in den Harn gelangen. Da aber fortwährend bei der gewöhnlichen Ernährungsweise erhebliche Nachschübe an Zucker erfolgen, kreist dieser dauernd im Blute, dessen Gewebe er angreift, so daß Geschwüre und Furunkeln auf der Haut entstehen und sich schon bei Menschen in mittleren Lebensjahren nicht selten Anfänge von grauem Star zeigen, eine der gefährlichsten Begleiterscheinungen des Diabetes.

Bei einem gesunden Menschen mit der allgemein üblichen Ernährungsweise rechnet man, daß 66 Prozent der in seinem Körper erzeugten und verbrauchten Wärme aus den Kohlehydraten der Nahrung stammen. Nachdem schon gezeigt worden ist, daß diese für ihn nutzlos sind, erklärt es sich also, daß der Diabetiker trotz reichlicher Nahrungsmengen eigentlich Not leidet, einen unnatürlichen Hunger und bei dessen schrankenloser Befriedigung auch entsprechenden Durst hat, und trotzdem körperlich immer mehr herabkommt. Er befindet sich also in einer ähnlichen Lage wie der Säugling, den man mit Brei und Mehlsuppen und anderen für ihn ungenießbaren Dingen füttert, und im buchstäblichen Sinne des Wortes zu Tode ernährt, wie ein Kätzchen, das man mit Äpfeln und Birnen, oder ein Kaninchen, das man mit Eiern oder Beefsteak großziehen wollte.

Der Diabetiker, der wissentlich oder unwissentlich in seiner altgewohnten Ernährungsweise fortfährt, magert deshalb ab, verschlechtert seine Organsäfte, ist viel anfälliger als andere gegen Infektionskrankheiten und siecht langsam dahin.

Es wird jetzt verständlich sein, wenn in der Einleitung gesagt wurde, daß gerade der Diabetes eine Krankheit ist, bei der das wichtigste Heilmittel eine an-

gemessene Lebensweise ist. Sie liegt in der größtmöglichen Ausschaltung aller Nahrungsmittel, die Zucker oder Mehl oder beides enthalten, und ihrem Ersatz durch andere Nährstoffe, die den Kraft- und Wärmebedarf decken und gleichzeitig auch dazu geeignet sind, das beim Wegfall der einen ziemlichen Umfang einnehmenden mehlhaltigen Nahrungsmittel mit großer Stärke auftretende Hungergefühl zu dämpfen. Es würde hier zu weit führen, wenn man alles das aufzählen wollte, was man gar nicht oder nur in geringen Mengen genießen darf und was erlaubt ist. Der Diabetiker findet die entsprechenden Anweisungen in eigens zu diesem Zweck von Ärzten verfaßten Büchern, die überall um wenige Groschen erhältlich sind. Es seien deshalb hier nur einige Schlagworte angegeben. Erlaubt sind: Frisches Fleisch, die inneren Organe der Schlachttiere, wie Gehirn, Lunge, Leber, Nieren, Knochenmark, Bries (Kalbsmilch) und Zunge, frische Fische, Fleisch- und Fischkonserven, Muscheln, Austern, Kaviar und anderer Fischrogen, Eier in jeder Zubereitung, bei der kein Mehl verwendet wird, Fett, Butter, Rahm, Käse, mehlfreie Mandelgebäcke, Gurken, Tomaten, grüne Bohnen, Rettich, Radieschen, junge Artischocken, Spargel, Hopfenblüten, Zichorie, Rhabarber, Blumenkohl, Rosenkohl, Spinat, Sauerampfer, sämtliche Kohlarten, Pilze, Sauerkraut, Preiselbeeren und junge Stachelbeeren, wenn sie statt mit Zucker mit Saccharin zubereitet sind, Tee, Kaffee und Kakao mit der gleichen Maßgabe, gute Kognake und Branntweine, leichte Weiß- und Rotweine, zuckerfreie Champagner und mit Saccharin gesüßte Zitronenlimonade. Verboten dagegen sind: Erbsen, Bohnen, Linsen und alle übrigen mehlhaltigen Gemüse, gewöhnliches Brot und Weißgebäck, Mehlspeisen, Kartoffeln, Süßweine, süße Liköre, zucker-

haltige Fruchtsäfte, süßes Obst und Obstsäfte, Honig, Fruchtmarmeladen, Konditorwaren, Reis, Kukuruz, am strengsten aber Zucker und Bier, das sich für den Zuckerkranken als wahres Gift erweist und nur in vom Arzt als leicht beurteilten Fällen als Grätzer oder Pilsener Bier in kleinen Mengen verschrieben werden darf.

Der Zuckerkranke muß also, um es noch einmal kurz zu sagen, seinen täglichen Nahrungsbedarf mit Eiweiß und Fetten decken. Da die meisten Menschen aber an den von Jugend auf gewohnten Speisen mit derselben heißen Liebe hängen, wie Homers Lotophagen an den mythischen Früchten, und bei gänzlicher Entziehung von Brot der vorgeschriebenen Diät leicht untreu werden, ist es erforderlich, nachdem der Zuckergehalt im Körper erst einmal eine bedeutende Herabsetzung erfahren hat, wieder vorsichtig mit kleinen Mengen Brot zu beginnen, wozu sich am besten die unter den verschiedensten Namen, wie Kleberbrot, Aleuronatbrot, Grahamschrotbrot, Konglutinbrot, im Handel befindlichen Backwaren für Diabetiker eignen. Eine Regelung der Verdauung in dem Sinne, daß sich die Nahrungsmittel oder ihre Rückstände nicht zu lange im Körper aufhalten und täglich mindestens einmal entfernt werden, ist unbedingt notwendig. Zur Durchspülung der angegriffenen Leber und Alkalisierung des Blutes aber eignet sich am besten eine Trinkkur in Karlsbad oder der häusliche Gebrauch der Karlsbader Brunnen und Salze.

In bedenklichen Fällen kommt es selbstverständlich darauf an, den Leidenden durch eine von Kohlehydraten gänzlich freie Ernährung einmal möglichst schnell vom Zucker zu befreien. Früher oder später wird es dann aber auch nötig, eine Probe auf den Erfolg der Behandlung zu machen oder — mit anderen Worten — auszuproben, wieviel an Mehl und Zucker vertragen

wird, ohne daß dieser in den Ausscheidungen wieder auftritt. Zu diesem Zwecke lockert man die Diät ein wenig und untersucht in kürzeren Zwischenräumen den Harn, was in jeder Apotheke besorgt wird. Der aus der Behandlung Getretene wird in seinem eigenen Interesse noch lange die äußerste Vorsicht beobachten und namentlich den Biergenuß erheblich einschränken oder für immer unterlassen müssen. In zahlreichen Fällen tritt Heilung überhaupt von selbst ein, sobald auf den mit Unrecht als wertvolles Nahrungsmittel gepriesenen Gerstensaft verzichtet wird.



Fig. 1.

Der Gesundgewordene tut aber gut daran, wenn er sich von Zeit zu Zeit vergewissert, ob er noch zuckerfrei ist oder ob der Zucker später wieder auftritt.

Er kann in folgender Weise, ohne Chemiker zu sein, prüfen, ob Zucker vorhanden ist, freilich nicht wie viel, was nur mit Hilfe eines Polarisationsapparates oder umständlichen Titrierungsverfahrens möglich ist. Das hierzu erforderliche Gerät besteht in einem Fläschchen Kalilauge (etwa 100 Kubikzentimeter), einem Fläschchen fünf- bis zehnprozentiger Kupfervitriollösung (etwa 50 Kubikzentimeter), einem Reagenzgläschen (schlanke Form), einem Tropfenzähler und einem Spirituslämpchen — alles in allem Gegenstände, die beim Drogisten nicht mehr als 2 Mark kosten. Man beschickt das Reagenzglas mit Harn bis a (Fig. 1), so daß dieser darin 2 bis 2 1/2 Zentimeter hoch steht, und setzt etwa ein Drittel dieser Menge an Kalilauge bis b zu. Hierauf saugt man in einem der üblichen Tropfenzähler mit Gummiansatz eine kleine Menge Kupfervitriol-

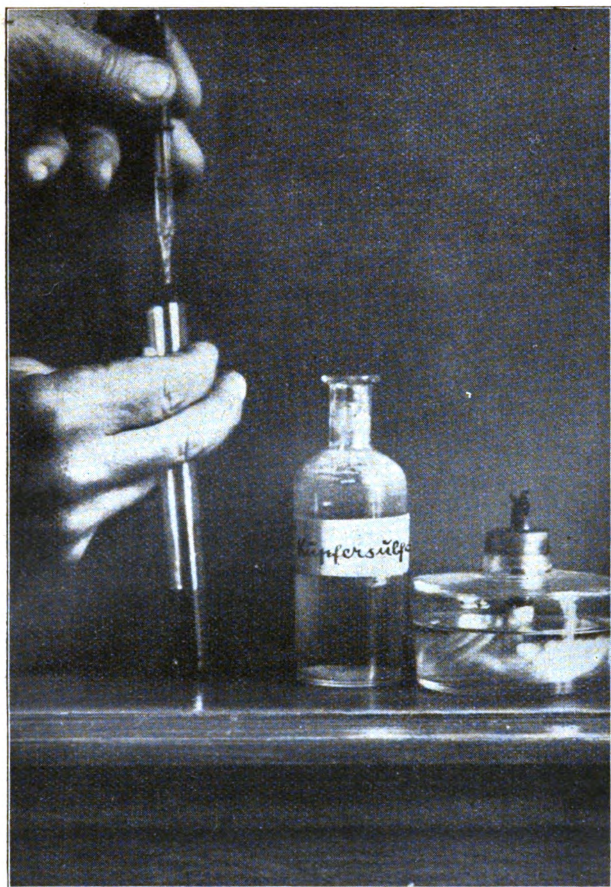


Fig. 2.

lösung an (Fig. 2), die man tropfenweise in die Mischung fallen läßt, und erwärmt das Röhrchen über der Spiritusflamme (Vorsicht beim Erwärmen, weil die gashaltige Flüssigkeit leicht überkocht). Ist kein Zucker-

vitriol vorhanden, so hat sich schon vor dem Kochen die Kupfervitriollösung nicht lösen können, sondern bleibt als Kupferoxydhydrat in bläulichen Flocken schweben, auch wenn man das Gläschen schüttelt. Bei Gegenwart von Zucker hingegen löst sie sich vollkommen mit schön lasurblauer Farbe. Man setzt nun so lange Kupfervitriollösung zu, bis eben noch ein kleiner Rest

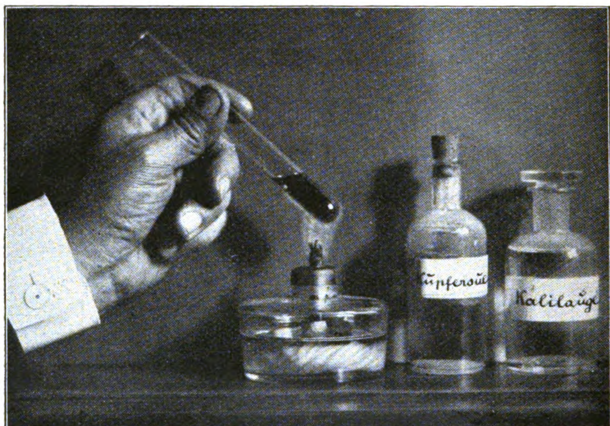


Fig. 3.

beim Schütteln ungelöst bleibt, und erwärmt, wobei sich noch vor Eintritt des Kochens zuerst an der hauptsächlich der Flamme ausgesetzten Stelle eine orange- bis rotgelbe, intensive Trübung zeigt, die sich schnell über die ganze Flüssigkeit verbreitet und schließlich einen ebenso gefärbten Niederschlag bildet (Fig. 3). Noch sicherer beweisend ist die äußerst scharfe Probe, wenn man das Gläschen, statt es zu erwärmen, vierundzwanzig Stunden im Kalten stehen läßt.

Wenn die Behandlung des Diabetes — wie übrigens die jeder anderen genau studierten Krankheit —

in ihrer Art und Weise nur die angewandte logische Folgerung aus feststehenden Tatsachen ist, darf der Kranke deshalb doch nicht glauben, den beratenden Arzt entbehren zu können. Ebenso muß die Nahrung bei jeder einzelnen Mahlzeit innerhalb der erlaubten Grenzen zugewogen und zugemessen werden, was mit Hilfe jeder Hebelbriefwage mühelos durchführbar ist. Nur der Arzt aber ist in der Lage, zu entscheiden, ob der Patient gut tut, sich körperlichen Übungen oder ausgiebigen Spaziergängen hinzugeben oder sich zu schonen, weil vielleicht gleichzeitig Nierenreizung vorhanden ist, und nur der Arzt weiß die häufig wechselnden äußeren Symptome richtig zu deuten und kann bei den mannigfachen Beschwerden des Patienten in der richtigen Weise eingreifen.

Zum Thema gehört unbedingt auch noch ein kurzer Hinweis darauf, daß es auch Fälle von Zuckerkrankheit gibt, bei denen zwei andere Ursachen vorliegen. Wenn man eine bestimmte Stelle am Nachhirn eines Versuchstieres, die am Boden des sogenannten vierten Ventrikels liegt, durch einen Stich oder sonstige Verletzung reizt, so tritt eine ins Ungeheure vermehrte Harnausscheidung auf. Erfolgt die Reizung ein wenig weiter nach hinten, so zeigen sich große Mengen Zucker im Harn. Das gleiche erfolgt, wenn die die Gefäße der Leber versorgenden Nerven durchschnitten werden. Die Fähigkeit der Leber, den in der Nahrung vorhandenen Zucker zu verarbeiten, steht also in innigem Zusammenhange mit der Unversehrtheit der Nervenfunktionen. Mit dieser Tatsache steht es aber in guter Übereinstimmung, daß auch beim Menschen Diabetes sich häufig nach Kopfverletzungen, Erschütterungen und heftigen seelischen Erregungen zeigt.

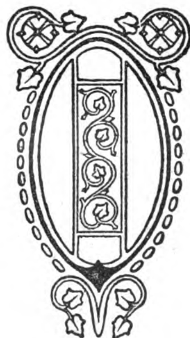
Gehört diese Erscheinungsform ausschließlich in das

Behandlungsgebiet des Nervenarztes, so kann Zuckerkrankheit endlich auch noch lediglich infolge allzu üppiger Lebensweise und Mangels an körperlicher Bewegung eintreten. Ein völlig gesunder, mit einem wohlgesegneten Appetit ausgestatteter Mensch, der in seinen jüngeren Jahren aß und trank, was und wie viel ihm schmeckte, merkt eine allmählich einsetzende Minderung seines Wohlbefindens. Die Beschwerden sind so gering, daß er sich in seinen Genüssen nicht stören läßt. Das blühende Aussehen und der gute Ernährungszustand scheinen eine Gesundheitsstörung auszuschließen. Allenfalls erwägt man, ob starkes Fleischessen und reichlich getrunkenes Bier und Wein etwa die Vorboten von Gicht zeitigen, bis eine vom Arzte bei einem anderen Anlaß vorgenommene Harnprüfung Zucker und womöglich noch Eiweiß nachweist, das dem Verdacht auf Nierenentzündung Nahrung gibt. Der Arzt schreibt nun Einschränkung im Essen und Trinken vor, und mit schmerzlichen Empfindungen fügt sich sein Patient mit dem glänzenden Erfolg, daß er binnen wenigen Wochen alle Beschwerden los ist. Er glaubt nunmehr, wieder in altgewohnter Weise leben zu dürfen, fühlt sich nach einiger Zeit aufs neue elend, gesundet wieder nach seiner Rückkehr zur Mäßigkeit, und so geht das Spiel weiter, bis er entweder sich Witz genug gekauft hat, um dauernd Entsagung zu üben, oder wirklich ernsthaft und dauernd erkrankt.

Ja, wenn alle Korpulenten und Vollsäftigen, die unausgesetzt Hunger und Durst quält, lernen würden, Selbstbescheidung zu üben! Leicht ist es ja nicht, und Trugschlüsse verleiten sie oft noch zu größeren Fehlern. Das zunehmende Schwächegefühl bringt sie auf den Gedanken, der Kraftmaschine des menschlichen Körpers größere Leistungen abzunötigen, indem sie größere

Nahrungsmengen hineinstopfen. Wie aber auch jede Dampfmaschine nur für eine Maximalleistung gebaut ist, die nicht überstiegen werden kann, wenn man auch noch so viel Kohlen auf die Roste des Kessels schaufelt, ist auch dem menschlichen Organismus mit Übernährung nichts genützt.

Wer dauernd mehr ißt und trinkt, als der Luftwechsel in den Lungen oxydieren und der Körper in Gestalt von Wärme und Arbeit wieder abgeben kann, muß schließlich erkranken. Nimmt er mehr zucker- und mehlhaltige Nahrungsmittel auf, als der Körper verbraucht, so werden seine Körpersäfte eben durch den Überschuß an Zucker überschwemmt. Er bekommt dann den sogenannten „alimentären Diabetes", die Zuckerkrankheit an Überfütterung, die nur sein eigener guter Wille beseitigen kann.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Baron Rimini und Kollege Persic. — In den letzten Jahrzehnten hat sich die Zahl der Attentate, die gegen Staatsoberhäupter gerichtet worden sind, in geradezu erschreckender Weise gemehrt. Nicht nur Monarchen, sondern auch die Präsidenten von Republiken sind den Mördern zum Opfer gefallen, und nicht allein die Staatsoberhäupter sind beständig bedroht, sondern auch ihre Angehörigen. Natürlich sucht man die Staatsoberhäupter gegen die Gefahren, die durch Attentate ihnen drohen, nach Möglichkeit zu schützen, und zwar nicht nur indem man sie mit Wachen und Posten umgibt und ihnen bei Ausfahrten Eskorten stellt, sondern vor allem auch dadurch, daß man Verschwörungen, die zur Ausführung von Attentaten angezettelt worden sind, zu entdecken und so die Ausführung der Mordpläne zu hindern sucht.

Die Zahl der vor der Ausführung entdeckten und so vereitelten Attentate war in den letzten Jahren noch viel größer als die Zahl der wirklich ausgeführten Verbrechen dieser Art, und die Spezialbeamten, denen der Schutz der Monarchen obliegt, haben Wunder der Geschicklichkeit und des Mutes verrichtet, damit ihre Bestrebungen von Erfolg gekrönt wurden. Nachstehend geben wir einige Beispiele von Vorfällen dieser Art, welche sich streng an die Wirklichkeit halten.

Griscelli, später Baron Rimini genannt, war einer der Detektive, denen die persönliche Sicherheit Napoleons III. anvertraut war. Selten sind gegen ein Staatsoberhaupt so viele Attentate geplant und versucht worden wie gegen Napoleon III. Auch ausgeführt wurde eine große Anzahl von Mordanschlägen gegen ihn, darunter entsetzliche Explosionen, bei denen Hunderte von Menschen ihren Tod fanden. Und

doch entging durch des Schicksals Fügung Napoleon III. allen diesen Anschlägen.

Griscelli war ein Korse, ein gewalttätiger, verschlagener und kühner Mann. Es war ungefähr zwei Jahre nach dem Staatsstreich von 1852, als er in den Dienst Napoleons trat. Die erste Probe legte er in folgender Weise ab. Der Polizeipräfekt bekam einen anonymen Brief, der die Mitteilung enthielt, im vornehmsten Stadtviertel von Paris, dort, wo die Mitglieder des alten Adels wohnten, würde eine Höllenmaschine hergestellt, durch welche Napoleon beim Durchfahren dieses Stadtteils ermordet werden sollte. Es war sogar die Nummer eines Hauses angegeben. Griscelli ging hin und sah sich das Haus näher an. Es war ein vornehmes Gebäude, anscheinend nur aus zwei Wohnungen bestehend. Die eine dieser Wohnungen war vermietet, die andere stand leer. Es hing auch ein Zettel an dem Hause, auf dem zu lesen war, daß eine Wohnung von zehn Zimmern zum Preise von siebentausend Franken zu vermieten sei. Griscelli eilte nach seiner Wohnung zurück, kleidete sich sehr elegant, schmückte sich mit einigen Orden und ging dann zu einem Equipagenverleiher, bei dem er sich eine elegante Equipage mit Kutscher und Lakai, beide in reicher Livree, mietete. Mit diesem Gespann fuhr er vor dem verdächtigen Hause vor, und der Lakai klingelte den Portier heraus. Der Portier kam respektvoll an den Wagen und fragte, was der Herr wünsche. Griscelli gab sich für einen Marquis aus und legte sich einen altadeligen Namen bei. Er erklärte, er möchte gern die Wohnung sehen, weil er sie mieten wolle. Der Portier führte ihn in den Zimmern umher, und diese gefielen dem angeblichen Marquis so gut, daß er sie sofort mietete und wie üblich ein Angeld von hundert Franken zahlte. Nachdem diese geschäftliche Angelegenheit erledigt war, griff der Marquis noch einmal in die Westentasche und gab dem Portier ein Goldstück.

„Hier etwas für Sie, mein Lieber," sagte er, „und nun teilen Sie mir mit, wer noch hier im Hause wohnt. Ich bin ein Mann aus altem Geschlecht und ein getreuer Anhänger der Bourbonen. Ich hoffe, es wohnt hier nicht etwa einer von

den Schurken, die zur Gefolgschaft des Banditen gehören, der jetzt auf dem Throne sitzt. Lieber lasse ich das Angeld verfallen, als daß ich in ein Haus ziehe, in dem ein solcher Mensch wohnt."

Der Portier war sehr gerührt und antwortete: „Gnädiger Herr, hier sind Sie an einem Ort, wo Sie sich wohl fühlen werden. Der Besitzer des Hauses ist einer der getreuesten Anhänger des bourbonischen Thronprätendenten, Seiner Majestät Heinrichs V. Er war Minister des verstorbenen Königs Karl X."

„Wie," rief Griscelli überrascht, „ein Parteifreund, ein Gesinnungsgenosse von mir? Melden Sie mich schnell, sagen Sie ihm, ich komme direkt von Seiner Majestät Heinrich V. aus Frohsdorf."

„Welch unglückseliger Zufall!" entgegnete der Portier. „Heute früh erst ist unser Herr nach Frohsdorf zu Seiner Majestät Heinrich V. abgereist. Sie müssen ihm noch begegnet sein. Wie hätte er sich gefreut, Sie zu sehen, und wie angenehm wird es ihm sein, wenn er hört, daß Sie bei uns die Wohnung gemietet haben!"

„Auch ich bin erfreut," erklärte Griscelli, „unter Gesinnungsgenossen zu sein, denn ich sehe es Ihnen an, Sie sind ein aufrichtiger Freund und Anhänger Heinrichs V. Wie lange wird es nur noch dauern, daß dieser Abenteurer auf dem Throne sitzt, auf den der Bourbonenkönig gehört!"

Der Portier zwinkerte mit den Augen und sagte: „Gnädiger Herr, es dauert nicht mehr lange. Ich weiß ja, wen ich vor mir habe. Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen etwas zeigen!"

Er führte Griscelli nach einem kleinen einfenstrigen Zimmer in der ersten Etage des Hauses und zeigte ihm hier fünf Gewehrläufe, die auf dem Fensterbrett befestigt und so eingerichtet waren, daß man sie auf einmal abfeuern konnte.

„Sie sehen, es ist alles vorbereitet, gnädiger Herr," meinte der Portier. „In wenigen Tagen kommt der Abenteurer, der jetzt auf dem Throne Frankreichs sitzt, hier vorüber, und diese fünf Flintenläufe werden dann auf einmal losgehen und seinem Dasein ein rasches Ende machen."

Griscelli umarmte den Portier, schenkte ihm noch ein zweites Goldstück und fuhr in seiner Equipage davon.

Abends wurde der Portier verhaftet und die Höllenmaschine beseitigt. Der Besitzer des Hauses war jedoch bereits gewarnt worden und kehrte nicht mehr nach Frankreich zurück. —

Der Beamte, der für die Sicherheit des Kaisers von Rußland zu sorgen hat, ist nicht zu beneiden. In der letzten Zeit stand an der Spitze des persönlichen Sicherheitsdienstes des russischen Kaisers ein Mann namens Persic, der jetzt als Rentier in London lebt. Persic stammt aus vermögender Familie und es lag eigentlich gar nicht in seiner Absicht, zur Polizei zu gehen. Durch einen Zufall nur wurde er Entdecker eines großen Diebstahls in seiner Heimatstadt Moskau, und der Chef der dortigen Sicherheitsbehörde schlug ihm vor, in den Dienst der Polizei zu treten. Das wollte Persic eigentlich nicht, aber er hatte den Trieb für die Entdeckung von Verbrechen, denselben Trieb, der den Jäger beherrscht, der Leben und Gesundheit in die Schanze schlägt, um irgend ein Stück Wild zur Strecke zu bringen.

Persic kam also zur russischen Geheimpolizei, und nach einigen genialen Leistungen wurde er Chef des persönlichen Sicherheitsdienstes des Zaren. Er hat seine Erinnerungen vor kurzem im Auszuge veröffentlicht und höchstwahrscheinlich nur den geringsten Teil seiner Erlebnisse und Erfahrungen mitgeteilt.

Aus der Zeit des jetzt regierenden Kaisers Nikolaus sei folgendes erwähnt. Die russische Kaiserfamilie wechselt nach den Jahreszeiten häufig ihren Wohnsitz. Persic revidierte stets vorher außerordentlich genau den Ort und die Umgebung, an welchem die kaiserliche Familie Wohnung nehmen sollte, um zu ermitteln, ob irgendwelche Vorbereitungen zu einem Attentat gemacht seien. Bekanntlich hält sich die kaiserliche Familie im Herbst gewöhnlich in Livadia auf. Dies ist eine Besitzung am südlichen Ufer der Krimhalbinsel in der Nähe des Badeortes Yalta. Sehr vorteilhaft für Persic war es, daß er selbst den Leuten in der Umgebung des Zaren nicht als Geheimagent bekannt war.

Er traf also eines Herbstes in Yalta ein und kundschaftete die Umgebung der kaiserlichen Villa in Livadia aus. Persic begegnete dort öfter einem würdigen Popen, der in dem Parke von Livadia spazieren ging und mit der Dienerschaft Bekanntschaft angeknüpft hatte. Der Mann war ein großer Verehrer der Kaiserfamilie; es interessierte ihn alles im Palais, sogar der Kohlenkeller und selbst die Wasserleitung. Er war nicht aus Yalta selbst, sondern stammte nach seiner Angabe aus einem ziemlich weit entfernten Orte; er verbrachte nur seinen Urlaub in der Krim.

Persic setzte sich mit den Behörden des Ortes, aus dem der angebliche Pope stammte, in telegraphische Verbindung und erfuhr, daß kein Priester dieses Namens beurlaubt sei. Darauf ließ Persic den angeblichen Popen verhaften und untersuchte dessen Wohnung. Es wurden Gifte, Bomben und kompromittierende Papiere gefunden. Der angebliche Pope wollte die Wasserleitung im Palais vergiften und hatte schon Vorbereitungen getroffen, um Bomben in den Kohlenkeller zu schaffen. Er wurde auf Lebenszeit nach Sibirien deportiert.

In dem Kaiserpalast Zarskoje Selo in der Nähe von Petersburg war die Kapelle umgebaut worden und sollte feierlich eingeweiht werden. Der Zar und die Zarin wollten dabei zugegen sein. Bevor sie die Kapelle betraten, wurde der Raum von Persic noch einmal auf das sorgfältigste durchmustert. Hinter einem Vorhang, vor welchem die Majestäten sitzen sollten, entdeckte Persic eine Bombe. Nur eine Persönlichkeit, die im Palais ein- und ausging, konnte diese Bombe dorthin geschafft haben. Wäre die Bombe explodiert, so wären alle in der Kapelle befindlichen Menschen rettungslos verloren gewesen. Persic sagte nichts von seinem Fund, und es gelang ihm binnen einer Stunde, den Attentäter zu ergreifen. Es war ein junger Mann, ein Student, und die Tat, die er plante, war um so schändlicher, als sie ein Beispiel krassester Undankbarkeit darstellte.

Vor vielen Jahren, als dieser Student noch ein kleines Kind war, hatte seine Mutter ihren Gatten und Ernährer verloren. Sie war damals hilfesuchend und bettelnd nach

Zarskoje Selo gekommen. Eine der Kammerfrauen des Palastes hatte sich ihrer angenommen und hatte ihr Arbeit gegeben, um ihr etwas zu helfen. Andere Kammerfrauen, schließlich die Hofdamen und endlich die Kaiserin folgten dem Beispiel, und die Frau hatte durch Näharbeit im Palais ein gutes Einkommen. Das Kind, das sie auf dem Arme trug, ging mit ihr ein und aus, als es laufen konnte. Es wuchs heran, und auch als Student hatte der junge Mensch noch freien Zutritt in das Palais, da ihn hier jedermann von Kindesbeinen her kannte. Daß er es gerade gewesen, der das Attentat gegen die Kaiserfamilie geplant, erregte allgemeinen Abscheu. Seiner armen Mutter kostete seine Tat das Leben; sie starb vor Schreck und Scham über die Undankbarkeit des Sohnes.

Auf den Fahrten nach und von Deutschland nimmt die russische Kaiserfamilie manchmal, um die lange Reise zu unterbrechen, in Skiernewice in Russisch-Polen Aufenthalt. Es steht hier ein Jagdschloß, das freilich nicht für längeren Aufenthalt eingerichtet ist. Als das Kaiserpaar zum ersten Male in Skiernewice übernachten sollte, begab sich Persic vorher in einer Verkleidung dorthin und kundschaftete die Gegend aus. Der Park war vernachlässigt, die Teiche versumpft, das Schloß wenig freundlich. In der Nähe des Schlosses befand sich eine Kneipe, in der gewöhnliches Volk ein- und ausging. Als Bauer verkleidet, verkehrte auch Persic einige Tage hier. Er entdeckte eine Gruppe von Leuten in der Tracht von Bauern und Arbeitern, die ihm aber zu intelligente Gesichter hatten. Die Leute hockten stets zusammen und unterhielten sich; wenn aber ein anderer in ihre Nähe kam, schwiegen sie sofort oder sie begannen ein ganz gleichgültiges Gespräch.

Persic sah auch, daß in dem Laden viele Branntweinfässer abgeladen wurden. Obwohl der Verkehr in dem Wirtshause ein sehr reger war, konnte doch unmöglich so viel Branntwein dort verbraucht werden. Persic verkleidete sich als Kutscher und suchte mit anderen Kutschern Beziehungen anzuknüpfen. Ein Kutscher engagierte ihn als Gehilfen, und Persic erfuhr, daß der Kutscher vom Bahnhof Branntweinfässer abholte, die in den Keller des Wirtes geschafft wurden. Diese Branntwein-

fässer mußten sehr vorsichtig behandelt werden; sie durften nicht geschüttelt werden und mußten stets aufrecht stehen.

Persic benützte geschickt einen kurzen Moment, in dem er mit den Fässern allein war, und entdeckte, daß das Faß, das er anbohrte, Dynamit enthielt. Er brachte mit dem Kutscher zusammen zwei neue Fässer in den Keller hinunter, und hier sah er so viele verdächtige Spuren, daß er überzeugt war, es führe vom Keller des Gasthauses aus bis unter das Schloß ein Gang, der dazu verwendet werden sollte, das ganze Schloß mit Dynamit in die Luft zu sprengen.

Telegraphisch besorgte sich Persic von Warschau aus Hilfe. In später Abendstunde erschien eine Schwadron Husaren, umstellte das Gasthaus, drang ein und verhaftete alle Leute, die sich im Hause befanden. Persic stieg mit einer Anzahl von Kriminalbeamten in den Keller hinunter. Man fand hier die Fässer mit Dynamit und sah einen Gang, der vom Keller aus unter der Erde weiterführte. Persic wagte sich in diesen Gang hinein, der jedoch bald so niedrig wurde, daß der Detektiv auf Händen und Füßen weiterkriechen mußte. Plötzlich sah er vor sich in dem Gang eine elektrische Taschenlaterne aufleuchten. Er entdeckte, daß ein Mann ebenfalls auf Händen und Füßen ihm entgegengekrochen kam. Er mußte also hier unter der Erde auf dem Bauche liegend einem der Verschwörer begegnen, der wahrscheinlich aus der Kammer kam, in welcher unter dem Palast eine Anzahl von Dynamitfässern stand.

Noch hatte ihn der Gegner nicht bemerkt. Als aber Persic jetzt anfing rückwärts zu kriechen, kam er nur langsam vorwärts, und der andere, der hin und wieder seine elektrische Lampe aufleuchten ließ, kam immer näher.

Ein kühner Entschluß mußte gefaßt werden. Persic blieb liegen, streckte die Hand mit dem gespannten Revolver aus, und plötzlich packte er den im Finstern Daherkriechenden mit der linken Hand am Handgelenk. Dieser glaubte einen der Mitverschworenen vor sich zu haben und setzte sich nicht sofort zur Wehr. So gelang es Persic, ihm den Revolver an die Schläfe zu setzen und ihm zu sagen, daß er losdrücken würde, sobald sein Gegner Miene mache, sich zu rühren.

Der Gegner Persics hatte, wie sich später herausstellte, Dolch und geladenen Revolver bei sich, konnte diese aber nicht brauchen, da nach einiger Zeit Persic auch sein zweites Handgelenk packte. Nun begann ein zwei Stunden lang dauerndes entsetzliches Ringen der beiden Männer in dem engen Gange, wobei Persic fortwährend versuchte, den Gegner mit sich nach rückwärts zu ziehen. Helfen konnte ihm kein Mensch, denn es konnte von rückwärts her in dem engen Gange niemand zur Unterstützung herbeieilen.

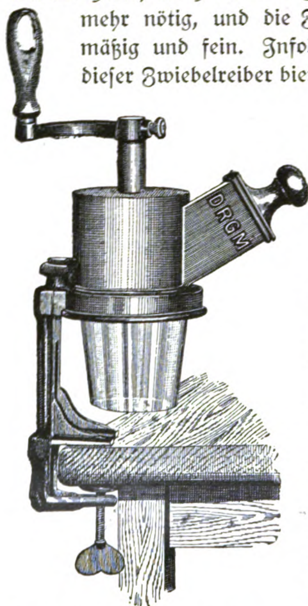
Endlich war der Gegner erschöpft, und Persic versprach ihm, er würde ihn schonen, wenn er ihm bereitwillig alles gestehen wolle. Die Genossen seien schon verhaftet. Der Gegner gab nun den Widerstand auf, und Persic zerrte ihn glücklich aus dem Gange heraus. Als der Mann die anderen Kriminalbeamten sah und entdeckte, daß alle Personen im Hause verhaftet waren, bequemte er sich zu einem Geständnis. Ein Teil der Dynamitfässer, die dazu dienen sollten, das Jagdschloß in die Luft zu sprengen, befand sich bereits am betreffenden Orte. Die Ausführung des Attentats war wiederum durch die Geschicklichkeit Persics verhindert worden. Achtzehn Schuldige, die man im Hause ergriffen hatte, wurden hingerichtet. Der Mann, mit dem Persic in dem Gange gekämpft hatte, wurde nach Sibirien geschafft, hier aber nicht als Gefangener behandelt, sondern angesiedelt. A. O. K.

Neue Erfindungen. I. Zwiebel- und Meerrettichreibemaschine. — Millionen von Hausfrauen haben schon oft den Wunsch nach einer wirklich brauchbaren und praktischen Zwiebel- und Meerrettichreibemaschine geäußert, weil, ganz abgesehen von der großen Bequemlichkeit, das Reiben der Zwiebeln und des Meerrettichs so, wie es jetzt gehandhabt wird, nicht nur auf die Augen äußerst reizend wirkt, sondern auch durch Schnittwunden, Verletzungen usw. Nachteile bringt.

Die neue Zwiebel- und Meerrettichreibemaschine, hergestellt von der Firma Willi Reichel in Dresden, Pirnaische Straße 65, ist derart vollkommen konstruiert, daß der zu reibende Gegenstand nur geschält in einen geschlossenen Behälter der Maschine gelegt zu werden braucht, um dann vollständig gebrauchsfertig

zerrieben wieder zum Vorschein zu kommen. Die zerriebene Masse sammelt sich in einem sehr bequem abzunehmenden besonderen Behälter.

Die Maschine besorgt ein zehnfach schnelleres Reiben als mit der Hand, ein Halten der Zwiebel mit den Fingern ist nicht mehr nötig, und die Zerreibung geschieht sehr gleichmäßig und fein. Infolge der großen Vorteile, welche dieser Zwiebelreiber bietet, wird er sich zweifellos schnell die Sympathien jeder Hausfrau erwerben, besonders auch durch seinen wohlfeilen Preis, der nicht mehr als 3 Mark beträgt.



Zwiebel- und Meerrettichreibemaschine.

II. Taschenhandwärmer „Mikado". — Für die kältere Jahreszeit ist ein neuer Taschenhandwärmer für jedermann von Interesse, der gezwungen ist, sich viel im Freien aufzuhalten. Der Apparat ist ganz in Metall ausgeführt und besteht aus drei Teilen, deren einer einen Glühkörper aus Platinmasse aufnimmt. Ein kleiner Behälter dient zur Aufnahme einer leicht zu vergasenden Flüssigkeit, aus Holzgeist bestehend, und läßt sich luftdicht in den dritten Teil einsetzen, der mit dem Glühkörperbehälter mittels Schraubengewinde leicht zu verbinden ist. In dieser Anordnung ist der Apparat außer Funktion, und es bedarf nur eines einfachen Umsteckens des Behälters, um das sich verflüchtigende Gas auf den Glühkörper einwirken und denselben erglühen zu lassen. Der Apparat ist in derartig kleinen Dimensionen gehalten, daß er bequem in der Tasche oder im Muff unauffällig getragen werden kann. Er ist zu jeder Zeit gebrauchsfertig, vorausgesetzt, daß der Be-

hälter gefüllt ist, und jede Gefahr einer Entzündung der sich entwickelnden Gase ist absolut ausgeschlossen, da sie vollständig von dem Glühkörper verbraucht werden.

Für den Wintersporttreibenden und den Jäger ist eine derartige Wärmequelle ein geradezu dringendes Bedürfnis, ja der Alpinist kommt selbst im Sommer in die Lage, auf seinen Wanderungen in den Eis- und Schneeregionen des Hochgebirges einen derartigen kleinen Apparat als notwendiges Ausrüstungsstück schätzen zu lernen, wenn der Gebrauch des Eispickels mit der erstarrten Hand fast zur Unmöglichkeit wird. Der „Mikado“ wird von der Firma Deutsche Patentbank, Berlin W 57, Potsdamerstraße 60, in den Handel gebracht. Die Brennkosten betragen in der Stunde nicht ganz $^1/_{10}$ Pfennig und das Gewicht des Apparates nur zirka 45 Gramm. Er muß als ein Triumph der Wärmetechnik bezeichnet werden, als ein kleines nützliches Requisit für jeden, der den Unbilden des Frostes sich aussetzen und trotzdem seine Hände gebrauchen muß.



Taschenhandwärmer „Mikado“.

Man muß sich zu helfen wissen. — Alexander Dumas der Ältere (1803—1870), der berühmte Verfasser so vieler spannenden Romane und effektvoller Dramen, befand sich bekanntlich stets in Geldverlegenheit. Um den Liebling der Pariser für sein Theater zu gewinnen, kam daher der Direktor des Faubourgtheaters auf die Idee, ihm eine Extraprämie anzubieten, der Art, daß bei der dreißigsten Aufführung seines noch jetzt bekannten und besonders als Bravourleistung von Bühnengästen beliebten Schauspiels „Kean“ Alexander Dumas die Summe von 2000 Franken extra und sofort erhalten sollte, falls sich die Einnahme aus diesem Stück bis dahin auf 60,000 Franken beziffern würde.

„Aber auch nicht um einen einzigen Centime weniger darf

es sein!“ ergänzte Direktor Dartois als vorsichtiger Geschäftsmann.

Schon waren neunundzwanzig Vorstellungen vorüber und hatten das hübsche Sümmchen von 57,999 Franken ergeben, am 29. September 1836 sollte die dreißigste Aufführung stattfinden, und Dumas, wie gewöhnlich total ausgebeutelt, sah sich bereits im glücklichen Besitze der ihm sehr erwünschten 2000 Franken. Hatte das Stück doch tags zuvor der Theaterkasse 2357 Franken eingetragen, und es fehlten ja nur noch 2001 Franken, um die ihm zugesagte Prämie fällig zu machen.

Das Schauspiel hatte an jenem Abend schon begonnen, als Dumas siegessicher beim Direktor eintrat, um seine „Prämie“ abzuholen.

Der aber lachte schadenfroh. „Damit ist's leider nichts, mein Bester!“ erklärte er. „Es sind am heutigen Abend nämlich nur 1994 Franken eingegangen. Fehlen also leider 7 Franken an den bewußten 60,000!“

„Schlimm genug,“ sagte Dumas achselzuckend, „denn ich bin völlig abgebrannt! — Würden Sie wohl wenigstens so freundlich sein, mir 20 Franken zu borgen?“

„Mit Vergnügen!“ sagte Dartois, ihm das erbetene Goldstück überreichend.

Tags darauf erschien Dumas wieder in der Kanzlei, um jetzt ebenfalls schadenfroh lächelnd seine 2000 Franken Prämie einzustreichen.

Wie das zuging?

Ganz einfach. Nachdem am Abend zuvor Alexander Dumas seine 20 Franken erhalten hatte, war er an die Kasse gegangen, hatte sich zwei Plätze zu 4 Franken gekauft, wodurch eine Gesamteinnahme von 60,001 Franken für die ersten dreißig Vorstellungen sich ergab.

Das geborgte Zwanzigfrankenstück gab er dann dem Direktor mit einer tiefen Verbeugung wieder zurück. K. R.

Steine in unserem Körper. — An den unglaublichsten Stellen unseres Körpers können „Versteinerungen“ vorkommen und dort die schwersten Schädigungen hervorrufen. In Auge, Ohr und Nase, in Wange, Hals und Lunge, in Galle, Niere,

Blase, Darm finden sich gar nicht so selten mineralische Ablagerungen, die bis zu erstaunlicher Größe anwachsen können. Einen Begriff von der oft riesigen Anzahl kleiner Steine in manchen Organen bekommt man in der sogenannten Ottoschen Sammlung, wo sich zum Beispiel in einer einzigen Gallenblase nicht weniger als 7802 befinden.

In früheren Jahrhunderten zogen heilkünstlerische Scharlatane daraus in schwindelhafter Weise großen Gewinn, indem sie den Glauben verbreiteten, daß die verschiedensten Krankheiten, sogar Hysterie und manche Geistesstörungen, durch Steine im Gehirn erzeugt würden, die operativ entfernt werden müßten. Auf öffentlichen Plätzen vor einer großen Zuschauermenge führten sie dann scheinbar gefährliche Kopfoperationen aus, machten aber nur einen oberflächlichen Hautschnitt am Kopf und zogen nun mittels eines gut eingeübten Taschenspielerkunststückchens mit einer Zange den bösen Stein aus dem Schädel hervor, außerdem oft noch Nester von Ohrwürmern, Spinnen oder Fliegen als angebliche Urheber der Gehirnkrankheit. Die niederländischen Maler ums Jahr 1600 haben diese Art der Steinschneiderei mehrfach zur Darstellung gebracht. Vor mir liegt ein Kupferstich von H. Weidmanns aus dem siebzehnten Jahrhundert, welcher eine solche Operation an einer Frau darstellt. Auf dem „Operationstische“ sieht man schon sechzehn Steine liegen. Das mußte natürlich auf Patienten und Zuschauer einen ganz gewaltigen Eindruck machen. Auf Hysterische und Geschwächte mag wohl auch die sichtbare Entfernung des vermeintlichen Übeltäters so suggestiv gewirkt haben, daß die Krankheit in der Tat gebannt wurde. Die Heilkünstler selbst werden sich wohl wenig um den dauernden Erfolg gekümmert, sondern im allgemeinen auf den Standpunkt des Chirurgen J. Beaulieu († 1714) gestellt haben, welcher nach jedem vollführten Steinschnitt seine Hände in Unschuld wusch mit den Worten: „Die Operation ist beendet, möge der Himmel Euch nun auch heilen.“

Die in Blut und Säften unseres Körpers befindlichen mineralischen, namentlich kalkhaltigen Stoffe können an den ver-

schiedensten Teilen sich ansetzen und einen Niederschlag bilden. Natürlich stellt dies stets einen krankhaften Zustand dar und zeugt von ungenügendem Stoffwechsel, denn ein gesunder Blut- und Säftestrom wird keine Ablagerung zustande kommen lassen. Besonders an abgelöste Gewebsteilchen, an Eiterherde und dergleichen setzen sich leicht Kalksubstanzen an, bilden allmählich Schicht auf Schicht, bis schließlich nach Jahren oder Jahrzehnten eine ganz ansehnliche Verkalkung vorhanden ist. So entstehen im Tränengang die Tränensteine, in den Ausscheidungen krankhafter Halsmandeln die Mandelsteine, welche man schon bis zu vier Zentimeter Länge gefunden hat, in den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen kommen Speichelsteine bis zu Hühnereigröße vor. Bei chronischen Entzündungen der Nasenhöhle bilden sich dort haselnußgroße Nasensteine, bei solchen im äußeren Gehörgang Ohrsteine. In den Venen können lange bestehende Blutgerinnsel zu Venensteinen verkalken. Von Schwindsüchtigen werden manchmal verkalkte erbsengroße Tuberkelherde, sogenannte Lungensteine, ausgehustet.

In besonders großer Menge kommen die Gallensteine vor. Wie schon erwähnt, hat man in einer einzigen Gallenblase deren 7802 Stück gefunden. Diese sind dann natürlich nur sehr klein wie Sand oder Grieß. Überhaupt kann man sagen, je mehr Steine vorhanden sind, um so kleiner sind sie. Für das häufigere Vorkommen der Gallensteine bei der holden Weiblichkeit wird das enge Schnüren als Ursache angesehen. Der Druck des eingeschnürten Rippenbogens auf die Gallenblase ruft eine Stauung der Galle hervor, welche als Hauptursache der Steinbildung gilt. Ferner trifft man Gallensteine sehr oft zugleich mit der sogenannten „Schnürleber“ an.

Am häufigsten und von alters her am bekanntesten sind die Steinbildungen in den Harnorganen. Schon bei den alten Ägyptern gab es eine eigene Klasse von Heilkünstlern, welche das Ausschneiden solcher Steine zu ihrem speziellen Gewerbe machte. Auch bei uns zogen in früheren Jahrhunderten Steinschneider von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Sie zeigten als Reklame angeblich selbst ausgeschnittene Steine

von so schwindelhafter Größe, wie sie im Körper gar nicht vorkommen können. Überhaupt spielten damals die Steinleiden eine große Rolle, und ihre Opfer wurden sogar poetisch besungen. Im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich die Abbildung eines Steines, welcher dem verstorbenen „Ehrwürdigen, achtbaren und hochgelehrten M. Johannes Albertus, wohlverdienten Prediger bei St. Sebald“ ausgeschnitten wurde. Darunter steht ein Gedicht, dessen Anfang also lautet:

„Sieh an den Schmerzensstein, den dieses Hiobsherz
So lang getragen hat; doch konnt' all dieser Schmerz
Des frommen Herrn Geduld mit nichten überwinden,
Er ließ sich williglich in Gottes Willen finden.“

Die Größe der Blasensteine wechselt vom feinsten Grieß bis zur vollständigen Ausfüllung der Blase durch einen einzigen Stein. Die Oberfläche ist meist glatt; ist sie rauh und höckerig, wie bei den sogenannten „Maulbeersteinen“, dann entstehen an den Schleimhäuten oft böse Verletzungen. Die Farbe richtet sich nach dem Hauptbestandteil der Ablagerung. Sägt man einen größeren Stein vorsichtig in der Mitte durch, so erblickt man meist konzentrische Schichtungen von verschiedener Farbe. In der Mitte befindet sich in der Regel ein Kern, bestehend aus einem Fremdkörper, an welchem die steinigen Stoffe sich allmählich abgelagert haben.

Alle jene Steinbildungen in den verschiedenen Organen unseres Körpers können schlimme und verhängnisvolle Schädigungen hervorrufen, so daß die davon Befallenen viel zu leiden haben und oft schwere Operationen durchmachen müssen. Von bekannten Männern der letzten Jahrzehnte war dies bei Napoleon III. der Fall.

Die ersten Anfänge der Steinbildung machen sich meist gar nicht bemerkbar. Wir wollen auch nicht der ersten Steinbildung Merkmale und Anzeichen im körperlichen Befinden schildern, um niemand zu ängstlicher Selbstbeobachtung zu veranlassen. Wie sagt Goethe im „Westöstlichen Diwan“?

„Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wissen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke,
Das Übel kennend, wie der Arzt es kennt."

Dr. G. Th.

Die Monroedoktrin. — Am 2. April 1759 wurde James Monroe geboren, der in den Jahren 1817 bis 1825 Präsident der Vereinigten Staaten war. Nach Washington, dem Begründer, und Lincoln, dem Erhalter der Union und Befreier der Sklaven, ist Monroe der bedeutendste unter den Präsidenten der amerikanischen Union. Daß er ein bedeutender Mann war, ersieht man schon daraus, daß er mit dreiundzwanzig Jahren bereits der gesetzgebenden Körperschaft seines Heimatstaates Virginien angehörte, mit vierundzwanzig Jahren Mitglied des Kongresses und mit dreißig Jahren Senator war. Er hat seinem Vaterlande wiederholt als Gesandter, Gouverneur und Minister gedient, und noch vor Ablauf seiner ersten Präsidentschaft wurde er einstimmig zum zweiten Male zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt.

Das alles aber würde noch nicht berechtigen, ihn Washington und Lincoln an die Seite zu stellen, aber er hat einen Satz ausgesprochen, eine Lehre, eben die Monroedoktrin, aufgestellt, die von ganz außerordentlicher politischer Bedeutung nicht nur für die Vereinigten Staaten, sondern auch für die ganze Welt ist. In der Präsidentenbotschaft vom 2. Dezember 1823 tat er der Welt kund und zu wissen, daß „Amerika den Amerikanern" zu gehören habe, daß keine europäische Macht mehr auf dem amerikanischen Festlande selbständige politische Kolonien begründen dürfe, daß nicht allein jeder Versuch einer solchen Macht, ihr System auf die westliche Hemisphäre auszudehnen, als dem Frieden und der Sicherheit der Vereinigten Staaten gefährlich erachtet, sondern auch jede zum Zweck der Unterdrückung unabhängiger amerikanischer Regierungen oder der Kontrollierung ihres Geschickes unternommene Einmischung in keinem anderen Lichte als in dem einer unfreundlichen Gesinnung betrachtet werden müsse.

Von allen späteren Präsidenten ist diese Doktrin als politischer Fundamentalsatz anerkannt worden, und man weiß, wie

verhängnisvoll er für den Kaiser Maximilian von Mexiko geworden ist, welche Rolle er in den Streitigkeiten europäischer Staaten mit südamerikanischen Republiken gespielt hat. Es war wahrlich kühn von dem Haupt der vor neunzig Jahren ja noch nicht bedeutenden Union, ein solches Gesetz der Welt vorzuschreiben und den ganzen großen amerikanischen Kontinent politisch mit Beschlag zu belegen.

Nachdem aber die Union dieser Lehre schon bisher hat Respekt verschaffen können, ist es so gut wie ausgeschlossen, daß sie, die jetzt eine Großmacht ersten Ranges, ein Land mit mehr als achtzig Millionen Einwohnern und von außerordentlichem Reichtum geworden ist, jemals einen Staat gegen diese Doktrin handeln lassen wird. L. K. D.

Liszt mit dem Besen. — Als Franz Liszt während seines ersten Aufenthalts in Paris auf einem der belebtesten Boulevards spazieren ging, sprach ihn ein Straßenkehrer um ein Almosen an.

„Ja, es tut mir sehr leid,“ sagte ihm der Künstler, „aber ich habe kein Kleingeld, sondern nur eine Fünfzigfrankennote bei mir.“

„O, lieber Herr,“ entgegnete der Straßenkehrer, „lassen Sie mich nur den Schein in einem der nächsten Läden wechseln! Sie müßten aber so gut sein, auf meinen Besen aufzupassen.“

„Geben Sie ihn nur her,“ rief belustigt der Künstler, „ich werde ihn halten, bis Sie zurückkommen.“

Schnell verschwand der Straßenkehrer um die nächste Ecke, und Liszt blieb mit seinem Besen mitten auf dem Boulevard stehen. Zum Unglück kam auch noch ein Bekannter des Weges.

„Aber lieber Meister,“ rief er lachend, „in was für einem Aufzug muß ich Sie hier erblicken? Wo haben Sie denn dieses eigenartige Instrument gefunden?“

Liszt erklärte die Sachlage und meinte, der Straßenkehrer müsse jeden Augenblick zurückkommen.

„Sie sind tatsächlich zu bedauern,“ rief da der Freund. „Sie können hier noch bis in alle Ewigkeit warten, von Ihrer Note sehen Sie auch nicht einen Centime wieder.“

Da kam aber schon in langen Sätzen der Straßenkehrer

angesprungen. Mit stolzem Lächeln zählte er in des Meisters Hand das gewechselte Geld.

„Brav, mein Lieber," sagte Liszt. „Es freut mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe. Da haben Sie Ihren Besen zurück, und hier nehmen Sie diese fünfundzwanzig Franken von mir an. Weitere fünfundzwanzig Franken aber wird Ihnen dieser Herr hier auszahlen, weil er sich erlaubt hat, an der Ehrlichkeit eines Pariser Straßenkehrers zu zweifeln."

Wohl oder übel mußte nun der Zweifler seinen Beutel ziehen. A. M.

Sankt Helena. — Vor kurzem berichteten die Zeitungen, daß auf der weltabgeschiedenen, aber trotzdem durch die Verbannung Napoleons I. weltbekannten Insel im Atlantischen Ozean, die sich eines sehr gesunden Klimas erfreut, ein großes, mit allem modernen Luxus ausgestattetes Sanatorium eröffnet worden sei. Vor einigen Jahren machte auch die Überführung der Burenführer Cronje und Schiel in der Welt von ihr reden.

Sankt Helena liegt unter dem 18. Grad südlicher Breite, 1490 Kilometer von der Küste Afrikas und 2230 Kilometer von der Südamerikas entfernt. Das Eiland umfaßt nur 123 Quadratkilometer und erhebt sich mit 200 bis 300 Meter hohen senkrechten Felsenwänden als eine wildzerklüftete Basaltmasse aus dem Meere. Basalt, Lava, Tuffstein und Ton bilden die Bergkette, die sie, nach Süden steil, nach Norden sanft abfallend, in zwei Hälften teilt. Einige der Bergspitzen sind zwischen 700 und 800 Meter, der Dianenpik 823 Meter hoch. Ausgebrannte Krater liegen im Süden. In dem quellenreichen Innern gedeihen Mais, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Kapwein und eine Menge edler Gartenfrüchte, sowie Herden von Rindern und Schafen. Die Engländer nennen das im Jahr 1650 von den Holländern durch die Englisch-Ostindische Kompanie erworbene Eiland das „Gibraltar des Atlantischen Meeres". Mit seiner Hafenstadt Jamestown an der Bai Sankt James ist es eine britische Flottenstation. Die hauptsächlichsten Punkte, wo sonst eine Landung möglich wäre, sind durch Batterien gedeckt. Vom Hafen aus erblickt man auf der Höhe rechts die Bastionen des



Jamestown auf Sankt Helena.

Forts von Leader Hill und auf der Höhe links ebenfalls eine Zitadelle. Die auch am Hafen stark befestigte Stadt Jamestown zieht sich, im wesentlichen aus einer Hauptstraße bestehend, ins



Aufstieg zur Zitadelle auf Leader Hill.

Felsental hinein, das zu der schattigen, die Residenz des Gouverneurs umgebenden Oase emporführt. Von hier führt die Straße nach der Hochebene von Longwood hinauf, wo Kaiser Napoleon

auf der gleichnamigen Farm das kahle Ziegelhäuschen, das heute noch steht, während seiner letzten Lebenszeit bewohnte. Noch steht auch das Haus, das ehemals der militärischen Bewachung des Kaisers als Kaserne diente. Von Jamestown ziehen sich zum Leader Hill mit seinem Fort verschiedene steile Pfade empor. Unser zweites Bild veranschaulicht die bedeutendste dieser Staffeln, die von der Kirche am Hafen aus kerzengerade über die kahle Felswand emporsteigt. J. P.

Wenn man weiß, was man will. — Als Adele Glänzer zweiundzwanzig Jahre alt war, nahm sie sich einen Mann. Man kann in diesem Falle schon so sagen. Ihre Schwestern waren ja von Männern genommen worden, aber sie hatte die Wahl unter mehreren, und sie traf die Wahl so, daß alle, die sie kannten, den Kopf schüttelten. Sie nahm einen Arbeiter aus des Vaters Geschäft, und sie hätte doch zum mindesten einen Beamten oder so etwas bekommen können, gerade wie ihre drei verheirateten Schwestern.

Aber Adele Glanzer, die jetzt Adele Mädler hieß, wußte ganz genau, was sie wollte, und es zeigte sich auch bald, daß sie gar nicht schlecht gewählt hatte.

Das war allerdings erst viel später. Vorläufig hieß es arbeiten und kämpfen, und damit begann Adele schon am zweiten Tage nach der Hochzeit.

Sie ging mit ihrem jungen Mann aus, mietete in der Stadt einen Laden in guter Lage und steckte gleich ihre ganze Mitgift ins Geschäft.

Der Laden war klein und hinten ein Raum abgeteilt, der eigentlich als Lager gedacht war, aber da stellte man eine kleine Druckerpresse hinein, und Gas wurde hineingelegt. Das war damals eine Art Luxus, aber es war nötig, denn Tageslicht drang nicht da hinten hin.

Nun wurde gleich mit Arbeiten begonnen. Adele verkaufte vorn im Laden Briefpapier, Ansichtskarten, Schreibzeug und so weiter, der Mann druckte hinten Visitenkarten, Trauerbriefe und Verlobungsanzeigen. Es dauerte auch nicht lange, so ging das kleine Geschäft ganz gut. Nach einem Jahr ging es sogar sehr gut, und Adeles Mann meinte, man könnte es vergrößern

und einen anderen Laden mieten. Aber Adele wußte ganz genau, was sie wollte, und sie war dagegen, und so geschah es nicht.

Das Leben der beiden hatte den ernsten Zug unermüdlicher Arbeit. Der Mann war den ganzen Tag und oft bis spät in die Nacht hinten in dem kleinen Raum und arbeitete an der Presse bei einer Gasflamme. Adele kochte bei ihm nach Ladenschluß zu Abend, und gewöhnlich ging man erst nach zehn Uhr in die kleine Wohnung hinauf, die nur aus einem Zimmer bestand.

So ging es regelmäßig und gleichmäßig. Man regte sich nicht besonders auf und tat seine Sache, wie es recht war.

Nur einmal ärgerte sich Adele schändlich, das war wegen eines jungen Arztes. Junge Leute haben bekanntlich oft die unangenehme Gewohnheit, die Wahrheit zu sagen, auch da, wo man sie gar nicht darum fragt.

So kam eines Tages ein Arzt herein, ein forscher netter Mann, und bestellte seine Karten wie andere. Am anderen Tag aber, als sie noch nicht fertig waren, und man ihm sagte, sie seien eben unter der Presse, da glaubte er es nicht. Schon das ärgerte Adele, sie führte ihn nach hinten, und der Herr Stetten, wie er hieß, überzeugte sich, daß es wirklich so war. Damit tat er sich aber nicht genug, er stellte sich mitten in den kleinen Raum und zog einigemal tief den Atem ein. Dann fragte er Herrn Mädler, den er offenbar für einen Arbeiter hielt: „Haben Sie eine gute Lunge?“

„Ich weiß es nicht anders, Herr Doktor.“

„So halten Sie es hier wohl ein Dutzend Jahre aus. Für jedes Jahr aber, das Sie mehr aushalten, können Sie von mir tausend Mark bekommen; melden Sie sich nur ganz ruhig bei mir, meine Adresse wissen Sie ja.“

„Aber, Herr Doktor!“

„Ja, die Sache ist sehr einfach. Hier muß ein Lichtschacht gemacht werden, Licht und Luft muß herein, das bißchen Sauerstoff, das Sie hier noch haben, wird von Ihrer Gasflamme aufgefressen.“

„So, Herr Doktor, Ihre Karten sind fertig,“ unterbrach

ihn Frau Adele. Der Arzt bekam seine Karten; aber weil er Frau Adele geärgert hatte mit seiner unberufenen Ratgeberei, mußte er dreißig Pfennig mehr bezahlen als jeder andere Kunde.

Im übrigen passierte nichts in den nächsten Jahren, wenigstens nichts von Bedeutung, außer daß Adele zwei Mädchen bekam, beides nette Kinder, an denen man seine Freude hatte.

Aber später, acht Jahre nach der Verheiratung, passierte etwas. Da kaufte sie ein Stück Land weit draußen vor der Stadt, und sie gab all ihr erspartes Geld dafür. Alle Leute lachten sie aus; aber sie wußte, was sie wollte.

Drei Jahre später starb ihr Mann, und zwar an einer Lungenkrankheit, die man nicht gern nennt. Das war schrecklich, das Geschäft ging so gut, und mit dem Stück Land, das Adele gekauft, sah man jetzt auch, wo sie hinaus wollte. Aber nun hatte sie keinen Mann mehr. Die Kinder waren erst sieben und acht Jahre alt.

Adele mußte einen Arbeiter anstellen, und da die Luft noch immer nicht besser geworden war in dem Raum hinter dem Laden, so mußte sie oft neue Arbeiter einstellen, denn keiner blieb lange.

Das war sehr unangenehm, und sie war sehr froh, als das erste Mädchen aus der Schule kam; da entließ sie den Arbeiter, und sie machte mit den beiden Kindern alles allein.

Das ging ganz gut, besonders, als dann auch das zweite Mädchen aus der Schule kam.

Es ging so gut, daß Adele auf dem Stück Land vor der Stadt ein eigenes Haus bauen konnte. Das war es ja, was sie wollte.

Jetzt war alles so nett. Von dem Land draußen konnte sie ein gutes Stück wieder verkaufen und bekam dafür den vierfachen Betrag, den sie einst für das Ganze ausgelegt hatte.

Jetzt war Adele am Ziel, und jetzt dachte sie auch an sich, schaffte sich gute Kleider an und ging oft ins Theater und trank den Kaffee mit Zucker.

Die Mädchen besorgten das Geschäft. Adele sagte immer,

Arbeit sei die beste Schule für das Leben. Nun, zu der Arbeit kamen ihre Töchter. Ob zum Leben?

Die erste nicht, denn sie starb an derselben Lungenkrankheit wie ihr Vater, einen Monat vor ihrer Verheiratung mit einem Techniker. Das war ein harter Schlag, und nun mußte Adele sich wieder um das Geschäft kümmern.

Und dann kam noch etwas Schlimmeres — auch die zweite Tochter wurde krank.

Aber Adele hatte doch jetzt ein schönes Haus draußen vor der Stadt. Dort lag die zweite Tochter in einem schönen luftigen Balkonzimmer, und die Mutter mußte jeden Tag ganz früh am Morgen in die Stadt ins Geschäft fahren und sich plagen.

Sie hätte es nicht unbedingt nötig gehabt, aber sie wollte noch etwas. Das sagte sie aber niemand. Es fehlte ihr noch eine Null an einer sehr wichtigen Zahl, die wollte sie noch erreichen und dann das Geschäft verkaufen.

Einmal sagte die Tochter, als die Mutter nach Hause kam: „Du, Mutter, Marthas früherer Bräutigam hat gemeint, man müßte einen Lichtschacht in der Hinterstube machen lassen.“

„So, so — der Lichtschacht! Ja, weißt du, das kostet sehr viel Geld, und wir verkaufen ja das Geschäft so wie so bald, werde du nur erst wieder gesund und denke jetzt gar nichts.“

Das Mädchen dachte denn auch nicht mehr ans Geschäft. Sie dachte an das Leben, das sie gar nicht kannte, sie las jetzt manchmal in den Zeitungen kleine Geschichten oder so etwas, und dann machte sie manchmal die Augen weit auf, und manchmal leuchtete es auf in den matten Augen, und dann krampfte sie wohl die Hände zusammen, so, als wollte sie das Leben fassen, das Leben und die Freude da draußen, denn irgendwo war das Leben und die Freude, und sie wollte sie doch kennen lernen.

Aber das kam anders. Vorher trug man sie hinaus zu der Schwester. Sie war an derselben Krankheit gestorben.

Jetzt brach auch Adele zusammen, denn das hatte sie nicht gewollt, und es war so schrecklich, weil jetzt alles, was sie sonst gewollt hatte, erreicht war.

Sie hatte sogar, um ihrer Tochter eine Freude zu machen, den Lichtschacht bauen lassen, und jetzt war es so schön hell und luftig da hinten, wo die Druckerpresse stand. Und das Haus draußen vor der Stadt wurde immer mehr wert, und alles war so eingetroffen, gerade wie sie es gewollt und erstrebt hatte; aber sie war ganz allein, ganz mutterseelenallein, und sie saß oft stundenlang und besann sich, warum sie denn so viel gearbeitet und so wenig gelebt hatte, und dann schüttelte sie müde den Kopf, es fiel ihr nicht ein.

„Ich muß doch alt sein," sagte sie dann zu sich, „meine Gedanken kommen gar nicht mehr so recht zusammen, früher wußte ich immer ganz gut, was ich wollte, und jetzt weiß ich es auf einmal nicht mehr." F. Sänger.

Der Kunstkritiker. — Ein Gegenstück zu der bekannten Geschichte, welche zu dem Sprichwort „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" Anlaß gab, passierte einst dem bekannten französischen Schlachtenmaler des ersten Kaiserreiches Jacques Louis David.

Eines Tages hatte er ein eben vollendetes großes Historiengemälde fertiggestellt und mischte sich unerkannt unter die Menge, welche dem Bilde ihre Bewunderung darbrachte. Nur ein Fiakerkutscher, welcher sich unter den Zuschauern befand, schien nichts weniger als entzückt zu sein und wandte sich mit unverkennbarer Geringschätzung von dem Werke ab.

David trat auf ihn zu und fragte: „Das Bild gefällt Ihnen nicht?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" erwiderte der Kutscher ehrlich.

„Alle Welt bewundert es doch! Was haben Sie denn daran auszusetzen?"

„Hm, schauen Sie mal hin — sehen Sie, der Esel von Maler hat da dem Pferde Schaum um das Maul gemalt, und der Gaul hat ja gar kein Gebiß. Woher soll da der Schaum kommen?"

David schwieg, aber kaum war die Ausstellung geschlossen, so beeilte er sich, den unnatürlichen Schaum von dem Maule des Pferdes verschwinden zu machen. —

Eine ähnliche Geschichte passierte eines Tages dem be-

kannten Landschaftsmaler Calame. Auch dieser hatte eine seiner eindrucksvollen Alpenlandschaften in einem Schaufenster einer Genfer Kunsthandlung ausgestellt und amüsierte sich köstlich an den verschiedenen Urteilen, welche das Publikum darüber fällte. Die meisten bewunderten das Bild, nur ein junger Savoyarde schüttelte den Kopf und meinte zu seinem Nachbarn, der Calame selber war: „Der Maler hätte auch besser getan, sich ein wenig mehr umzusehen, bevor er drauf los malte. Das da soll eine Frühlingslandschaft sein, denn der Schnee liegt noch im Tal drunten, dabei heben aber die Tannen ihre Äste so hoch wie im Sommer. Im Frühjahr sieht das anders aus, da hängen die Äste, weil sie sich vom Schneedruck noch nicht erholt haben."

Der Savoyarde begriff gar nicht, warum ihm der Unbekannte so herzlich die Hand schüttelte und ihm sogar ein Zehnfrankenstück aufdrängte. Calame aber zog sein Bild unverzüglich zurück und arbeitete es so gründlich um, daß der naive Kritiker wohl nichts mehr daran auszusetzen gehabt hätte. —

Solche Versehen kommen übrigens auch recht guten Künstlern vor, und zwar öfters als man annehmen sollte. Mitunter merkt man es nicht, bis man, meistens von Leuten, welche gar kein Kunstverständnis, aber dafür einen schärferen Sinn für die Wirklichkeit haben, darauf aufmerksam gemacht wird.

So sehe man sich einmal die neuen französischen Geldstücke und Postmarken mit dem Bilde der Säerin an. Wetten wir, daß unter Hunderten von Beschauern nicht einer ist, der etwas Ungehöriges daran findet. Und doch sät die Figur, dem Faltenwurfe ihres Gewandes nach zu schließen, gegen den Wind, also in einer ganz unmöglichen Art. C. A. L.

Etwas von den Fingernägeln. — Am Menschen wird bekanntlich alles benützt, um daraus eine Erklärung seiner Charaktereigenschaften abzuleiten. Haare, Augen, Zähne, Gang, Handschrift usw. haben schon dazu herhalten müssen. Ein besonders findiger Kopf hat nun auch die Fingernägel herangezogen und folgendes entdeckt. Wer weiße Stellen an den Nägeln hat, der schwärmt für die Frauen; er ist aber ebenso verliebter wie unbeständiger Natur. Wer gewölbte Nägel

hat, ist stolz. Wer abstehende Nägel hat, die eine ungewöhnlich große Fingerkuppe sehen lassen, der soll nicht heiraten, weil ihm nur Unglück in der Ehe droht. Kurze Nägel deuten auf Geduld, Rechtschaffenheit und vor allem auf Ergebung bei Unglücksfällen. Wer durchsichtige, rosenrote Nägel hat, verrät einen heiteren, sanften und liebenswürdigen Geist. Wer lange und spitze Nägel hat, ist mit künstlerischer Begabung begnadet. Wer dicke Nägel hat, ist halsstarrig und von schlimmer Gemütsart. Wer am linken Daumennagel verschiedene Streifen zeigt, ist für den Lehrerberuf besonders geeignet. Wer sehr gerundete und glatte Nägel hat, ist friedliebend und versöhnlicher Natur. Wer schartige Nägel an der rechten Hand hat, ist ein Vielfraß, der sein Hab und Gut aufzehrt. Wer die Nägel ungleich abschneidet, ist schnell und entschlossen. Menschen, die sich nicht Zeit lassen, die Nägel regelmäßig zu beschneiden, nehmen gewöhnlich ein trauriges Ende; sie bringen sich um oder — heiraten. In letzterem Falle wird die Frau gut tun, dieses Geschäft zu übernehmen. C. T.

Verzeihlicher Irrtum. — Franz Schubert war einer unserer schaffensfreudigsten Komponisten. Er starb im jugendlichen Alter von zweiunddreißig Jahren, hat uns aber ungeachtet dessen eine Fülle der schönsten Lieder, an sechshundert Gesänge, hinterlassen und uns außerdem noch mit einer großen Anzahl Klavierwerke und Orchestermusik so reich bedacht, daß noch Jahrzehnte vergehen können, ehe diese vielseitigen Schätze der Schubertschen Muse überall bekannt geworden sind. Immer wieder werden der Allgemeinheit unbekannte Schubertlieder zum Vortrag gebracht, und jedes derselben reiht sich den bereits bekannten würdig an.

Schubert arbeitete so eifrig an seinen Werken, sie flossen ihm so schnell aus der Feder, daß er an manchem Tage, wenn er besonders günstig gestimmt war, nicht nur ein oder zwei Lieder, sondern manchmal fünf bis sechs komponierte. Regte ihn eine Dichtung zum Vertonen an, so war ihm Ort und Stunde gleich, das Gedicht mußte schleunigst in Tönen wiedergegeben werden, eher hatte Schubert keine Ruhe.

Einst befand sich Schubert in einer Gesellschaft, in der nach

dem Essen fleißig musiziert wurde. Er hatte bereits einige seiner neuen Klavierkompositionen mit seinem meisterhaften Spiel den lauschenden Zuhörern vorgeführt, als eine junge Dame aus der Gesellschaft gebeten wurde, einige Lieder am Klavier vorzutragen. Schubert machte Platz und setzte sich in ein stilles Eckchen, um ungestört lauschen zu können. Das erste Lied war ihm bekannt. Aber das zweite Lied interessierte ihn in der Art der Komposition und Melodiegebung ganz besonders. Andächtig lauscht er der Weise und kommt langsam auf den Zehenspitzen immer näher zum Klavier. Als das Lied beendigt war, erscholl lebhafter Beifall von allen Seiten.

Schubert ging auf die Sängerin zu und sagte: „Das Lied ist nit uneb'n! Von wem ist denn das?“

Da erklärte die Sängerin lachend: „Nun kennt Meister Schubert nicht einmal sein eigenes Lied wieder!“ A. M.

Angestellte Lebensretter in den Londoner Docks. — Unterhalb der Londonbrücke im ungefähren Mittelpunkt der Riesenstadt beginnt der sogenannte Pool, das Hafengebiet der Themse. Durch Schiffe aller Nationen werden hierher die mannigfaltigsten Produkte gebracht, die bis zu ihrer Verwertung in den unabsehbaren Warenlagern der Docks zollfrei aufbewahrt werden. Wie ganze Städte dehnen diese ihre langgestreckten Gebäudemassen an den Ufern der Themse aus. Unter den Gebäuden ziehen sich endlose Keller hin, die zur Aufnahme von Wein, Öl und Petroleum dienen. Zu den Magazinen, in denen Tee, Kaffee, Zucker, Tabak, Getreide, Häute, Farbhölzer, Baumwolleballen und zahllose andere Waren aufgestapelt werden, treten Packhöfe, Stallungen, Landebrücken, Krane usw.

Die Docks gehören Privatgesellschaften. Auf der Ostseite des Tower liegen die St. Katharine-Docks, die einen Flächenraum von 10 Hektar umfassen, auf denen früher 1250 Häuser mit 11,000 Einwohnern standen. Die Docks können Schiffe bis zu 80 Meter Länge und 7,5 Meter Tiefgang aufnehmen. Ihre Warenhäuser können 110,000 Tonnen bergen. Östlich von den St. Katharine-Docks erstrecken sich die London-Docks über einen Flächenraum von 40 Hektar. Sie besitzen drei Einfahrten von der Themse und haben einen Wasserraum für 400 Schiffe.

Die oberirdischen Lagerräume können 260,000 Tonnen und die Keller 700,000 Hektoliter Wein fassen.

An einem einzigen Tage sind hier zeitweilig mehr als 3000 Menschen beschäftigt, die sich morgens 6 Uhr am Haupteingang versammeln. Menschen aller Farben, weiße, schwarze und braune, strömen hier zusammen, um ihr Brot in den Docks zu verdienen.



Ein Hafenpolizist mit Korkgürtel und Hakenstock.

Am rechten Ufer der Themse liegen die großen, eine Fläche von 140 Hektar messenden Becken der Surrey Commercial-Docks, die hauptsächlich für den Holzhandel bestimmt sind. Nördlich von der Doysinsel ziehen sich die 120 Hektar großen West-India-Docks hin, in denen einige Hauptdampferlinien ihre Fracht laden und entladen. Südlich von ihnen sind die kleineren Ost-India-Docks angelegt, die namentlich von Segelschiffen benützt werden, und weiter südlich folgen dann die 40 Hektar großen Millwall-Docks. Ebenfalls unterhalb der Ost-India-Docks liegen endlich die Royal Viktoria and Albert-Docks, an denen die Mehrzahl der überseeischen Dampferlinien anlegt.

Bei der gewaltigen Menschenmenge, die in allen diesen Docks arbeitet, sind häufige Unglücksfälle unvermeidlich. Namentlich ereignet es sich sehr oft, daß Arbeiter beim Ver-

laden der Güter ins Wasser stürzen. Die meisten dieser Leute können nicht schwimmen, so daß kaum ein Tag vergeht, an dem nicht in diesem oder jenem Dock ein Mensch den Tod durch Ertrinken findet. Dieser Umstand hat jetzt die Hafenpolizei veranlaßt, ihre nach mehreren Hunderten zählende Polizeimannschaft mit Korkgürteln und langen Hakenstöcken auszurüsten. Die Polizisten sind dadurch in den Stand gesetzt, einem in das Wasser Gestürzten sofort nachzuspringen, ihn zu erfassen oder mit dem Hakenstock an sich heranzuziehen und ihn so lange über Wasser zu halten, bis von einem Boot aus Hilfe gebracht wird. Th. S.

Die Eintrittskarte. — Am 16. April 1847 wurde Meyerbeers Oper „Der Prophet“ zum ersten Male in Paris aufgeführt. Es war schon vorher viel über die Oper geschrieben und gesprochen worden, aus ganz Europa kamen die Verehrer der Meyerbeerschen Musik herbeigeeilt, der Zudrang war also so außerordentlich, daß für die Eintrittskarten die unerhörtesten Preise gefordert und auch gezahlt wurden.

Gewöhnlich pflegen sonst ja Engländer in dieser Beziehung das Höchste zu leisten, diesmal aber war es ein Russe, welcher den Vogel abschoß. Mit Extrapost war er von St. Petersburg abgereist, allein trotz der unaufhaltsamen Eile, mit welcher er Tag und Nacht fuhr, wobei er das Geld mit vollen Händen an Posthalter und Postillione spendete, gelang es ihm doch nicht eher in Paris anzukommen als gerade am ersten Tage der Aufführung des „Propheten“ und zwar um sechs Uhr abends. Um halb sieben Uhr kam unser Russe in der Vorhalle der Großen Oper an. Doch zu seinem Entsetzen kam er zu spät, um für noch so vieles Geld ein Billett zu erhalten; selbst die Billetthändler hatten die ihrigen längst zu enormen Preisen an den Mann gebracht.

Der Mann war der Verzweiflung nahe. Es war zu niederschmetternd, Hunderte von Meilen in rasendster Eile durchfahren zu haben und dennoch vergebens! Der heißgenährtesten Hoffnung jetzt noch entsagen zu sollen, das war grausam.

Entschlossen, alle Mittel zu versuchen, redete unser Held

einen Herrn an, der, glücklicher als er, eben im Begriff war durch die Eingangstür zu der Logengalerie zu treten.

„Mein Herr,“ spricht er, „Sie haben ein Billett?“

„Allerdings, mein Herr.“

„Wollen Sie mir es ablassen?“

„Wofür halten Sie mich?“

„Ich gebe Ihnen fünfhundert Franken dafür, ja, ich gebe Ihnen, was Sie dafür fordern.“

Mit einem verächtlichen Blick über die Schulter ging der glückliche Inhaber der Eintrittskarte, ohne weiter ein Wort zu verlieren, davon.

„Er hat recht, mich so abzufertigen,“ sagte der Russe zu sich selbst. „Wie ist es auch denkbar, daß ein Mensch, der einmal so glücklich ist, ein Billett zu der ersten Aufführung des ‚Propheten‘ zu besitzen, dumm genug sein könnte, es um irgendwelchen Preis nachher zu verkaufen.“

Indem er sich diesen Gedanken hingab, fühlte er einen leisen Druck an seiner linken Westentasche. Seine Rechte griff rasch dahin und erfaßte noch früh genug eine fremde Hand, die sich eben in den unerlaubten Besitz seiner Uhr gesetzt hatte.

Der Taschendieb suchte sich vergebens loszumachen. Der Russe hatte eine Faust wie Eisen und hielt den Elenden unentrinnbar gepackt.

„Dein Widerstand ist vergeblich,“ rief er, „ich werde dich der Polizei ausliefern.“

Der Dieb hatte sich bald überzeugt, daß hier alles Ringen vergeblich sei, und nahm nun seine Zuflucht zum Bitten. „Haben Sie Mitleid! Schonen Sie einen Unglücklichen, den nur die Not —“ stöhnte er leise mit kläglicher Stimme.

„Gut, mag sein,“ entgegnete der Russe, dem plötzlich eine Idee aufging, „ich will dich begnadigen, jedoch nur unter der Bedingung, daß du mir noch eine Eintrittskarte zur heutigen Oper verschaffst.“

„Ach, mit Vergnügen würde ich das tun,“ erwiderte der Dieb, „allein ich habe keine.“

„Was hindert dich das? Hattest du etwa eine Uhr, ehe du

die meinige packtest? — He? Wende doch dasselbe Mittel an, um ein Opernbillett zu bekommen, aber etwas geschickter!"

„Sie meinen also, daß ich ein Billett stehlen soll?"

„Gewiß! Dem ersten besten Opernbesucher, der hier vorüberkommt, eskamotierst du seine Einlaßkarte, ich bezahle dir für deine Mühe und Gewandtheit zweihundert Franken, unter der Bedingung jedoch, daß du mir mit dem Billett zugleich den Namen und die Adresse der Person angeben kannst, welcher du die Karte entwendest."

„Zweihundert Franken!" meinte der Taschendieb. „Es lohnt sich, den Versuch zu machen. Mein Herr Graf oder Prinz, ich werde Ihr ehrendes Vertrauen zu rechtfertigen wissen, ich bitte nur um fünf Minuten Geduld."

„Ans Werk denn! Du hast dich eben als sehr ungeschickt erwiesen. Es ist nun an dir, deinen Ruf wiederherzustellen."

Und der Dieb wetzte in der Tat seine Scharte glorreich aus, denn noch waren die fünf Minuten nicht verflossen, als der Russe schon im Besitze des ersehnten Opernbilletts und einer Brieftasche war, worin sich die Visitenkarten des Unglücklichen befanden, welcher durch die vereinten Kräfte eines moskowitischen Musikenthusiasten und eines Pariser Taschendiebes um den Genuß dieses seltenen Abends gebracht wurde.

Der Russe zahlte dem Taschendieb die versprochenen zweihundert Franken und eilte überglücklich ins Theater.

Am nächsten Morgen schrieb er dem Bestohlenen folgenden Brief: „Mein Herr! Ich habe mir gestern Ihr Opernbillett zu verschaffen gewußt, und ich fühle mich für das mir durch Sie verschaffte Vergnügen Ihnen zu sehr zum Danke verpflichtet, als daß ich Sie nicht wenigstens für den erlittenen Geldverlust zu entschädigen suchen sollte. Da ich nämlich weiß, daß die Plätze zu dieser Vorstellung sehr teuer verkauft worden sind und es deshalb leicht möglich ist, daß Sie für Ihr Billett fünfundzwanzig Louisdor bezahlt haben, so schicke ich Ihnen beifolgend diese Summe und bitte Sie außerdem, einliegendes Billett zur zweiten Vorstellung des ‚Propheten' gütigst mit in den Kauf nehmen zu wollen. Im übrigen bitte ich Sie, sich zur Erforschung meines Namens keine unnütze Mühe zu

geben. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich schon wieder weit von Paris." D. C.

Alte Leute werden nicht überall gehegt und gepflegt bis zu ihrem Tode; den meisten Naturvölkern sind sie unbequem. Als Darwin einmal einen Peschäräh fragte, warum man in Hungersnöten nicht lieber die Hunde verzehre statt der alten Frauen, erhielt er die drastische Antwort: „Hunde können Ottern fangen, alte Weiber nicht!" Die Naturvölker sehen in kranken und alten Leuten nur unnötige Esser. So sagen die Bewohner der Gazellenhalbinsel: „Die Alten können nicht mehr arbeiten, nützen zu nichts und müßten längst gestorben sein." Und so zählen sie zum Beispiel bei Volkszählungen in den Dörfern die alten Leute überhaupt nicht mehr mit. Liegt ein Kranker nach ihrer Ansicht zu lange auf dem Sterbelager, so erleichtern sie ihm den Abschied von diesem Dasein, indem sie ihn eines Tages fest in die Sterbematte einschnüren, so daß er erstickt. Liegt ihnen einer zu lange im Sterben, so kürzen sie seine letzten Augenblicke dadurch ab, daß sie ihn bei den Beinen in die Höhe ziehen, ihn kräftig schütteln oder mit kaltem Wasser begießen. Diesen Liebesdienst erweisen sie den Sterbenden regelmäßig beim Morgengrauen, und so sagen sie mit Sicherheit auch gewöhnlich voraus, der Kranke werde an einem bestimmten Morgen sterben. O. v. B.

Ein türkischer Flugversuch. — Im Jahre 1161 hat ein Sarazene einen Flugversuch mit einer höchst einfachen Maschine unternommen. Es geschah dies bei einer feierlichen Gelegenheit, als der Seldschuckensultan Kilidisch-Arslan II. den griechischen Kaiser Manuel Komnenos in Konstantinopel besuchte, und der Geschichtschreiber Niketas Akominates schildert dieses Ereignis als Augenzeuge in seiner Zeitgeschichte folgendermaßen: Damals kletterte ein Sarazene auf den Turm des Hippodroms und erklärte sich bereit, die Rennbahn zu durchfliegen. Er stand auf dem Turm, angetan mit einem sehr langen und breiten Gewande; es war weiß, und gebogene Weidenstäbe spannten den Stoff bauchig aus. Die Absicht des Sarazenen ging dahin, mit diesem Gewande wie ein Schiff mit seinem Segel zu fliegen, in dem der Wind

sich in den Wölbungen fängt. Aller Augen richteten sich auf ihn, sich auf das Schauspiel freuend, und die Zuschauer riefen oft: „Fliege! Fliege!“ und „Wie lange, Sarazene, willst du uns hinhalten und den Wind vom Turm abschätzen?“ Aber der Kaiser schickte zu ihm, um ihn von dem Wagestück abzuhalten, und der Sultan schwankte zwischen Furcht und Hoffnung hinsichtlich des ungewissen Ausgangs und war um seinen Landsmann besorgt. Dieser jedoch prüfte häufig den Wind und hielt die Zuschauer hin, indem er oft die Arme erhob und sie wie Flügel gebrauchend zur Flugbewegung herabzog, um den Wind aufzufangen. Als dieser ihm nun zum Tragen günstig erschien, schwang er sich wie ein Vogel hin und her und schien in der Tat in der Luft zu fliegen. Aber es währte nicht lange, da fiel er wie ein Sack zu Boden und gab seinen Geist auf, da ihm Arme und Beine und alle Knochen im Leibe gebrochen waren. A. E.

Warum gibt es so viele Hirschapotheken? — Wenn es heutigentags noch so viele Hirschapotheken gibt, so ist das kein bloßer Zufall. Warum gibt es denn keine Reh-, keine Eber-, keine Hasen-, keine Fuchsapotheken? Löwen- und Adlerapotheken sind ja noch bekannt, aber von einheimischen jagdbaren Tieren hat nur der Hirsch die Ehre, von den Apothekern als Schild erkoren zu werden.

Im Mittelalter gab es nämlich zahlreiche Wundermittel, die vom Hirsch herstammten. Es seien hier nur einige davon angeführt, die in der alten Heilkunst eine große Bedeutung hatten.

Sein Mark und Blut sollten äußerst kräftigend und stärkend wirken; verzweifelte, an allgemeiner Abzehrung leidende Patienten nähte man in eine frisch abgezogene Hirschhaut ein, und das Hirschkreuzlein oder Herzbein, eine Verknöcherung, wie sie sich bei mehreren größeren Wiederkäuern in der Herzscheidewand findet, galt als das beste Mittel, das fließende Blut zu stillen. Auch der Bast, den der sich fegende Hirsch von den Geweihen abstreift, wurde von den Waldbewohnern eifrig gesucht und wird heute noch gesammelt. Denn unter dem Überzug moderner Kultur schlummert im deutschen Volke

noch viel Aberglaube und viel Zauberkram, weit mehr, als die meisten Gebildeten denken. Jener abgeriebene Bast galt als bewährtes Mittel gegen Pestilenzen, Vergiftungen und dergleichen.

Der Hirsch wurde überhaupt als giftwidriges Tier angesehen, und schon im Mittelalter ging die Sage von der Feindschaft zwischen ihm und den Giftschlangen, die er verfolgen und töten solle, wo er nur immer eine erwische. K. Sch.

Die Quelle des Rheins. — Wohl ist die Zahl der Gletscherabflüsse groß, aus denen sich die Anfänge des Rheinstroms in der Graubündner Alpenwelt bilden; als eigentliche Quelle desselben gilt aber der Tomasee am südöstlichen Abhang der St. Gotthardgruppe, von dem wir eine Ansicht bieten. Aus diesem kleinen Alpensee, der zwischen hohen Bergwänden in einer Höhe von 2344 Meter seinen smaragdnen Spiegel ausbreitet, entspringt der Vorderrhein. Von drei Gletscherbächen genährt, entläßt der See einen Abstrom von 1 Meter Breite, der sogleich durch einen links vom Crispalt und rechts vom Cornera herabkommenden Zufluß verstärkt wird. In nordöstlicher Richtung und unter Aufnahme mehrerer anderen Zuflüsse durchströmt er darauf das 12 Kilometer lange Tavetscher Tal. Vom Lukmanier her fließt ihm sodann unweit Disentis der Rhein von Medels (früher als Mittelrhein bezeichnet) zu. Nach einem Lauf von 45 Kilometer vereinigt sich der Vorderrhein bei Reichenau mit dem Tomleschger Rhein, der aus dem Zapportgletscher in den Adulaalpen in einer Höhe von 2216 Meter entspringt und als der wasserreichste aller bisherigen Zuflüsse unter dem Namen Hinterrhein mit Recht als zweiter Quellstrom des Rheins betrachtet wird.

Als der St. Gotthard noch durch keinen Eisenbahntunnel durchbohrt war und die Reise über das Bergmassiv nach Italien zu Wagen oder zu Fuß ohnehin eine langwierige und beschwerliche war, wurde der Quellsee des Rheins, wie aus vielen Reisebeschreibungen hervorgeht, gern und viel von Touristen aus Deutschland besucht, denen der Gedanke, daß der Rhein Deutschlands schönster Strom sei und der Gedanke der „Wacht am Rhein“ das Herz bewegte. Die Gotthardbahn hat diesem

Verkehr großen Abbruch getan, und doch ist eine Wanderung von Göschenen am Nordportal des großen Gotthardtunnels



R. Eichhorn in Luzern phot.

Der Tomasee.

durch die Schöllenenschlucht, über die Teufelsbrücke, Andermatt und den Oberalppaß, wie dies schon Goethe hervorhob, sehr lohnend. Die 2030 Meter hoch liegende Oberalp mit ihrem

schönen Alpensee und dem Kur- und Posthaus ist überdies mit der Post oder Privatfuhrwerk erreichbar. Ein Weg von wenigen Stunden führt von hier über die Alp Tgetlems und die Alp Palidulscha und einen 200 Meter hohen Felsenwall in den wildromantischen Bergkessel, dem unser Rhein als quellklarer Gletscherbach entströmt. Der liebliche Tomasee, der nicht mehr als 400 Schritte lang und 200 Schritte breit ist, wird vom Six Madun noch um 600 Meter überragt. Von seinen Ufern kann man eine weite Strecke des Silberbandes überblicken, das der Rhein in frisch aufschäumendem Gefäll durch die üppig grüne, an Dörfern reiche Tallandschaft zieht. Südöstlich liegt das Maigelstal mit den kleinen Siarraseen; von ihm östlich erheben sich Piz Cavradi und Piz Paradis, die den Hintergrund unseres Bildes bilden. B. H.

Ein Musterdiener. — Im Heimatlande der Ossianischen Gesänge, nicht weit von dem Schlosse des alten Königs Macbeth, wurde ein echt schottisches Nationalfest gefeiert. Alle Würdenträger der Grafschaft fanden sich zu einem Festmahl zusammen und selbstverständlich alle im schottischen Nationalkostüm, dem kurzen Faltenrock, der nur bis ans Knie reicht, und über dem die reich verzierte Tasche aus Otternpelz hängt. Nicht wenige von diesen Honoratioren hatten ihren Diener mitgebracht, der aufwartend hinter dem Stuhle seines Herrn zu stehen hatte.

Das war auch der Fall bei einem Herzog, der dem schottischen Hochlande entstammte, sich aber infolge seiner geistigen Überlegenheit weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus großen Ansehens erfreute.

Beim Dessert ließ einer der Tischgäste seine Schnupftabakdose herumgehen, ein altes, außerordentlich schönes und wertvolles Erbstück, das allgemeine Bewunderung erregte. Sie fand jedoch den Weg zu ihrem Eigentümer nicht zurück, und als dieser beim Aufbruch nach ihr fragte, wußte niemand, wo sie geblieben war. Die Sache erregte Aufsehen, man stellte auf der Stelle Nachforschungen an, jeder beteiligte sich am Suchen, nichts blieb undurchstöbert, die Dose aber fand sich nicht.

Zu den eifrigsten Suchern hatte der erwähnte Herzog gehört, und niemand im Saale war betrübter und bewies

dem Besitzer des Prachtstücks lebhaftere Teilnahme als er, nachdem alle Bemühungen zur Wiedererlangung desselben ohne Erfolg geblieben waren.

Mehrere Monate später fand sich die nämliche Gesellschaft bei einer anderen festlichen Veranstaltung wiederum zusammen. Wieder stand der Diener hinter dem Herzog, und wieder hatte dieser, zum ersten Male seit jenem so unangenehm endigenden Festmahl, sein schottisches Kostüm angelegt. Als er zufällig mit der Hand an seine umgehängte Pelztasche stieß, fiel ihm ein harter Gegenstand auf, der darin zu stecken schien. Er griff hinein — und zog zu seinem unbegrenzten Staunen und Schrecken die vermißte Dose hervor.

Ganz verdutzt wendete er sich nach seinem Diener um und fragte ihn so laut, daß alle Umsitzenden es hörten: „Aber das ist ja die Schnupftabakdose, die wir damals so schmerzlich gesucht haben — du und ich mit am eifrigsten! Hattest du denn nicht bemerkt, daß ich sie in die Tasche gesteckt hatte?"

Hinter seiner vorgehaltenen Hand wisperte dies Muster verständnisvoller Diskretion für jedermann vernehmlich seinem Herrn zu: „Das schon, Euer Gnaden; aber ich dachte, Sie wollten sie behalten!" C. D.

Knochenfunde in früherer Zeit. — Häufig trifft man in Museen die Knochen gewaltiger Tiere der Vorzeit. Solche Knochen erregten noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einen gewaltigen Lärm. Dort, wo die Isère mit der Rhone zusammenfließt, fand man beim Kiesgraben ungeheure Röhrenknochen. Ein Doktor der Chirurgie untersuchte sie mit aller Wichtigkeit und Würde, die der Gegenstand erheischte, und erklärte, dies seien die Gebeine Teutobods, des riesigen Germanenfürsten, der als Gefangener hier treulos von Julius Cäsar ermordet worden sei. Er berechnete die Höhe des Toten auf 30 Fuß. Die Knochen wurden dann in mehreren Städten für Geld gezeigt, endlich aber in gerichtlichen Gewahrsam genommen. Nach zwei Jahrhunderten wurde im Justizpalast zu Bordeaux ein alter Saal umgebaut, wobei die Gebeine wieder zum Vorschein kamen. Es waren Mastodonknochen.

Im Jahre 1577 wurden in der Nähe von Luzern Mammut-

knochen gefunden. Ein Professor erklärte sie für Gebeine aufrührerischer, gefallener Engel. Die Knochen wurden zu „erbawlicher Schaw und Erweckung von frumem Mitleyd“ öffentlich ausgestellt und endlich mit vielem Pomp begraben.

Im Öninger Kalk ward das Gerippe einer rundköpfigen Eidechse gefunden. Ein Züricher Arzt erklärte es für die Reste eines vorsintflutlichen Menschen. In seinem Buch „De Physica sacra“ bestimmt er seine Länge auf fünf Fuß und erkennt deutlich „nicht bloß der Knochen Substanß, sondern auch Fleisch und noch weichere Theyl, als welche im Stain verkörpert. So z. B. etwas Übriges von der Nasen, ein ziemlich Stuck vom käuenden Maul usw.“

Zu den neuesten geologischen Kuriositäten gehört der „versteinerte Reiter“ im Walde von Fontainebleau. Im Jahre 1832 waren einige Knaben einer Parforcejagd nachgelaufen und glaubten in einer Felsgrotte die Gestalt eines Reiters samt dem Vorderteil seines Pferdes zu erkennen. Sie schlugen ein Stückchen des Reiters ab und zeigten es einem Apotheker, der darin tierischen Stoff erkannte. Jetzt wurde die Sache sensationell. Schlaue Spekulanten kauften den Felsblock und erlaubten dem Meißel etwas nachzuhelfen. Man erkannte nun deutlich einen Menschen, auf der Seite liegend, mit dem Rücken gegen die Zuschauer gewendet. Vergebens boten namhafte Gelehrte alles auf, das Volk über den wahren Ursprung dieses Felsblockes aufzuklären, er blieb „der versteinerte Reiter“. Ein Machtspruch des Gerichtes wegen Betrugs machte endlich der Sache ein Ende. B. R.

Voltaires Hirschfänger. — Voltaire, der große französische Dichter, war ungemein eigensinnig und besaß eine außerordentliche Abneigung, in Kleinigkeiten nachzugeben. Lieber verstieg er sich zu den unglaublichsten Behauptungen. Einmal fiel ihm ein, auf der Reise einen Hirschfänger haben zu wollen, und es wurde ihm ein ganzes Bündel zur Auswahl vorgelegt. Er nahm einen mit elfenbeinernem, mit Silber ausgelegtem Griffe und hatte sich in den Kopf gesetzt, nicht mehr als achtzehn Livres dafür zu geben, obgleich der Kaufmann durchaus vierundzwanzig dafür haben wollte. Voltaire rechnete alles einzeln vor, was es

kosten könne und fügte hinzu, daß der Kaufmann wie ein ehrlicher Mann aussehe und als solcher gewiß zugestehen müsse, die Waffe sei mit achtzehn Livres vollkommen bezahlt.

Der Kaufmann entgegnete, bei einem ehrlichen Manne gelte das Wort, er verlange nicht mehr, als der Hirschfänger wert sei und tue sich und seinen Kindern Schaden, wenn er ihn für weniger weggebe.

„Sie haben Kinder?“ fragte Voltaire.

„Fünf — drei Söhne und zwei Töchter.“

„Nun wohl, ich werde sorgen, Ihre Söhne unterzubringen, Ihre Töchter gut zu verheiraten. Ich habe Freunde bei der Finanzverwaltung, Ansehen im Ministerium. Aber lassen Sie uns zu Ende kommen; hier sind achtzehn Livres, die Sache ist abgemacht.“

Der Kaufmann, der seinen Mann kannte, dankte vielmals für die Verwendung, womit ihn Voltaire beehren wolle, blieb aber nichtsdestoweniger bei seinem Verlangen und ließ keinen Pfennig von dem Preise des Hirschfängers nach.

Der Handel dauerte eine volle Viertelstunde, Voltaire erschöpfte alle Mittel der Überredung vergebens, mußte aber schließlich wohl oder übel doch nachgeben und warf endlich höchst ärgerlich vierundzwanzig Livres auf den Tisch.

„Da haben Sie Ihr Geld!“ schrie er wütend. „Von einer Versorgung Ihrer Söhne und Töchter ist aber natürlich keine Rede mehr.“

Der Kaufmann bedauerte das außerordentlich und nahm vergnügt sein Geld. C. T.

Die Gelehrtensprache. — Bekanntlich hat fast jeder Mensch kleine Gewohnheiten, die, ohne daß es ihm eigentlich zum Bewußtsein kommt, einen Teil seines Selbst ausmachen, und es wäre wirklich überraschend gewesen, wenn die Gelehrten darin nicht etwas Krankhaftes erblickt und es nach allen Regeln der Wissenschaft bestimmt und katalogisiert hätten. Die Sprache wurde dabei um einige Ungeheuerlichkeiten vermehrt, wie aus folgendem ersichtlich ist. Am letzten Neurologenkongreß in Paris wurde die Angewohnheit vieler jungen Leute, bei jeder Gelegenheit an ihrem Bart zu zupfen, „Mistrakostrepsomanie“

getauft. Die Gewohnheit alter Fechtmeister und Tambourmajore, ihren Spazierstock oder Regenschirm in der Hand herumwirbeln zu lassen, nannten die Herren „Strepsorabdomanie“, und „Otodaktylomanie“ ist die Gewöhnung vieler Personen, plötzlich und ohne äußeren sichtbaren Anlaß den kleinen Finger ins Ohr zu stecken. Andere ziehen es vor, den Finger in den Mund zu stecken, das sind die „Stomadaktylomanen“, und wenn sie damit die üble Angewohnheit verbinden, sich die Fingernägel abzubeißen, so heißen sie „Onykophagomanen“.

Wer es sich zur Gewohnheit macht, auf Tischen und an Fensterscheiben zu trommeln, oder seinen Schritt nach einer Trommel oder einer vorüberziehenden Musik regelt, ist ein „Harmoniomane“, wer in seinen Bewegungen hastig und nervös ist, ist ein „Spingomane“, wer die besonders für seine Umgebung aufregende Gewohnheit hat, mit den Beinen zu baumeln, ist ein „Trepodomane“, und wer endlich die Beine während des Sprechens kreuzt und gar an seinen Strümpfen zupft, ist ein „Kratopodomane“.

Es bleibt uns nur übrig, eine Bezeichnung für die Gelehrten zu finden, welche es sich zur Aufgabe machen, alle Äußerungen des Menschen als krankhafte Manien aufzufassen, und da denken wir, daß die Bezeichnung der „Maniomanen“ durchaus am Platze wäre. C. A. L.

Opfer der Guillotine. — Die Zahl der Opfer der Guillotine während der französischen Revolution wird meist überschätzt, immerhin ist sie noch groß genug. Nach einer genauen Statistik beträgt die Gesamtzahl der während der Revolution Guillotinierten 2742. „Es gibt keine ansteckende Krankheit,“ sagt der Verfasser, „die damals nicht alle zehn Jahre in Paris einen größeren Verlust an Menschenleben gefordert hätte; schrecklich ist eben nur, daß in der Revolutionszeit verhältnismäßig so viele Frauen, Greise und Kinder hingerichtet wurden.“ Vom 26. August 1792 bis zum 15. August 1794, also in einem Zeitraum von 718 Tagen, wurden diese 2742 Menschen hingerichtet, und zwar 2398 Männer und 344 Frauen. Unter dieser Zahl waren 41 Kinder bis zu fünfzehn Jahren, 390 Jugend-

liche zwischen fünfzehn und dreißig Jahren, 610 zwischen dreißig und vierzig, 623 zwischen vierzig und fünfzig, 475 zwischen fünfzig und sechzig, 313 zwischen sechzig und siebzig, 102 zwischen siebzig und achtzig, 12 über achtzig Jahre und 53, deren Alter nicht feststeht. v. B.

Die jüngste Urgroßmutter. — Frau Eda Bertonelle, eine Schneiderin aus dem Quartier Montmartre zu Paris, dürfte sicherlich die jüngste Urgroßmutter der Welt sein. Als vor kurzem ihr Urenkel angemeldet wurde, stellte es sich heraus, daß sie mit vierzehn Jahren in Mailand geheiratet hatte. Mit fünfzehn Jahren bekam sie das erste Kind, das mit fünfzehn Jahren einen Mann nahm, um ihrer Mutter in ihrem sechzehnten Lebensjahre den ersten Enkel zuzuführen. Frau Bertonelle war also mit einunddreißig Jahren schon Großmutter. Ihr Enkel heiratete mit noch nicht siebzehn Jahren eine gleichalterige Gefährtin, und nach einem Jahre konnte jetzt Frau Bertonelle im achtundvierzigsten Lebensjahre schon Urgroßmutterfreuden genießen. O. v. B.

Ein teures Andenken. — Die Prinzessin E. stattete dem Komponisten Gounod in seiner Villa in St. Cloud einen Besuch ab und ging durch das Vorzimmer, wo sie auf einem Teller, der auf dem Kamin stand, einige Kirschkerne liegen sah. Sie nahm einen derselben und verbarg ihn sorgsam in ihrem Handschuh.

Nach einiger Zeit erwiderte Gounod den Besuch, während dessen ihm die Prinzessin lächelnd und errötend eine Brosche zeigte, die einen mit Brillanten besetzten Kirschkern enthielt, und ihm die Herkunft des Steines berichtete.

„Das muß ich meiner alten Köchin erzählen,“ erwiderte Gounod lächelnd, „denn das wird sie hoch erfreuen. Die Brave liebt nämlich die Kirschen sehr — ich selbst esse niemals welche.“

Die Prinzessin hat die Kirschkernbrosche nie wieder getragen. D. C.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

liche zwischen fünfzehn und dreißig Jahren, 610 zwischen dreißig und vierzig, 623 zwischen vierzig und fünfzig, 475 zwischen fünfzig und sechzig, 313 zwischen sechzig und siebzig, 102 zwischen siebzig und achtzig, 12 über achtzig Jahre und 53, deren Alter nicht feststeht. v. B.

Die jüngste Urgroßmutter. — Frau Eda Bertonelle, eine Schneiderin aus dem Quartier Montmartre zu Paris, dürfte sicherlich die jüngste Urgroßmutter der Welt sein. Als vor kurzem ihr Urenkel angemeldet wurde, stellte es sich heraus, daß sie mit vierzehn Jahren in Mailand geheiratet hatte. Mit fünfzehn Jahren bekam sie das erste Kind, das mit fünfzehn Jahren einen Mann nahm, um ihrer Mutter in ihrem sechzehnten Lebensjahre den ersten Enkel zuzuführen. Frau Bertonelle war also mit einunddreißig Jahren schon Großmutter. Ihr Enkel heiratete mit noch nicht siebzehn Jahren eine gleichalterige Gefährtin, und nach einem Jahre konnte jetzt Frau Bertonelle im achtundvierzigsten Lebensjahre schon Urgroßmutterfreuden genießen. O. v. B.

Ein teures Andenken. — Die Prinzessin E. stattete dem Komponisten Gounod in seiner Villa in St. Cloud einen Besuch ab und ging durch das Vorzimmer, wo sie auf einem Teller, der auf dem Kamin stand, einige Kirschkerne liegen sah. Sie nahm einen derselben und verbarg ihn sorgsam in ihrem Handschuh.

Nach einiger Zeit erwiderte Gounod den Besuch, während dessen ihm die Prinzessin lächelnd und errötend eine Brosche zeigte, die einen mit Brillanten besetzten Kirschkern enthielt, und ihm die Herkunft des Steines berichtete.

„Das muß ich meiner alten Köchin erzählen," erwiderte Gounod lächelnd, „denn das wird sie hoch erfreuen. Die Brave liebt nämlich die Kirschen sehr — ich selbst esse niemals welche."

Die Prinzessin hat die Kirschkernbrosche nie wieder getragen. D. C.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 928 I

PAGE NOT AVAILABLE

dem Besitzer des Prachtstücks lebhaftere Teilnahme als er, nachdem alle Bemühungen zur Wiedererlangung desselben ohne Erfolg geblieben waren.

Mehrere Monate später fand sich die nämliche Gesellschaft bei einer anderen festlichen Veranstaltung wiederum zusammen. Wieder stand der Diener hinter dem Herzog, und wieder hatte dieser, zum ersten Male seit jenem so unangenehm endigenden Festmahl, sein schottisches Kostüm angelegt. Als er zufällig mit der Hand an seine umgehängte Pelztasche stieß, fiel ihm ein harter Gegenstand auf, der darin zu stecken schien. Er griff hinein — und zog zu seinem unbegrenzten Staunen und Schrecken die vermißte Dose hervor.

Ganz verdutzt wendete er sich nach seinem Diener um und fragte ihn so laut, daß alle Umsitzenden es hörten: „Aber das ist ja die Schnupftabakdose, die wir damals so schmerzlich gesucht haben — du und ich mit am eifrigsten! Hattest du denn nicht bemerkt, daß ich sie in die Tasche gesteckt hatte?"

Hinter seiner vorgehaltenen Hand wisperte dies Muster verständnisvoller Diskretion für jedermann vernehmlich seinem Herrn zu: „Das schon, Euer Gnaden; aber ich dachte, Sie wollten sie behalten!" C. D.

Knochenfunde in früherer Zeit. — Häufig trifft man in Museen die Knochen gewaltiger Tiere der Vorzeit. Solche Knochen erregten noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einen gewaltigen Lärm. Dort, wo die Isère mit der Rhone zusammenfließt, fand man beim Kiesgraben ungeheure Röhrenknochen. Ein Doktor der Chirurgie untersuchte sie mit aller Wichtigkeit und Würde, die der Gegenstand erheischte, und erklärte, dies seien die Gebeine Teutobods, des riesigen Germanenfürsten, der als Gefangener hier treulos von Julius Cäsar ermordet worden sei. Er berechnete die Höhe des Toten auf 30 Fuß. Die Knochen wurden dann in mehreren Städten für Geld gezeigt, endlich aber in gerichtlichen Gewahrsam genommen. Nach zwei Jahrhunderten wurde im Justizpalast zu Bordeaux ein alter Saal umgebaut, wobei die Gebeine wieder zum Vorschein kamen. Es waren Mastodonknochen.

Im Jahre 1577 wurden in der Nähe von Luzern Mammut-

knochen gefunden. Ein Professor erklärte sie für Gebeine aufrührerischer, gefallener Engel. Die Knochen wurden zu „erbawlicher Schaw und Erweckung von frumem Mitleyd“ öffentlich ausgestellt und endlich mit vielem Pomp begraben.

Im Öninger Kalk ward das Gerippe einer rundköpfigen Eidechse gefunden. Ein Züricher Arzt erklärte es für die Reste eines vorsintflutlichen Menschen. In seinem Buch „De Physica sacra“ bestimmt er seine Länge auf fünf Fuß und erkennt deutlich „nicht bloß der Knochen Substanß, sondern auch Fleisch und noch weichere Theyl, als welche im Stain verkörpert. So z. B. etwas Übriges von der Nasen, ein ziemlich Stuck vom käuenden Maul usw.“

Zu den neuesten geologischen Kuriositäten gehört der „versteinerte Reiter“ im Walde von Fontainebleau. Im Jahre 1832 waren einige Knaben einer Parforcejagd nachgelaufen und glaubten in einer Felsgrotte die Gestalt eines Reiters samt dem Vorderteil seines Pferdes zu erkennen. Sie schlugen ein Stückchen des Reiters ab und zeigten es einem Apotheker, der darin tierischen Stoff erkannte. Jetzt wurde die Sache sensationell. Schlaue Spekulanten kauften den Felsblock und erlaubten dem Meißel etwas nachzuhelfen. Man erkannte nun deutlich einen Menschen, auf der Seite liegend, mit dem Rücken gegen die Zuschauer gewendet. Vergebens boten namhafte Gelehrte alles auf, das Volk über den wahren Ursprung dieses Felsblockes aufzuklären, er blieb „der versteinerte Reiter“. Ein Machtspruch des Gerichtes wegen Betrugs machte endlich der Sache ein Ende. B. R.

Voltaires Hirschfänger. — Voltaire, der große französische Dichter, war ungemein eigensinnig und besaß eine außerordentliche Abneigung, in Kleinigkeiten nachzugeben. Lieber verstieg er sich zu den unglaublichsten Behauptungen. Einmal fiel ihm ein, auf der Reise einen Hirschfänger haben zu wollen, und es wurde ihm ein ganzes Bündel zur Auswahl vorgelegt. Er nahm einen mit elfenbeinernem, mit Silber ausgelegtem Griffe und hatte sich in den Kopf gesetzt, nicht mehr als achtzehn Livres dafür zu geben, obgleich der Kaufmann durchaus vierundzwanzig dafür haben wollte. Voltaire rechnete alles einzeln vor, was es

kosten könne und fügte hinzu, daß der Kaufmann wie ein ehrlicher Mann aussehe und als solcher gewiß zugestehen müsse, die Waffe sei mit achtzehn Livres vollkommen bezahlt.

Der Kaufmann entgegnete, bei einem ehrlichen Manne gelte das Wort, er verlange nicht mehr, als der Hirschfänger wert sei und tue sich und seinen Kindern Schaden, wenn er ihn für weniger weggebe.

„Sie haben Kinder?“ fragte Voltaire.

„Fünf — drei Söhne und zwei Töchter.“

„Nun wohl, ich werde sorgen, Ihre Söhne unterzubringen, Ihre Töchter gut zu verheiraten. Ich habe Freunde bei der Finanzverwaltung, Ansehen im Ministerium. Aber lassen Sie uns zu Ende kommen; hier sind achtzehn Livres, die Sache ist abgemacht.“

Der Kaufmann, der seinen Mann kannte, dankte vielmals für die Verwendung, womit ihn Voltaire beehren wolle, blieb aber nichtsdestoweniger bei seinem Verlangen und ließ keinen Pfennig von dem Preise des Hirschfängers nach.

Der Handel dauerte eine volle Viertelstunde, Voltaire erschöpfte alle Mittel der Überredung vergebens, mußte aber schließlich wohl oder übel doch nachgeben und warf endlich höchst ärgerlich vierundzwanzig Livres auf den Tisch.

„Da haben Sie Ihr Geld!“ schrie er wütend. „Von einer Versorgung Ihrer Söhne und Töchter ist aber natürlich keine Rede mehr.“

Der Kaufmann bedauerte das außerordentlich und nahm vergnügt sein Geld. C. T.

Die Gelehrtensprache. — Bekanntlich hat fast jeder Mensch kleine Gewohnheiten, die, ohne daß es ihm eigentlich zum Bewußtsein kommt, einen Teil seines Selbst ausmachen, und es wäre wirklich überraschend gewesen, wenn die Gelehrten darin nicht etwas Krankhaftes erblickt und es nach allen Regeln der Wissenschaft bestimmt und katalogisiert hätten. Die Sprache wurde dabei um einige Ungeheuerlichkeiten vermehrt, wie aus folgendem ersichtlich ist. Am letzten Neurologenkongreß in Paris wurde die Angewohnheit vieler jungen Leute, bei jeder Gelegenheit an ihrem Bart zu zupfen, „Mistrakostrepsomanie“

getauft. Die Gewohnheit alter Fechtmeister und Tambourmajore, ihren Spazierstock oder Regenschirm in der Hand herumwirbeln zu lassen, nannten die Herren „Strepsorabdomanie“, und „Otodaktylomanie“ ist die Gewöhnung vieler Personen, plötzlich und ohne äußeren sichtbaren Anlaß den kleinen Finger ins Ohr zu stecken. Andere ziehen es vor, den Finger in den Mund zu stecken, das sind die „Stomadaktylomanen“, und wenn sie damit die üble Angewohnheit verbinden, sich die Fingernägel abzubeißen, so heißen sie „Onykophagomanen“.

Wer es sich zur Gewohnheit macht, auf Tischen und an Fensterscheiben zu trommeln, oder seinen Schritt nach einer Trommel oder einer vorüberziehenden Musik regelt, ist ein „Harmoniomane“, wer in seinen Bewegungen hastig und nervös ist, ist ein „Spingomane“, wer die besonders für seine Umgebung aufregende Gewohnheit hat, mit den Beinen zu baumeln, ist ein „Trepodomane“, und wer endlich die Beine während des Sprechens kreuzt und gar an seinen Strümpfen zupft, ist ein „Kratopodomane“.

Es bleibt uns nur übrig, eine Bezeichnung für die Gelehrten zu finden, welche es sich zur Aufgabe machen, alle Äußerungen des Menschen als krankhafte Manien aufzufassen, und da denken wir, daß die Bezeichnung der „Maniomanen“ durchaus am Platze wäre. C. A. L.

Opfer der Guillotine. — Die Zahl der Opfer der Guillotine während der französischen Revolution wird meist überschätzt, immerhin ist sie noch groß genug. Nach einer genauen Statistik beträgt die Gesamtzahl der während der Revolution Guillotinierten 2742. „Es gibt keine ansteckende Krankheit,“ sagt der Verfasser, „die damals nicht alle zehn Jahre in Paris einen größeren Verlust an Menschenleben gefordert hätte; schrecklich ist eben nur, daß in der Revolutionszeit verhältnismäßig so viele Frauen, Greise und Kinder hingerichtet wurden.“ Vom 26. August 1792 bis zum 15. August 1794, also in einem Zeitraum von 718 Tagen, wurden diese 2742 Menschen hingerichtet, und zwar 2398 Männer und 344 Frauen. Unter dieser Zahl waren 41 Kinder bis zu fünfzehn Jahren, 390 Jugend-

liche zwischen fünfzehn und dreißig Jahren, 610 zwischen dreißig und vierzig, 623 zwischen vierzig und fünfzig, 475 zwischen fünfzig und sechzig, 313 zwischen sechzig und siebzig, 102 zwischen siebzig und achtzig, 12 über achtzig Jahre und 53, deren Alter nicht feststeht. v. B.

Die jüngste Urgroßmutter. — Frau Eda Bertonelle, eine Schneiderin aus dem Quartier Montmartre zu Paris, dürfte sicherlich die jüngste Urgroßmutter der Welt sein. Als vor kurzem ihr Urenkel angemeldet wurde, stellte es sich heraus, daß sie mit vierzehn Jahren in Mailand geheiratet hatte. Mit fünfzehn Jahren bekam sie das erste Kind, das mit fünfzehn Jahren einen Mann nahm, um ihrer Mutter in ihrem sechzehnten Lebensjahre den ersten Enkel zuzuführen. Frau Bertonelle war also mit einunddreißig Jahren schon Großmutter. Ihr Enkel heiratete mit noch nicht siebzehn Jahren eine gleichalterige Gefährtin, und nach einem Jahre konnte jetzt Frau Bertonelle im achtundvierzigsten Lebensjahre schon Urgroßmutterfreuden genießen. O. v. B.

Ein teures Andenken. — Die Prinzessin C. stattete dem Komponisten Gounod in seiner Villa in St. Cloud einen Besuch ab und ging durch das Vorzimmer, wo sie auf einem Teller, der auf dem Kamin stand, einige Kirschkerne liegen sah. Sie nahm einen derselben und verbarg ihn sorgsam in ihrem Handschuh.

Nach einiger Zeit erwiderte Gounod den Besuch, während dessen ihm die Prinzessin lächelnd und errötend eine Brosche zeigte, die einen mit Brillanten besetzten Kirschkern enthielt, und ihm die Herkunft des Steines berichtete.

„Das muß ich meiner alten Köchin erzählen,“ erwiderte Gounod lächelnd, „denn das wird sie hoch erfreuen. Die Brave liebt nämlich die Kirschen sehr — ich selbst esse niemals welche.“

Die Prinzessin hat die Kirschkernbrosche nie wieder getragen. D. C.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.







PAGE NOT AVAILABLE


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 928 I

PAGE NOT AVAILABLE



PAGE NOT AVAILABLE

